Der große Vormarsch 1915

Kriegsberichte von der Nordostfront

von

Rolf Brandt



Egon Fleischel & Co. — Berlin







Der große Vormarsch
1915

Im gleichen Verlag erschien der erste Teil der Kriegsberichte von
Rolf Brandt
Fünf Monate an der Ostfront

Bei Karl Reißner, Dresden, erschienen die Balladen von Rolf Brandt

Der große Vormarsch
1 9 1 5

Kriegsberichte

von

Rolf Brandt

Zweite Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1915

Druck: Hallberg & Büchting, Leipzig



Vorwort

Dem Vorwort, das ich meinem ersten Bande gesammelter Kriegsberichte vorschickte, muß ich bei diesem zweiten Bande dankbar hinzufügen, daß Umstände und Gelegenheit, die der Kriegsberichterstattung im Anfang des Krieges und bis nach der Winterschlacht nicht immer gewogen waren, sich für mich während der Frühlings- und Sommer-Offensive zu den denkbar günstigsten gestalteten. Die Aufgabe für das siegreiche, so schwer und heldenhaft arbeitende Ostheer wahrhaftes Zeugnis zu geben, Heimat und Heer auf der Brücke der Schilderung treu zu verbinden, die draußen wissen zu lassen, daß die zu Hause von ihren Kämpfen und Nöten, Sorgen und Siegen den Abglanz kennten, wirken, daß die an den anderen Fronten von dem Kampfglück und der Kampfnot ihrer Brüder wissen: dieser beglückenden Aufgabe konnte ehrlich gedient werden durch die verständnisvolle und freundliche Mitarbeit der für die Hindenburgsche Heeresgruppe maßgebende Presseabteilung. Während der Zeit, da ich den großen Vormarsch bei der Armee Gallwitz mitmachte, konnte ich nach freiem Ermessen in der vordersten Linie der Front, bei Bataillon oder Regiment, Divisionsstab oder Oberkommando weilen. Wenn irgendwo der Kriegsberichterstatter günstig gestellt werden konnte, so war er es unter der gütigen Fürsorge von Exzellenz Gallwitz und seinem Generalstabe.

Daß selbst unter diesen Verhältnissen dies Buch nur ein Stückwerk bleiben konnte, liegt an der Art seiner Entstehung aus Zeitungsberichten; aber dieselben Gründe, die mich beim ersten Bande zum fast unveränderten Abdruck dieser Berichte führten, sind mir auch noch heute entscheidend. Nur dem Kapitel von der Winterschlacht habe ich eine Einleitung vorgeschickt, die auf meinen damaligen Aufzeichnungen beruht. Sie soll die Bilder aus dem großen Winterringen in den notwendigen größeren Rahmen militärischer Bewegung stellen.

Wilna, Anfang Oktober. Rolf Brandt.



Inhalt

Stellungskrieg an den Grenzen

Schneetreiben an der Grenze

Armee-Oberkommando, den 10. Januar.

Tilsit.

Über die gefrorene Memel tanzen leichte weiße Flocken, sie fallen einzeln wie schwebende Kirschblütenblätter, die Aussicht ist frei dennoch. Die Landschaft unter dem zarten Geflocke ist stählern. Riesige Eisschollen sind zusammengefroren und bilden eine rissige und wuchtige weite Fläche, ganz fern blauen ein paar Hügelreihen. Die Brücken über dem Fluß zeigen wie wundervolle, schmale Stahlarme gegen den Feind.

Wir fahren über den schönen Eisenbogen, sehen zur Linken die Eisenbahnbrücke, ein paar Gehöfte, weiß überschneit, einen Dorfkrug, weißes, weites Land . . . Halt. Wir sind bei der Feldwache. Unsere schweren Fahrpelze fliegen in den Wagen, der für jeden Fall sofort kehrt macht. Unter dem arbeitenden Motor zittert er wie in Erwartung.

Die Straße ist durch Verhaue gesperrt. Man hat neue, mächtige Scheunentore über Erdwälle gelegt, Tannen darüber, die mit Stacheldraht verbunden sind. Wir zwängen uns durch eine Lücke und gehen auf einen kleinen Hügel, auf dessen Abhang eine große zweigeschossige Strohscheune steht. Nun sehen die Berge deutlich, dunkel, tannenschwer herüber. Die letzten Flocken verglitzern auf meinen Händen, es ist ganz klar geworden. Der Offizierdiensttuer, der die Feldwache hält, erklärt die Lage der Russen. Ein paar hundert Meter vor uns sieht ein Bauernhaus aus einer blitzweißen Baumgruppe. Da liegt eine russische Patrouille von neun Mann, dort ein wenig weiter rechts in dem großen Gehöft liegen auch wohl zehn Mann, da wo die Hügel steigen, steht russische Artillerie. Nicht viel. Dort sind auch ihre Hauptkräfte.

„Wie war es am russischen ersten Feiertag?"

„Die Russen haben ziemlich sinnlos in die Gegend gestreut mit ihrer Artillerie, nach Ragnit zu. Sie wollten wohl zeigen, daß sie wachsam wären. Sonst war's ruhig."

Das Land liegt still in tiefem Schnee, fern kräuselt Rauch aus einem Gehöft. Die Russen kochen Mittag.

Die Feldwache wird in zehn Minuten abgelöst, wir gehen zurück, um unsere Hauptstellungen zu sehen.

Wir rutschen die vereisten Wege entlang — ich benutze die Methode, die ich einmal als Bube bei steilen vereisten Abhängen als nützlich erprobt habe — und kommen in die Schützengräben. Es sind die saubersten, die ich bisher gesehen habe. Richtige kleine Zimmer. Die Wände mit Zeitungsbildern und Ausschnitten aus Zeitschriften tapeziert, ein kleiner Tisch in der Mitte, ein Ofen, eine Lampe, bitte, richtige Lampe. Die Decke hat man gegen die Hitze geschützt, indem man eine alte Heringsdose als Wärmefänger über den Lampenstand angebracht hat. Die Truppe, die hier liegt, hat ihren Ersatz hauptsächlich aus Berlin, so daß es mich gar nicht erstaunt, wie mir ein Musketier sagt:

„Wissen Se, Herr Leutnant," — das soll ich sein — „allens jut und jrün, aber 'ne Weiße, so 'ne richtige Weiße mit Himbeer, jibt's in janz Ostpreußen nich. Zu komischet Land."

Ich kann leider die Sorgen des Mannes nicht lange trösten, denn er muß eiligst zur Schmalzverteilung.

„Und jrade det Schmalz hier is wieda ausjezeichnet," wie er mir noch schnell versichert.

Man hat einen Raum geradezu als Lagerraum eingerichtet für Schanzzeug, Decken und Kohlen. Ein „Schlafsaal" für zwanzig Mann ist auch vorhanden.

Es ist ohne Übertreibung anzunehmen, daß es viele der Leute nicht so gut zu Hause haben wie hier im Schützengraben. Freilich ist die Stadt Tilsit nahe im Rücken und kann vieles hergeben, und freilich ist Ruhe an der Front. Nicht nur hier.

Ich bin in diesen Wochen nun von unserem äußersten linken Flügel in Ostpreußen bis zur äußersten rechten

Spitze, die nach Polen hinübergreift, vorn in den Schützengräben und bei den Feldwachen gewesen. Bis auf dem Punkt bei Mlawa, wo ein Angriff einsetzte, war überall die gleiche Ruhe oder die kleine Aktion um ein Gehöft, ein Dorf vielleicht, eine Aktion, deren Ende die Russen niemals abwarteten. Leichtes Tauwetter wechselte mit leichtem Frost, Schnee mit Landregen, das war im Grunde der einzige Wechsel. Die Russen haben nicht so ganz Unrecht, von der Festung Ostpreußen zu sprechen. Wenn Masuren voll von unzähligen Reihen von Drahthindernissen ist, die Gegend um Tilsit steht sicher kaum nach, und das Schußfeld über die eisglatten Memelniederungen ist kaum schlechter als über die Seenplatte, wie ich mich im Schützengraben vor Tilsit gut überzeugen konnte. Ich sah von der Schießrille aus das glitzernde Land meilenweit vor mir liegen, jedes Bäumchen war bis zu dem Hügelrand Zweig bei Zweig zu sehen. Die Russen haben auf ihren „General Winter" gehofft und mit ihm geprahlt, ich finde, daß sich der Winter hier an diesem Teil der Front durchaus neutral verhält, eher mit einem gewissen Wohlwollen für uns.

Auf der Straße von Tilsit nach Skaisgirren.

Wir fahren die vereiste Landstraße zurück zum A. O. K. 8. Die Schneekette am Hinterrad klirrt und bellt wie ein Kettenhund, der sich losreißen will. Immer lauter wird das hohe Klaffen. Ein kleiner Ruck, wir schleudern, und dann fast gleichzeitig der kleine Pistolenschuß des Gummireifens, aus dem die Luft entweicht. Eine Doppelpanne. Der Chauffeur arbeitet. Ich gehe auf der dunklen, schmalen Landstraße, die rechts und links von Schneewällen eingesäumt ist. Nach einiger Zeit bin ich aus dem starken Licht der beiden großen Scheinwerfer, die nur noch wie kleine gefallene Sterne auf dem Wege leuchten. Ab und zu fährt ein Schlitten vorbei, zuweilen trabt ein Kavallerist vorüber. Der gefrorene Boden knirscht bei jedem Schritt, ich gehe schneller auf der Straße von Tilsit nach Skaisgirren . . . Frieden zu Tilsit. Tilsit war neutral. Ein Drittel bezogen die Russen, ein Drittel die Franzosen, ein

Drittel die Preußen. Napoleon nahm von der Königin mit den wunderschönen Augen und dem deutschen Herzen die Rose, und er nahm Magdeburg trotzdem. Und der Zar war groß in Gesten und Worten und klein in dem, was er tat. Schon von damals blieb eine Rechnung, die nicht bezahlt wurde. Wir haben so viel vertraut... Ich wandte um. Der Wind von der Grenze schnitt in mein Gesicht, es war wie eine Erlösung, ihn zu fühlen. Er war hart und man mußte sich gegen ihn legen, wenn man vorwärts wollte auf der Straße von Skaisgirren nach Tilsit.

Beim A. O. K.

Die ostpreußische Stadt, in der das A. O. K. liegt, ist seit ein paar Tagen auch von den Schlittenglocken durchklingelt. Der Schnee will zuweilen schmelzen, aber gegen Abend setzt wieder leichter Frost ein, und die Schlitten können weiterkufen.

In den ersten Tagen, als der dichte Schnee fiel, war es so heimlich und lautlos in den Straßen, so zutraulich, daß man überall freundliche Gesichter sah. Große Scharen von russischen Gefangenen schaufelten und kehrten die weißen Berge zusammen unter Bedeckung von Landsturmleuten und unter dem Kommando ihrer eigenen Unteroffiziere. Die Einwohner freuten sich, ihre „Gäste" vom Herbst so nützlich zu sehen. Vielleicht konnte mancher Russe Wiedersehen feiern. Es war ordentlich lustig. Der Posten vor dem A. O. K. grinste freundlich, wenn er salutierte, und der Feldpostbriefträger, der mir regelmäßig meine Pakete und Sendungen bringt, sagte:

„Nun sind wir fünf Monate zusammen — aber wann kommen wir wieder ein bischen nach Rußland?"

Da kam mir der Schnee gar nicht mehr so lustig vor, und ich fand, daß der Mann vollkommen recht hatte.

Die Arbeit der . . Armee ist eintönig, schwer eintönig, und hier an ihrem Herzen oder ihrem Kopf merkt man das am stärksten. Es ist eine in vielem schwerere Pflicht, hier Tag für Tag den gleichen Dienst zu leisten, als wenn Bewegung und Marsch höhere Anforderung vielleicht, aber

auch höhere Freude, Glück des siegreichen Tages bringen. Das sieht man den Offizieren nicht leicht an, natürlich — Dienst ist Dienst —, muß es mit ihnen aber mitfühlen, der man das gleiche in seiner Aufgabe durchmacht.

Mlawa.

Soldau, den 15. Januar.

Wieder sauste das Auto durch die masurischen Wälder. Tauwetter fraß an den Schneeflächen, klatschend fielen mächtige weiße Lasten von den Kiefern und Tannen, an den Seengen schmolz das Eis und bildete gelbliche Ränder in den mattblinkenden Silberfarben, es war fast, als sollte diese merkwürdige Farbe des Vorfrühlings über die Seen kommen, aber der Himmel lastete bleigrau, Wellen kräuselten sich auf den breiteren Wässern. Das Land war drohend und unheimlich, es war, als erinnerte es sich der blutigen Herbstschlacht, die es mitgeschlagen, und als sei es bereit, immerdar bereit, gegen jeden einfallenden Feind zu kämpfen. Die Drahthindernisse gehen über seinen schweren Leib, in tausenden von Metern, aber sie sehen wie Spielzeug aus vor dem Drohen der mächtigen Wälder und dem grauen Warten der Sümpfe und Seen. Und doch sind sie alles andere als Spielzeug, sie haben diesem Krieg den Stempel gegeben, diese dünnen, zackigen Drähte zwischen den halbmannshohen spitzen Holzpfählen, sie haben auf allen Fronten sein Gesicht bestimmt, ohne sie wäre die Taktik des Schützengrabens unmöglich.

In zwanzig Metern Breite zieht sich das Drahtverhau durch den Wald, man meint zuerst, mit der Drahtschere wäre das leichte Drahtwerk bald zerschnitten, bis man merkt, daß diese vergitterten Waldschneisen ohne Riesenverluste unüberschreitbar sind. In bestimmten Abständen stehen Blockhäuser, die die ganze Strecke bis zum Feuerbereich des nächsten Blockhauses in sicherem Schußfeld haben.

Ich trete in eines der Häuser und sehe den freien Waldstreifen kilometerweit entlang. Die Hütten sind zweigeschossig mit betonierter Decke, zu der eine Stiege hinauf-

führt. Unten sind die Schlafräume für die Wachmannschaft. Man hat faustdicke Kokosmatten als Schlafunterlagen. Die lassen sich bei Tage zusammenrollen, sind sauber, verhältnismäßig weich und warm. Das Licht fällt durch die schmalen Schießscharten, in dem Ofen brennen mächtige Eichenkloben.

„Hier kommt keine Katze durch," sagt der Unteroffizier, da läuft auch schon ein Hase durch das Hindernis. Er bleibt in der Mitte halten, selbst in der beginnenden Dämmerung hebt er sich deutlich von dem weiß-braunen Untergrund des Waldbodens ab. Der Unteroffizier gibt zu, daß hier ein Hase durchkommt, denn Meister Lampe saust plötzlich in das bergende Dunkel der Wacholderbüsche auf der anderen Seite.

Die Kiefern werfen ihre klatschenden Schneelasten auf das Dach der Blockhütte, man hört den Wald rauschen und hört das Streifen des Windes an den Drähten. Es wird dunkel. Die Mannschaften stecken sich ihre Pfeifen an, aber es wird noch kein Licht gemacht. Die rote Glut des Ofens scheint auf den Steinfliesen.

Wir müssen zu unserem Auto zurück, die Strohschütten in Mlawa warten auf uns.

Es scheint wieder kälter zu werden oder ist es nur so, weil Wald und Land und Wasser zur Nacht noch herber zusammenstehen.

Das ganze Waldgebiet ist wie auf der Wacht gegen den Feind. Die Bäume schauern unter dem Wind, man hört nur ihr drohendes Sprechen. Unser Schritt klingt nicht.

Das Auto trägt uns weiter, und die matten Lichter des fernen Grenzortes scheinen mir freundlich nach dem drohenden Land. Und doch, eben da mich Müdigkeit schwer überfällt, da die Kerze gerade noch Licht für den Schlußpunkt geben will, fühle ich, daß dieser Weg durch den masurischen Wald wie ein lebendiges Erlebnis war.

Morgen werden wir in Mlawa sein . . . Die Kerze flackert, ich höre die ruhigen Atemzüge meiner Wirtsleute. Der Schritt des Postens in der Nähe meines Fensters klirrt regelmäßig auf dem Pflaster.

Mlawa, den 18. Januar 1915.

Napierken liegt hinter mir. Die Bergreihe, die vor drei Wochen die Russen hielten, wird von unserem Auto schnell befahren, der Wind bläst stärker über das flache, trostlose Land. Kuklin — halb zerschossen, dreckig, mit niedrigen Holzhäusern — huscht vorüber. Uniszki Zawadzkie wird erreicht, ein schlechter Wald liegt jetzt zu beiden Seiten der Straße, die breit und verhältnismäßig gut gehalten, durch den Forst zieht. Polnische Arbeiter unter Aufsicht von deutschen Posten fällen kleine, zerzauste und verkrüppelte Kiefern für die Zwecke der Heeresverwaltung. Das Waldstück ist nicht breit, schon tauchen zwei schöne, blauweiße Türme auf, Häuserreihen heben sich aus dem schmutzigen, schmelzenden Schnee der Felder: Mlawa.

Wie so viele dieser polnischen Städtchen, wie Wilkowischki, wie Suwalki, sieht das Fernbild lockend und schön auf den Ankommenden. Die Kirchen und die paar Regierungshäuser versprechen mehr aus der Ferne als die Nähe nachher halten kann, oder wie Leutnant B. es kurz und militärisch knapp charakterisierte: „Sie denken, es ist eine Stadt, aber es ist eine Mistfinkenhöhle."

Ganz so schlimm war Mlawa nun nicht. Es steht ja auch seit dem 22. Dezember wieder unter deutscher Verwaltung. Die Straßen, durch die wir zum Stab des Oberbefehlshabers der in Mlawa liegenden Truppen fuhren, waren auffallend sauber und ordentlich. Der Marktplatz wimmelte von Menschen, überall an den Türen stand die jüdische Bevölkerung und sah auf die fremden Autos mit der Flagge des Armee-Oberkommandos. An den kleinen Verkaufstischchen, die in den Hausfluren oder auch direkt auf der Straße standen, drängten sich die Soldaten, Tee zu trinken oder Backware zu kaufen. Wir hatten noch nicht Zeit, Studien zu machen, da wir uns zunächst beim Stab melden mußten.

Der Chef des Stabes, Oberstleutnant W., empfing uns mit sehr großer Liebenswürdigkeit und versprach, daß man

uns alles zeigen wolle, was sich irgend mit den militärischen Interessen vereinigen ließe. Es wäre ja auch hier nicht viel Bewegung. Immerhin, die Kavallerie nimmt eine gewaltsame Erkundung bis zur Weichsel vor, und man weiß nicht, was sich daraus entwickelt. „Unsere Hauptstellungen werden Sie morgen sehen und zu der Überzeugung kommen, daß wir Mlawa, das wir zum fünften Male haben, jetzt vermutlich für die Dauer des Krieges behalten werden. Mindestens."

Der Oberstleutnant sprach dann von dem Rückzug am 15. Dezember, der in den russischen Zeitungen und natürlich auch in den Organen der Dreiverbandspresse als großer russischer Erfolg gegen die deutsche Mlawa-Armee hingestellt wurde. Die Russen meldeten vor allem, daß ihnen große Mengen Kriegsmaterial, Medikamente, Lebensmittel usw. in die Hände gefallen wären. Wir haben tatsächlich nichts verloren! Zwei Eisenbahnwagen mit Brot entgleisten und waren nicht schnell genug fortzubringen. Darauf wurden den vorbeimarschierenden Truppen die Vorräte freigegeben. Die Mannschaften nahmen sich natürlich ordentliche Rationen mit auf den Marsch, so daß die Wagen in kürzester Zeit geleert waren, und die ganze Beute der Russen zwei leere Eisenbahnwagen bildeten, dazu noch ein paar hundert Spaten, die in einem Keller vergessen worden waren. So sah die Siegesbeute der Russen in Wirklichkeit aus! Ihre Freude, Mlawa wieder zu besitzen, dauerte ja dann auch nur sechs Tage, und die hier eingesetzten deutschen Truppen hatten die Russen veranlaßt, ihrer Front in Südpolen beträchtliche Kräfte zu entziehen, um sie gegen Mlawa — ohne jeden dauernden Nutzen — einzusetzen.

Inzwischen sind unsere Truppen ja weit über Mlawa vorgeschoben worden. An der Hand ausgezeichneter Karten, zu denen man die russischen, die man nach unserer deutschen Auffassung verbessert und verändert hatte, als Grundlagen benutzt hatte, zeigte uns der Oberstleutnant unsere äußersten Positionen und orientierte uns über das Gelände.

Wir gingen in die mit aufmerksamster Fürsorge vorbereiteten Quartiere. Der Ortskommandant hatte in einem

der großen, recht städtisch aussehenden Häuser am Markt drei Schlafräume und einen Wohnraum für uns belegt, und zwar bei dem Hausbesitzer selbst, der Firma Frank und Pissitz. Die sechs Söhne des Hauses in langen, schwarzen Röcken standen da, die kleinen, schwarzen Seidenkappen — ähnlich in der Form wie manche unserer Studentenmützen, aber mit Schirm aus demselben Stoff — in der Hand. Herr Frank und Pissitz nebst Frau begrüßten uns freundlich. Sie versicherten uns sofort:

„Hat gewohnt in diese Quartiere Prinz Joachim. Ä feiner Herr, ä nobler Herr! Hat er gesagt, daß die Quartiere seien ausgezeichnet. Werden Sie sagen dasselbe."

Die Familie Frank und Pissitz — ich habe nie herausbekommen, wie sie einzeln hieß — zog sich zurück, und wir richteten uns ein, wobei sich herausstellte, daß wir in der Tat fürstlich untergebracht waren. Die mächtigen russischen Öfen mit den mauersteingroßen Kacheln und dem vorzüglichen Verschluß pusteten Wärme, wir konnten uns für Mlawa „vorbereiten".

Unten an der Ecke, an der wir auf den Stadtkommandanten, der uns ein paar Baulichkeiten zeigen wollte, warteten, las ich den Grund der auffallenden Sauberkeit der Straßen. Da war ein Kommandanturbefehl des preußischen Ortskommandanten angeschlagen.

Kommandantur-Befehl.

Die Haus- und Hofbesitzer der Stadt haben die Häuser und Höfe sowie die an ihren Häusern vorbeiführenden Bürgersteige und Straßen einschl. der Rinnsteine bis zur Mitte der Straße ständig zu reinigen. Ebenso sind die Aborte rein zu halten und täglich mit Kalkmilch zu begießen. Wer diesem Befehle nicht nachkommt, wird mit einer Geldstrafe von 10 M., im Wiederholungsfalle von 20 M. und mit Haft bestraft.

Königlich Preußische Etappen-Kommandantur
B......
Hauptmann und Etappen-Kommandant.

Wirklich, der Befehl und die energischen Versuche, ihm Geltung zu verschaffen, hat Erstaunliches bewirkt. Aber mit Schaudern stellte ich fest, daß die letzten zwei Sätze, wenn man ihre Durchführung tatsächlich erzwingen wollte, Mlawa zur ärmsten Stadt Polens machen würden. Auch ein preußischer Ortskommandant kann hier keine Wandlung schaffen! Immerhin hatten mich die Erfahrungen von anderen Teilen Nordpolens her früher schon abgehärtet, das Judenbad von Mlawa ließ selbst die größte Abhärtung in diesen Dingen zuschanden werden.

Die deutsche Besatzung hat das Badehaus, das die Russen in einem unbeschreiblichen Zustand hinterlassen hatten, wieder in Ordnung gebracht. Es war die berühmte Herkulesarbeit, die geleistet wurde. Ursprünglich waren die Einrichtungen gut, nur müssen sie jahrelang verwahrlost worden sein. Die Zellen sind gekachelt, die Wannen für die erste Klasse tief in die Erde gelassen, mit schönem, breitgemauertem Rand. Jetzt sieht das Offiziers- und das Mannschaftsbad recht erträglich aus. Als ich die Räume sah, wurden sie eifrig benutzt, und mehr als zwanzig Grenadiere warteten auf das Freiwerden einer Zelle — die Wohltat dieser Einrichtung kann man nur richtig beurteilen, wenn man einige Zeit in den polnischen Dörfern gelegen hat. Ein Offizier, der eben gebadet hatte, meinte, daß es noch was Schöneres überhaupt nicht gäbe. Jedenfalls könne er es sich nicht vorstellen . . .

Wir gingen in den anderen Teil des Hauses, den man den Juden gelassen hat. In einem großen Bassin schillerte eine schwarze Flüssigkeit. „Das ist ihr Badewasser," sagt der Landwehrmann, der den Raum bewachte. „Da steigen Dienstags und Freitags 200 Personen, so viel nur hineingehen, hinab und baden. Sie denken garnicht daran, das Wasser zu erneuern."

„Da hinein?" fragte ich.

„Da hinein," sagte der Mann.

Ich verließ fluchtartig den Raum, und noch am Abend durchschauerte es mich, als wir in einer der zahllosen Teestuben saßen und ein Kollege mir als gräßlichste Verwünschung im Scherze zurief: „Baden sollen Sie im Juden-

bad zu Mlawa!" Es war ein sehr harter Scherz. Er fiel in der merkwürdigsten Umgebung. Wir hatten beim Stab gegessen, waren durch die Stadt gebummelt, vorbei an den vielen kleinen Laden und Lädelchen, den Ständen mit Brot, den Tischchen, auf denen der Samovar brodelte, und drei, vier Tassen oder Gläser für den Vorübergehenden bereit standen, und nun nach zehn Uhr abends waren wir in ein Teehaus gegangen. Das klingt sehr verheißungsvoll, aber man muß alle Begriffe, die sich sonst mit dem Wort verbinden, über Bord werfen, wenn man die schmale, ausgetretene Stiege zu dem Mlawensischen Teehaus hinaufsteigt. Eine kleine, ursprünglich weiße Fahne mit einer Ente darauf hängt über der Tür, die so niedrig ist, daß ich mich beim Eintreten beugen muß, ein dunkler Flur, der bis zu dem Hof auf der Rückseite des Hauses führt, eine Tür zur Rechten, die sich in eine niedrige Stube öffnet. Auf dem ovalen Tisch brennt eine Kerze, ihr flackerichtes Licht geht über die dunkle Gestalt des Wirtes, der am Ofen lehnt und mit tiefer Verbeugung grüßt. Er ist Schuster. „Nix zu tun in dem Krieg," sagt er. Seine klugen, braunen Augen taxieren uns ab. Zwei Töchter, blonde jüdische Schönheiten, fragen nach unseren Wünschen. Die Mutter setzt den Kessel auf den niedrigen Herd, den man durch die offene Küchentür sehen kann.

Es ist erstaunlich, wie ruhig und klug diese Menschen sprechen. Nur einmal muß ich lachen, als der Alte mir erklärt, daß ja Deutsch große Ähnlichkeit mit dem Jiddischen habe. „Se sagen: gebadet, mir sagen: gebuden, Se sagen Tee, mir sagen Tei." Dann erzählt der Mann von dem Rückzug der Narew-Armee nach der Schlacht von Tannenberg. „Mer haben gewußt, daß ist geschehen ein graußes Unglück. Sie sind gekommen durch Mlawa zehn Täg und zehn Nächt. Dann sind sie zurückgekommen wieder, einen Täg, eine Nächt, und noch einen halben Täg. Haben mer gewußt, daß ist geschehen das Unglück. Hat uns keiner gebraucht zu sagen. Sie sind gekommen einzeln, einer hat gehabt ä Gewehr, der andere hat gehabt nix, der eine hat aufgehabt ä Hut, der andere ist gegangen mit ä jiddische Kappen. Haben se nix gesagt und sind se gegangen weiter,

Müde sind se gewesen, sehr müde, meine gute Herr. Denn am anderen Tag waren da die preußischen Husars."

Ich sah das Bild der geschlagenen, vernichteten Armee, es stand riesengroß vor mir in dem Dunst der kleinen Stube, und die tiefliegenden Augen des armen jüdischen Schusters funkelten wie in Genugtuung. Ich ging auf die nächtliche Gasse. Sie lag in undurchdringlicher Finsternis. Fern vom Marktplatz her, auf den sie führte, leuchtete das matte rote Licht vor dem Hause der Etappe. Ich ging in die Dunkelheit hinein nach der anderen Richtung. Da horchte ich auf. Kanonendonner. Und mit einem Male wurde der Himmel hell. Eine weiße Strahlengarbe huschte fern über die grauen Vorhänge. Ein russischer Scheinwerfer. Der Kanonendonner war jetzt deutlich und stark, das Scheinwerferlicht überflackerte unruhig den Horizont. Die Russen hatten unsere Kavallerieerkundung aufgehalten. Sicher. Draußen in der fernen grauen Ebene begann das Gefecht. Ich ging weiter und weiter, und plötzlich fand ich die Richtung nicht mehr. Meine Taschenlaterne nutzte nicht viel. Hinter einem der Fensterläden schimmerte Licht. Ich klopfte an. „Mer schlafe schon." „Ich will Tee," sagte ich, da öffnete ein schwarzhaariges, junges Mädel das Fenster. „Wo komme ich hier hin," fragte ich und zeigte die Straße entlang in die Dunkelheit. Sie schüttelte den Kopf: „Das ist die Straße nach Warschau, mein guter Herr."

Sie zeigte dann den Weg.

Langsam fand ich mich durch das Gewirre der Gassen zurück. „Das ist die Straße nach Warschau, mein guter Herr . . ."

Ratowo bei Radzanowo, den 19. Januar.

Die deutschen Hauptstellungen liegen in unregelmäßigem Halbkreis um die Stadt Mlawa in Entfernung von einer ganzen Anzahl von Kilometern. Im Osten und Nordosten macht sumpfiges Gelände einen Angriff fast zur Unmöglichkeit. Nach Richtung Radzanow und Biezun sind die Verteidigungsanlagen außerordentlich stark aus=

gebaut. Man hat Zeit und Ruhe dazu gehabt, denn die eigentliche Linie ist über dreißig Kilometer weiter vorgeschoben. Man hat so ganz ausgezeichnete Anlagen mit Benutzung aller Erfahrungen, die der Schützengrabenkrieg gezeitigt hat, herstellen können. Für die in Reserve liegenden Truppen sind ganze Erdwohnungen und Schlafräume in die leicht ansteigenden Erdwellen eingegraben.

Ich sah einen Raum, der für zwanzig Mann bestimmt war. Ein langer Laufgraben, der tief eingeschnitten war, führte zu dem Eingang, den eine sauber gezimmerte Tür ordentlich verschloß. Die Wände innen waren sorgfältig mit Brettern verkleidet, nach der rückwärtigen Seite hatte man einen schmalen Schacht durch das Erdreich gegraben und ein kleines Fenster angebracht. Rechts und links war der Raum zu drei Vierteln von abgeteilten Strohschütten eingenommen. Gegenüber dem Eingang stand ein weißer einfacher Kachelofen, um den herum Platz für tannene Bänke ausgespart war. Über jedem Lagerplatz war ein Brett und ein Haken für Sachen und Tornister, außerdem lief ein breiter Holzbord längs der ganzen Wand. Alles war auf Zweckmäßigkeit gestellt, und trotzdem war der Eindruck des Raumes ausgesprochen künstlerisch, als ob die Abmessungen und die Raumverteilung von einem Raumkünstler vorgenommen worden wären und nicht von einem Pionierleutnant. Den gleichen Eindruck hatte ich bei einem kleinen Raum für Offiziere. Es hat mit der Kriegsführung nichts zu tun diese Sauberkeit und diese Schönheit der Nützlichkeit, aber sie gehört ebenso zu unserem endlichen gewissen Sieg wie die schmalen Bände von Goethe und Schiller, von Bismarck-Briefen und naturwissenschaftlichen Schriften, die auf den glatten, tannenen Borden liegen werden.

Ein ziemlich langer unterirdischer Gang führt zu dem eigentlichen Laufgraben, der in den Schützengraben mündet. Es ist eine völlige unterirdische Stadt vorbereitet; Ablösung und Verstärkung können, ohne daß der Feind es nur im geringsten merken kann, in die vorderste Linie gebracht werden.

Der eigentliche Schützengraben hat ein flaches Gelände

vor sich, eine kleine Welle, die einzige Stelle, an der ein Angriff versucht werden könnte, kann in Flankenfeuer genommen werden, da man ein richtiges Fort angelegt hat, das sich vor die Stellung hinausschiebt und von drei Seiten mit dem breiten Stacheldrahtgitter geschützt ist. Bataillone von Armierungsarbeitern arbeiteten an den Stellungen, als wir sie besichtigten. Zufällig kam General Surèn mit seinem Adjutanten — hinter sich die berittene Stabswache — ins Gelände geritten, um sich von dem Fortgang der Arbeiten persönlich zu überzeugen. Der liebenswürdige Kommandierende gab mir über die Stellungen und den Stand der Gefechte bei Radzanowo und Biezun, dessen Ergebnis ja inzwischen amtlich gemeldet sein dürfte, weitere eingehende Erklärungen. Der General meinte aber gleich, daß mit dem Auto nach Biezun schlecht durchzukommen sein würde, denn russische Wege wären eben russische Wege, und Panne bliebe Panne, immerhin stellte er anheim, den Versuch zu machen . . .

Schon die vielen Kolonnen, die fast ebenso schnell wie unser Auto fuhren, zeigten, daß das Gefecht zum Stillstand, wenn nicht zum endgültigen Stillstande gekommen sein müsse. Man zieht keine Bagage nach, wenn der Kampf nicht entschieden ist. Der Spiegel der versumpften und trägen Mlawa steht stellenweise kaum einen halben Meter unter dem Niveau der Landstraße. Der Rückzug der Russen am 22. Dezember muß unter großen Verlusten stattgefunden haben, denn wenn die Straße mit Artillerie belegt wird, wie es deutscherseits geschah, muß die Wirkung auf die zurückgehenden Truppen dezimierend sein. Die russischen Verluste lassen sich nur vermuten, sie sind schwer genau festzustellen, weil die Russen, falls sie nur irgend können, auch die Toten und Schwerverwundeten mit zurückführen.

Seit dem gestrigen Abend hatte leichter Frost eingesetzt, so daß die Wege überfroren waren. Wir kamen also mit dem Auto immerhin vorwärts. Es war nur schwer zu übersehen, wie weit die gefrorene Oberschicht grundlose Löcher überspannte. Unweit Szrensk erreichte uns das Schicksal, die Vorderräder saßen in einem Schlammkessel, der überhaupt keinen Grund zu haben schien. Wie immer

halfen unsere Bemühungen, unser ruckweises Schieben, das Unterlegen von Bohlen und Brettern gar nichts. Erst ein paar tüchtige Gäule von einem vorbeifahrenden Bagagewagen schleppten den Wagen mit Hot und Hüh aber ohne jede Anstrengung heraus.

Wir zogen von jetzt an den Fußmarsch vor. Patrouillen überholten uns, Infanteriezüge marschierten vor uns, Feldküchen wurden herangebracht. Das Gefecht war zu Ende, die Russen hatten ihren Vorstoß über den Wkra-Abschnitt von Plock her aufgegeben. Am heftigsten waren die Kämpfe um das Vorfeld der Hügel 105 und 155 nördlich von Biezun. Die Russen hatten dabei eine große Anzahl von Gefangenen gelassen. Das Gelände ist unübersichtlich dort, es geht teilweise um einen Kampf um Einzelgehöfte. Ein Unteroffizier und ein Gefreiter von der leichten Munitionskolonne nahmen allein fünfzig Russen in einem Gehöft gefangen. Die beiden deutschen Artilleristen hielten das Gehöft für frei, schritten durch den Hofraum und sahen die Russen beim Schlachten: „Hände hoch! Ergebt euch!" schrie der Unteroffizier, und der Gefreite legte den Karabiner an. Da die Russen überzeugt waren, daß geladene Karabiner auch losgehen können, ließen sich alle fünfzig Mann gefangen nehmen. Sie wurden mit den anderen nach Mlawa abtransportiert.

Die Entwicklung der Gefechte ergab sich aus der deutschen Kavallerie-Erkundung nach der Weichsel. Die Erkundung wurde mit vorzüglichem Resultat durchgeführt, aber bei dem Zurückgehen auf ihre Linie wurde die Kavallerie von Plock her in der südlichen Flanke angegriffen.

Plock, die alte Residenzstadt der Herzöge von Polen und Masowen, Bischofssitz, ist auch im Frieden mit starker Garnison belegt. Eine Kavalleriebrigade, die 15. Dragoner Perejaslaw und das 15. tartarische Ulanenregiment sowie die 10. reitende Artillerie-Division stehen dort. Jetzt sind vermutlich gegen zehntausend Mann dort zusammengezogen, wobei freilich viel Reserven und auch Reichswehr sein mögen. Auf jeden Fall griff neben starker Kavallerie mindestens eine Infanteriedivision unsere Kavallerie an, die zurückgehen mußte und um Infanterieunterstützung

bat. Deutsche Infanterie wurde angesetzt, und in den Kämpfen bis zum 19. wurden die Russen blutig zurückgeworfen, wobei unsere Verluste verhältnismäßig gering waren. Unsere Stellung war außerdem wieder nach vorn geschoben worden.

In dem Gutshaus, in dem ich weilte, konnte man das deutlich feststellen, denn die Reserven, die hier lagen, wurden nach vorn gezogen, die ganze Linie verschob sich um ein paar Kilometer. Der Oberstleutnant, an dessen gastfreundlichem Tisch wir unsere Konserven aufwärmen konnten, war ursprünglich Artillerist. Er führte jetzt interimistisch ein Infanterieregiment. Man hatte hier gut gelegen in dem verhältnismäßig großen Gut. Jetzt ging's vorwärts in das Ungewisse hinein. Ehe aber der Oberstleutnant sein Regiment in die neuen Quartiere führen konnte, meldete die Ordonnanz irgendeine wichtige Mitteilung. Der Oberstleutnant verschwand für einige Zeit dienstlich. Dann sagte er: Nach Südpolen, wieder Artillerist.

Das Regiment war angetreten. Die lange, dunkle Linie entwickelte sich auf der Landstraße. Wir standen am Fenster und sahen den Zug, wie er im Weißgrau der polnischen Ebene verschwand. Der Oberstleutnant ging auf sein Zimmer.

Abschied vom Regiment.

Polnische Bauern und polnische Güter.

Myonczyn, Ende Januar.

Der Tag war hell, stärkerer Frost hatte eingesetzt. An den Bäumen und Sträuchern glitzerte Rauhreif, der Himmel leuchtete hellblau und weiß über das schimmernde Land. Die Spitzen der alten Bäume standen wie ein schwarzes Schleiertuch vor dem Glanz der schöngeformten, starken, weißen Wolkengebilde. Der leuchtende Tag ließ die Armseligkeit der schmutzigen Dörfer noch greller hervortreten. Wir hielten zuerst in Wojnowka. Ein Landsturmbataillon lag hier in Quartier. Der Schmutz war überfroren, so daß ich über den Hofraum in eines der Bauernhäuser

treten konnte, ohne zu versinken. „Wir haben keine Kartoffeln," sagte eine junge, kräftige Frau, die, nur mit Rock und Hemd bekleidet, den fingerdicken Staub zusammenkehrte. Ich versuchte begreiflich zu machen, daß ich auch gar keine Kartoffeln wollte. Allmählich tauten die Leute auf. Ein junger, stattlicher Pole kam herein. Ich fragte ihn, warum er nicht in der russischen Armee diente. „Einziger Sohn," sagte er, und ich mußte an das überlegene Lächeln meiner jüdischen Wirtin denken, als ich mit einem Blick auf ihre sechs kräftigen Söhne dasselbe fragte: „Es dienen fünfhunderttausend Juden in der Armee, wer wird dienen lassen seine Kinder, wenn er hat Geld?"

Der junge Mensch wurde mitteilsamer. Er klagte, daß man ihm die vorletzte Kuh fortgenommen hatte. Er zeigte auf die verwahrlosten, leeren Ställe.

Der Krieg ist hart für Polen, und die Leute wissen nicht, warum sie leiden. Sie haben es nie gut, diese armseligen Dörfer, die einen Hauptteil der polnischen Halbjahrsarbeiter nach Deutschland schicken, aber jetzt geht die Not, die sie wie Kinder hilflos anstarren, durch ihr armseliges Land. Das Getreide mußte teilweise durch deutsche Truppen ausgedroschen werden; Organisation, etwa dem Nachbar zu helfen, scheint den Polen fremd zu sein. Von dem Getreide, das sonst verkommen wäre, sind schon 5000 Zentner Roggen nach Deutschland geführt worden. Immerhin in dem verhältnismäßig kleinen Umkreise und der Kürze der Zeit, da wir systematisch vorgingen, ein hübsches Resultat.

Das kleine Bauerngut mit seinen strohgedeckten Ställen und Scheunen, seinem kümmerlichen Wohnhaus, das eine Stube und eine Küche enthielt, war noch einmal geteilt worden. In der Mitte hatte man eine neue Scheune aufgerichtet, eine Wohnhütte dazu, und zwei Brüder suchten mit dem zu leben, was den Vater kaum noch ernährt hätte. Diese Teilung findet man oft; sie ist zusammen mit der primitiven und unordentlichen Bewirtschaftung des nicht gerade guten Bodens eine Ursache, die zu immer größerer Verarmung führt.

Wir kamen in ein Wassermühlengrundstück. Der un-

geheure Gegensatz der sauberen Wohnstube, mit einem Tisch, auf dem eine weiße Decke lag, mit Borden voll blitzendem Porzellan, die sichtliche Ordnung fiel mir auf. Die Besitzerin, eine Stadtpolin, sagt: Mein Mann ist Deutscher, die Russen haben ihn fortgeführt. Sinnfälliger hätte deutsche Art nicht von russisch-polnischer abgehoben werden können, wie es hier geschah. Es war die gleiche arme Umgebung, die gleiche kümmerliche Lebensweise, aber es war, als ob eine Welt diese Stube von den polnischen Bauernhäusern ringsum für immer trennte. Genau wie die Grenze hier im Osten kein Strich ist, der nur zwei Staaten voneinander scheidet, sondern auch Verkommenheit und aufbauende Arbeit, Vegetieren und kräftiges, gesundes Leben, so ist das Haus, das der Deutsche hier in Russisch-Polen — um beim Nahen zu bleiben — baut, wie fremdes, glückliches Land, es bezeugt so stark die Überlegenheit, die so ausdrückliche Überlegenheit der Rasse, daß schließlich in dem anderen Volke der Haß aufsteht. Der Slawenhaß gegen Germanentum. Nur die Kreise, die schon abgefärbt haben, die in heißer Arbeit gelernt haben, werden diesen Haß nicht mitfühlen.

Den Eindruck denkbarster Trostlosigkeit, den der Besuch in vier, fünf Dörfern mit sich bringt, kann der Besuch bei den Gütern nicht auslöschen. Gewiß, ich sah ein paar hübsche Herrenhäuser, die selbst in ihrem jetzigen Zustand, da deutsche Einquartierung in ihnen lag, noch für gewissen Wohlstand und für sehr gastlichen Sinn zeugten, aber hinter diesen Herrenhäusern lag die lange Zeile der Kossätenwohnungen, die, sobald es nicht friert, tatsächlich bis über die Türschwelle in Jauche stehen müssen. Jetzt liegen oft Mann und Frau und Kinder und außerdem die deutschen Mannschaften in dem einen kleinen Raum (mit Kochherd), den die Familie bewohnt. Der Offizier, der uns aus dem Schloß begleitete, erzählte denn auch, seinen Leuten fiele aus bestimmten Gründen das Stillestehen schwer . . .

Auffallend sind die vielen Kirchen in der armen Gegend. Sie stammen aus der Revolutionszeit, da man sie schnell aufbaute, um sie als Festungen zu benutzen. Sie haben feste steinerne Mauern und leichthin gezimmerte Holzdächer.

Das Bild Kosziuskos hängt in fast allen Schlössern, die ich sah, auch das in Rußland verbotene Bild, das die Freiheitsapotheose Polens darstellt, fand ich in einem Herrenhaus. Der Kaplan des Dorfes, zu dem dies Gutshaus gehörte, weigerte sich, russisch — das mein Begleiter fließend beherrschte — zu sprechen, und da die polnische Unterhaltung oft stockte, schlug ein Offizier, der in der Kaplan-Wohnung einquartiert war, vor, sich zu helfen, wie er es auch täte, er verständige sich mit dem geistlichen Herrn auf lateinisch. Es ging auch. Wenn mein alter Lateinlehrer, der eine von uns Jungens nie recht geglaubte dunkle Geschichte aus dem dunkelsten Afrika zu erzählen pflegte, in der zwei Forscher verschiedener Nationalität, die die Sprache des anderen nicht kannten, sich fließend auf lateinisch verständigt hätten, wenn mein alter, guter Lateinlehrer diese lateinische Unterhaltung gehört hätte, er würde trotz der vermutlich hanebüchenen grammatischen Schnitzer seine helle Genugtuung gehabt haben.

Die schwarze Mutter Gottes von Czenstochau sah von der Wand herab auf unsere Unterredung über polnische Revolutionskirchen. Eine alte, ganz verkrümmte und verhutzelte polnische Bäuerin lag auf den Knieen vor dem Bilde. Sie hob ihre Arme inbrünstig zu der schwarzen Maria. Ich verstand ihr Gebet nicht. „Für ihren Sohn," sagt der Geistliche.

Mvonczyn war erstaunlich sauber. Die Wege waren mit gelbem Sand bestreut, jeder Unrat zur Seite gekehrt. Eben, da wir unserm Erstaunen Luft machten, kam der Ortskommandant und meinte, „ja, sie mögen es jetzt auch nicht mehr leiden, es kommt ihnen so fremd vor. Es war aber eine schwere Arbeit, das durchzusetzen."

Die Dorfjugend hatte sich um uns versammelt. Ich gab einem kleinen, nieblichen Mädel ein Stückchen Schokolade. Die machte einen Knix, tief und anmutig und küßte mir — ich mochte wollen oder nicht — die Hand. Dziek je barbzo. Ich danke sehr.

Sie war eine arme Polin. Sie wird dem die Hand küssen, den sie für den Herrn hält, wie ihre Schwestern und Brüder auch.

Lazarettwesen und Hygiene in Nordpolen.

Armee-Oberkommando 10, den 8. Februar 1915.

Es war Frühstückstafel beim Stab der Mlawa-Armee, der General hatte an sein Glas geklopft und um Aufmerksamkeit für die neuesten Meldungen der obersten Heeresleitung ersucht; die Vorlesung war vorbei, das Gespräch bewegte sich wieder in lebhaften Bahnen, und ich klagte dem liebenswürdigen und jovialen Armeeintendanten, daß mir die zweite Cholera-Impfung ziemlich schlecht bekommen wäre. Vielleicht läge es an meinem Herzen, das eine bedenkliche Neigung zur Insubordination habe. „Das hat damit aber gar nichts zu tun," sagte auffallend bestimmt ein Stabsarzt, der mir gegenüber saß. Ich versuchte zu widersprechen und gab ein paar Beispiele von bekannten Offizieren, die sich nach der Impfung auch nicht gut gefühlt hätten.

„Sie sollten das wirklich nicht sagen," meinte mein Gegenüber, „der Nutzen der Cholera-Impfung steht unbedingt fest. Selbst wenn der eine oder der andere infolge besonderer Disposition für kurze Zeit eine kleine körperliche Unbequemlichkeit hätte, die bei sehr sorgfältiger Ausführung der Impfung kaum eintreten kann, so hat das mit dem unbestreitbaren Wert der Maßregel nichts zu tun. Im übrigen sind mir bei zwanzigtausend Fällen keinerlei bedenkliche Nacherscheinungen zu Ohren gekommen. Die Armeen, die die Impfung eingeführt haben, z. B. die griechische im letzten Balkankriege, haben die denkbar günstigsten Erfahrungen mit ihr gemacht. Man muß natürlich von der Wirkung der Impfung nichts Unmögliches verlangen, ein unbedingter Schutz, so daß jeder nun auf seine Gesundheit lossündigen könnte, ist sie nicht, aber sie mindert die Möglichkeit der Ansteckung außerordentlich herab und läßt, wenn die Ansteckung trotzdem erfolgt sein sollte, den Krankheitsverlauf so verhältnismäßig leicht erscheinen, daß fast stets auf glücklichen Ausgang zu rechnen ist."

Ich merkte schon an der Art des Vortrags, daß dieser Herr Stabsarzt mir da gegenüber diesen Fragen persönlich

außerordentlich nahe stände, gleichzeitig fuhr mein Gegenüber fort: „Aber vielleicht besuchen Sie mich heute nachmittag einmal in meinem Laboratorium; der Fürsorge unseres Generalarztes verdanke ich es, daß ich hier in Mlawa in unmittelbarer Nähe der Front ein wissenschaftliches Laboratorium einrichten konnte. Ich hoffe, daß meine Arbeiten für die gesamten polnischen Verhältnisse von Nutzen sein können."

Jetzt erfuhr ich auch von meinem Nachbar, daß mein Gegenüber Professor Michaelis vom Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem wäre.

Am Nachmittag sah ich zunächst das Lazarett in Mlawa. Ich habe ja in diesen sechs Monaten, da ich auf dem Kriegsschauplatz weile, oft genug Gelegenheit gehabt, Lazaretteinrichtungen zu sehen. Dieser Besuch hier war mir deshalb interessant, weil ich wußte, daß die Armeeteile, die hier standen, ursprünglich nicht besonders mit sanitären Vorrichtungen ausgestattet waren. Das deutsche Organisationstalent, das sich auf so vielen Kriegsgebieten bewährt hat, zeigt auch hier seine schaffende Kraft. Das Lazarett, das die Russen in dem üblichen verdreckten Zustande zurückgelassen hatten, war geradezu vorbildlich. Immer wieder nur kann man denen in der Heimat versichern, daß für ihre verwundeten Männer, Söhne und Brüder im Felde in jeder Weise gesorgt wird, wie es ärztliche Kunst und Menschenkraft überhaupt vermag. Die Verwundeten — meist vom letzten Gefecht bei Biezun und Wkra-Abschnitt — lagen in den hellen und luftigen Sälen, die mit Tannengrün geschmückt waren. Selbst schwierige Operationen wie Nervenzusammennähungen werden hier doch fast unmittelbar hinter der Front mit Erfolg durchgeführt. Der leitende Chirurg, der mit außerordentlicher Ruhe die Operationen leitete — ich war gerade in dem Augenblick einer Blinddarmoperation dort — ist allerdings nicht das erstemal im Kriege, da er den Balkankrieg auf türkischer Seite als Chirurg mitgemacht hatte. Ich halte es nicht für meine Aufgabe, auf die einzelnen Fälle, die die hohe Entwicklung der Kriegschirurgie zeigten, näher einzugehen,

Jedenfalls waren mit schweren Bauchschüssen als hoffnungslos Eingelieferte schon wieder transportfähig nach einem der großen Lazarette in der Heimat.

Mit welchen Schwierigkeiten bei dem Abtransport der Verwundeten bei den grundlosen polnischen Wegen zu rechnen ist, deutete mir der Generalarzt an, indem er mir die Mühe schilderte, bis er einen brauchbaren „Lazarettleiterwagen-Fuhrpark“ zusammengestellt hatte. Neben dem Hauptlazarett mit seinen schönen, warmen, russischen Ofen und seinen hellen, breiten Fenstern hat man noch mehrere Nebenlazarette eingerichtet, auch eine Anzahl von Isolier-Baracken für ansteckende Krankheiten geschaffen.

In großen Räumen werden die Arzneimittel, die einem Ober-Apotheker unterstehen, aufbewahrt. Man hat es gelernt, alle möglichen Medikamente in praktischer und leicht aufzubewahrender Pillenform herzustellen. Die Zeiten, da Rizinusöl das Kardinalmittel der „militärisch gebändigten“ Mediziner war, ist endgültig dahin. Es ist außerordentlicher Reichtum und Mannigfaltigkeit an Medikamenten vorhanden, selbstverständlich wäre es unbillig und unpraktisch, die allerkompliziertesten und in der Wirkung nicht völlig ausgeprobten Heilmittel in einer Kriegsapotheke zu verlangen.

Neben den Räumen für die Apotheke befindet sich das Laboratorium von Professor Michaelis, das imstande ist, die notwendigen Blutuntersuchungen, die sonst nach zeitraubenden Wegen in der Heimat gemacht werden mußten, hier im Felde auszuführen. Zwei Assistentinnen unterstützen den Professor in seiner Arbeit. Dörfer, in denen Cholera oder Typhus festgestellt sind, werden nach Möglichkeit nicht belegt, wenn es sich irgendwie mit den strategischen Operationen vereinigen läßt. Die Russen verfehlen nicht, die Aufgabe solcher verseuchter Orte jedesmal als russischen Erfolg hinzustellen, während das einzige Ergebnis eine Zunahme der Seuche in der russischen Armee zu sein pflegt. Es gibt Leute, die bei der Erörterung solcher Dinge, die doch nun einmal mit dem Kriege verknüpft sind, unruhig werden, aber ich kann nicht helfen, es gibt Cholera und Typhus in Polen, doch

ebensogut gibt es Schutzmaßregeln dagegen, die wir in ausgiebigster und umsichtigster Weise anwenden, so daß unser Heer in Polen entgegen allen Schwarzsehern in erstaunlich geringer Weise unter Krankheiten zu leiden hatte. Nicht nur unsere Technik, sondern auch unsere Wissenschaft arbeitet in und für den Krieg.

Es war zunächst ein sonderbarer Anblick, die vielen Phiolen und Gläser, die Glasplatten mit Nährböden für Bakterien, die Lymphen und fertigen Präparate, die Mikroskope und Instrumente zu sehen, während die Fenster unter dem Donner der fernen Geschütze leise zitterten; aber bald schien mir diese gründliche Gelehrtenarbeit genau so den endgültigen Sieg in diesem Kriege zu gewährleisten und ebenso zum Kriege zu gehören, wie das erzene Heldentum des Schützengrabens.

Auf dem Bahnhof und auf dem Marktplatz sah ich dann überall die Beispiele hygienischer Fürsorge: mächtige, tausend Liter fassende Tankwagen mit keimfreiem Wasser standen bereit, die Badeeinrichtungen des städtischen Bades standen unter ärztlicher Kontrolle, die Einwohner wurden gezwungen, Latrinen anzulegen und zu reinigen.

Mein letzter Eindruck, als ich von Mlawa wieder zum Oberkommando fuhr, war der, daß man es fertig bringen wird und es zum Teil schon fertig gebracht hat, so viel Ordnung und Sauberkeit zu schaffen, so viel Desinfektions- und Reinigungsmittel bereit zu stellen, als für die Gesundheit unserer Truppen notwendig sind. Wir können auch in dieser Hinsicht dem polnischen Feldzug mit jeder Ruhe und jedem Vertrauen entgegensehen.

Die Winterschlacht

Die neuntägige Winterschlacht

Wilkowischki, den 18. Februar.

Mit allergrößter Geheimhaltung wurde der große Vorstoß gegen die russische ostpreußische Armee betrieben. Das Gerücht rannte umher, aber es blieb in den Kreisen, die es zu bewahren wissen. Die großartige Eisenbahnvorbereitung wurde in aller Stille durchgeführt, Ausladerampen wurden aufgebaut, Verpflegungsstationen eingerichtet, schließlich kam der Bahntransport, der alle zwanzig Minuten einen Zug auf den stählernen Bändern weiterrollen ließ. Die Stille hatte einer atemraubenden Spannung Platz gemacht. Wann fällt der Schlag und wie zielt der Schlag?

Hinter dem dichten Schleier der Kavallerie vollzog sich der Aufmarsch und die Gruppierung der durch frische Truppen verstärkten ostpreußischen Armee. In der Nacht vom 7. zum 8. Februar begann der Vormarsch aus unserer Linie in Ostpreußen heraus. Versammelt hatten wir stärkere Kräfte nordöstlich Insterburg, weiter nördlich Insterburg und südlich Tilsit. Der Drehpunkt dieser Linie war etwa das Dorf Kussen, genau westlich von Pillkallen.

Am 8. vormittags wurde die Linie der Kavallerie nicht wesentlich überschritten, doch merkten die Truppen, die gegenüber Kussen operierten, schon eine Rückwärtsbewegung der russischen Kräfte, die man durch Angriffe festhalten konnte. In einem Nachtangriff zwischen 8. und 9. wurde Jenischken und Spullen im Sturm genommen. Die Kavallerie sammelte sich inzwischen zu neuer Verwendung.

Am 9. Februar erreichen die gleichen Kräfte Pillkallen und drängen den russischen Gegner auf die Rückzugsstraße nach Stallupönen, die beiden anderen Gruppen sind wegen der ungeheuren Schwierigkeiten der schwer verwehten Wege etwas zurückgeblieben.

Am 10. erreicht der linke deutsche Flügel mit einem Teil seiner Kräfte die Gegend südlich von Stallupönen,

während andere Teile gegen Abend die Straße Stallupönen-Kibarty — die Hauptrückzugsstraße der Russen nach Osten — völlig beherrschen. Die deutsche Mitte nimmt nach ungeheuren Marschleistungen in der Nacht vom 10. zum 11. Kibarty, wobei uns großes Material in die Hände fällt. Am 11. wird Wirballen gestürmt.

Der nördliche Flügel der Armee, der von Generaloberst von Eichhorn geführt wird, erreicht am 10. abends Schirwindt.

Die Kavallerie, die endlich Gelegenheit hat, sich im Bewegungskampf zu betätigen, zerstört, nachdem sie starke Aufklärungspatrouillen soweit auf der Bahnstrecke nach Kowno vorgetrieben hat, die wichtige Eisenbahnbrücke bei Pilwischki. Der Bahnabtransport nach Kowno ist damit unterbunden. Alles rollende Material bleibt in unserer Hand, und die deutsche Mitte macht am Morgen des 11. hinter Wirballen auf der Straße nach Wilkowischki 11000 Gefangene und erbeutet mit dem Train fünfundsiebzig Küchenwagen.

Gleichzeitig mit dem Vorgehen der Armee Eichhorn hat die Armee Below den Vormarsch von der masurischen Seenkette her angetreten. Sie hat am 8. Johannisburg genommen und die 57. russische Division so gut wie vernichtet. Sie macht 5000 Gefangene und wirft den Rest auf Ossovice zurück. Das russische Nachbarkorps, das III. sibirische, macht Front nach Süden und verteidigt sich mit verzweifelter Aufopferung.

Der Rückzug von Lötzen hat am 8. begonnen. Die Straße nach Kowno, Straße nach Goldap und Marggrabowa, für den Südflügel die Straße über Augustow nach Grodno standen für den Rückzug zur Verfügung. Die nördliche Straße war aber vom 10. ab nicht mehr frei.

Das Bild ist jetzt so, daß die Südgruppe nach Nordosten schwenkt, während die Armee Eichhorn in Richtung Süd—Ost von oben her herumgreift.

Am 11. wird der linke Flügel der Armee Eichhorn durch einen Infanterievorstoß aus Kowno aufgehalten, während gleichzeitig das russische Kavalleriekorps Leontowitsch sich entgegenwirft. Die Aufnahmekolonne wird leicht zurück-

gedrängt, ein Teil der russischen Truppen, die mit der Eisenbahn herangeführt werden, kommen nicht einmal zum Entladen.

Die Armee Eichhorn steht in diesem Stadium der Operation in fast west-östlicher Linie, während die Armee Below inzwischen in vorwärts dringendem Kampfe Lyck besetzt hat.

Suwalki, Krasnopol, Sejny bilden am 13. die Linie der nördlichen deutschen Armee. Augustowo wird genommen. In den Sümpfen und Wäldern bei Augustowo spielt sich dann der letzte furchtbare Akt der Vernichtung der 10. russischen Armee ab.

Aus dem großen Ringen, aus dem Heldengesang von Opfermut und Pflichttreue, Kampfesfreudigkeit und schwerem, strahlendem Sieg will ich nun ein paar Bilder geben, wie sie mir in diesen Tagen begegnet sind.

Von Pillkallen nach Eydtkuhnen.

Der Schlitten hält vor dem großen Wirtshaus an der Wegekreuzung zu Nujeningken. Es werden fünf Grad Kälte sein an diesem 10. Februar. Der Schnee liegt meterhoch auf den Straßen und Feldern, an vielen Stellen fährt die Kolonne durch tiefe Hohlwege, die man in die Schneemauern geschaufelt hat. Das Gasthaus ist in vollem Betrieb, das heißt, in fünf großen Räumen brennt Feuer in den Öfen, und das Stroh, auf dem die Truppen geschlafen haben, ist zum Teil in die Ecken gekehrt. In dem Schankzimmer ist es am wärmsten. Alle Tische sind besetzt. Alle Waffengattungen sind vertreten: Infanterie, Artillerie, Kavallerie, Train. Man wärmt sich für ein paar Minuten und sucht etwas zum Essen zu bekommen. Die Stimmung ist trotz der hundsmiserablen Wege und der Kälte vorzüglich. Von der Front, die in schnellem Tempo vorwärts geht, kommen Nachrichten über Gefangennahme von Zehntausenden von Russen. Es kommt dabei auf ein halbes Dutzend Zehntausender so genau nicht an. Fragen und Vermutungen schwirren durch die Luft, die Stimmen gehen laut durcheinander. Hinter der Teke steht eine hochblonde

Schenkmamsell und bedient einen eigenartigen Spirituskocher, der aus einem Blechdeckel besteht, und auf dem ein Dreifuß mit großem Kochtopf aufgebaut ist. Sie gießt eine Flasche Spiritus nach der anderen auf den brennenden Untersatz. Sonderbarerweise entsteht keine Explosion. Alles trinkt heißen Grog. Ein Verwundeter steigt vom Schlitten und setzt sich auf das Ledersofa. Armschuß bei Eydtkuhnen. Kirbaty ist gestürmt. Ich gebe ihm eine Zigarette in den Mund, und wir stecken zusammen die Füße fast in den Ofen hinein. Es ist möglich, daß sie nach einiger Zeit warm werden. Das Gespräch besteht daraus, daß der Freiwillige ab und zu sagt: „Scheußliche Kälte", und ich nach einiger Zeit erwidere: „Gräßliche Kälte." Er sagt dann: „Wir gehen aber vorwärts", und sein müdes Gesicht wird ein wenig heller. Um zwei Uhr weckt mich der österreichische Kollege aus festem Schlaf: „Die Autos sind da, das heißt, eins ist verbrannt, und das andere wird nicht weiterkommen." Ich gehe hinaus. Draußen ziehen Kolonnen, wie sie vor drei Stunden gezogen sind. Ich bewundere, wie die Munitionskolonnen auf diesen Wegen weiterkommen. Man hält es kaum für möglich, aber sie dringen weiter. Die Pferde arbeiten in den Sielen, die Mannschaften greifen in die Speichen. Flüche und Zurufe. Peitschenknallen und Hurrassa. Die Wagen sinken bis zur Achse ein. Die Offiziere jagen zurück, die Füße in den dicken Pelzsteigbügeln, das Gesicht vermummt wie die Mannschaften. Es wird Vorspann requiriert, der Wagen bewegt sich. Es geht wieder vorwärts in diesem tödlich ermüdendem Kolonnentempo.

Der größte Teil der Wagen hat unter den Rädern Kufen befestigt. So lange die Schneebahn gut, geht es scheinbar besser mit diesen improvisierten Schlitten, sobald aber der scharfe Wind eine höhere Stelle kahlgefegt hat, ist die Quälerei doppelt groß. Es ist wundervoll, die Arbeit dieser Armee zu sehen, die in diesen unerhörten Anstrengungen an nichts denken als an den Sieg, der leuchtend, für jeden, für den letzten Kolonnenfahrer sichtbar vor den marschierenden Truppen geht. Es ist mir in diesen Tagen oft gewesen, als ob ein gewaltiger Gesang

durch das Heer rauschte, ein Gesang ohne Worte, den doch jeder hörte, der über Schneetreiben, Not, Kälte hinaufschlug über der siegreichen Armee zu dem weiten grauen Februarhimmel. Ich hätte gern diese Truppen im Gefecht gesehen, das Glück des Feldkrieges, der den abspannenden Stellungskrieg ablöste, voll miterlebt, aber die Schwierigkeiten waren nicht zu überwinden.

Wir setzten uns in Marsch. Wenn der Schlitten fahren konnte, blieb das Auto stecken. Wenn das Auto fahren konnte, mußte der Schlitten über die schneelose harte Landstraße geschoben werden. Bei dem Rittergut Neuweide wurden die Schneemassen so hoch, daß wir das Auto endgültig einstellten. Ein Schlitten und zwei Pferde — sie sahen wenigstens so aus — wurden requiriert, und wir kamen nach Pillkallen, dem Stabsquartier zweier russischer Divisionen.

Fern über der zerschossenen und halbverbrannten Stadt flammte der Himmel rot auf, die brennenden Gehöfte, die die Rückzugsstraße der Russen zeichneten, glühten und stürzten krachend zusammen. Der Wind flog hart durch die Sparren, aber es war, als ob schon ein weicher Hauch mit wehte. Wer viel von der Witterung verstand, konnte auf baldiges Tauwetter schließen. Zunächst war noch strenge Kälte. In der Kommandantur von Pillkallen, in der ich mich aufwärmte, hatten die Fächer noch russische Aufschriften, über die man die deutschen gesetzt hatte. In den Häusern und auf den Straßen sah es russisch aus. Die Einwohner, die geblieben waren, gingen mit verwunderten, gedrückten Gesichtern umher. Sie erkannten ihre Stadt nicht mehr. Und sie wagten nicht, an ein besseres Los zu glauben. Die Russen hatten 400 Frauen und Mädchen, alle gebliebenen weiblichen Einwohner der Stadt, in die Gasthäuser gesperrt und Posten davor gestellt. Zunächst wohl, um sie vor der Bestialität der eigenen Soldaten zu schützen, später scheint man aber die Eingesperrten vor den russischen Stäben kaum mehr beschützt zu haben. Ich habe den Eindruck gehabt, daß die Russen in letzter Zeit auf eine soldatische Art der Kriegführung Wert legten, dieser Eindruck ist falsch gewesen. Die Russen haben in dem Teil

von Ostpreußen, den sie bis zum 8. Februar besetzt hielten, wie Mordbrenner und Diebsgelichter gehaust. Ich weiß wohl, daß im Kriege sehr oft fünf gerade ist, ich weiß wohl, daß es ohne unerhörte Härten, ja selbst Grausamkeiten oft nicht abgeht, aber das, was ich in diesen Tagen mit eigenen Augen gesehen haben, überschreitet jedes Maß. Es ist nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen, mir sind ein paar Fälle bekannt, die für die Beurteilung genügen. Es hat keinen Sinn, Zeit mit der moralischen Brandmarkung dieses Bundesgenossen Englands, dieses amerikanischen Kriegshandelsfreundes zu verlieren, nur, aber nur die deutschen Waffen können auf diese asiatische Kriegführung antworten. Es darf nicht mehr möglich sein, daß Asien die europäische, die deutsche Grenze überschreitet.

An Zahlenmaterial gab mir ein Kriegsgerichtsrat, der mich des Abends im Quartier besuchte, folgendes: 800 Personen aus dem Kreise Pillkallen sind nach Rußland verschleppt worden, 300 sind getötet worden, die Einäscherung der Gebäude und der Diebstahl alles beweglichen, irgendwie wertvollen Eigentums ist planmäßig geschehen. Wenn man noch daran zweifeln wollte, so schlossen die Eisenbahnzüge in Kiberty voll mit aus Ostpreußen gestohlenen Gegenständen jeden Zweifel aus.

Die Kälte kroch durch alle Ritzen in das Zimmer, die Wärme des Ofens verpuffte in dem kalten Zug. Draußen standen die Brandruinen dunkel und zerrissen auf dem mattleuchtenden Schnee. Ich lehnte am Fenster und sah in die grauweiße Dunkelheit hinaus. Die Straße war jetzt leer, die Kolonnen hatten die müden Pferde untergestellt in den Ställen, Läden, Erdgeschoßwohnungen, die leeren Wagen bildeten unentwirrbare Doppelreihen auf der Straße. Eine Pechfackel, die etwas weiter angebracht war und leichte Helligkeit gegeben hatte, verlöschte. Draußen war nur noch die Dunkelheit, Wind und Kälte. Das war die Nacht, in der unsere Infanterie den Russen vor Wirballen auf zwanzig Meter gegenüberlag, unbeweglich unter dem Hagel von Geschossen. Der Schnee schmolz unter den Körpern und fror beim Morgengrauen wieder zusammen. Vor

dieser Nacht war die Truppe vierundsechzig Kilometer marschiert.

Der Morgenhimmel war mit silbrigen Wolken bedeckt, dann wurde er hellrot wie eine offene Wunde, ein schmaler roter Streifen Blut schien über dem Horizont auf die Erde zu fließen; ehe die Sonne kam, verhängte sich aber die Ferne.

Ich fuhr an den Kolonnen, die sich auf der Provinzstraße stauten, vorbei in einen Feldweg, der über Warningken nach Eydtkuhnen führte. Der Schlitten ging leicht über den gefrorenen Schnee, das Land dehnte sich weit und weiß. Einsam und unendlich verlassen war dies Stück Erde. In keinem der Dörfchen und Bauernanwesen waren Menschen. Fern ging schwerer Geschützdonner und schütterte über die Stille. Wir fuhren auf einer der russischen Rückzugsstraßen. Gewehre, Brottaschen, Uniformen, tote und sterbende Pferde lagen auf der weißen Spur des Weges. Ganze Gewehrpyramiden waren vor den Bauernhäusern noch aufgebaut. Jedes zweite Anwesen war niedergebrannt.

Wir erreichten das letzte Stück der Hauptstraße nach Eydtkuhnen. Rheinländer, Hessen, Sachsen, Württemberger zogen über die Grenze, bayerische Kolonnen kuften vorbei. Ganz unvermittelt setzte Regen ein, der im Anfang noch zu glitzernder Eisschicht fror. Durch den nassen Schleier glänzten die Gesichter der Truppen, über den schneeigen feuchten Weg schwang sich ihr Gesang. Es ging nach Rußland. Ein Haus am Wege, das wohl schon lange im Innern geglimmt hatte, fing plötzlich mit hellen Flammen an zu brennen. Die gelben und roten Brandfahnen züngelten über den vorwärtsgehenden Truppen. Die Gesichter wurden ernst und bitter. Das Krachen und Rauschen der Flammen vermischte sich mit dem stampfenden Rhythmus der marschierenden Bataillone.

Von Eydtkuhnen nach Wilkowischki.

Es ist schwer festzustellen, was von Eydtkuhnen bei der letzten russischen Besetzung neuverbrannt ist. Das Grenzdorf war halbzerschossen und schwer verwüstet, als ich es das letztemal im Oktober sah, jetzt stehen noch ein paar Häuser, und es ist ganz verwüstet. Überall findet man die Spuren der sinnlosen Zerstörungswut der Russen, überall die Abdrücke ihres Wirkens. Zerschlagene Schränke, durchlöcherte Bilder, aufgeschnittene Matratzen, Klaviere, von denen die Saiten mit Zangen herausgerissen wurden; daneben liegen Unrat, schmutziges Stroh, stinkende Wäsche, alte Uniformstücke, ein Stück verschimmeltes Brot, leere Konservenbüchsen und — russisches Parfüm. Es ist geradezu belustigend, die russische Eau de Cologne überall in den russischen Offiziersquartieren zu finden, es ist bezeichnend: man beseitigt nicht den Grund des Gestankes, die unglaubliche Unsauberkeit, sondern man benutzt wohlriechendes Wasser, das man scheinbar weniger als das unverfälschte Brunnenwasser zu fürchten scheint.

Als der Wagen durch den Schlamm der aufgetauten Straße über die Brücke nach Kibarty fuhr, just an dem russischen Grenzpfahl vorbei — das hinfällige Schilderhaus ist diesmal endgültig verschwunden — sprengte ein Offizier an unseren Wagen heran. „Na, Sie kennen mich wohl nicht mehr? Ich hab's Ihnen damals gleich gesagt: Kommste über'n Hund, kommste über'n Schwanz!"

Jetzt erkannte ich Oberstleutnant F., den ich bei den Schützengräben seines Regiments vor Gumbinnen besucht hatte. Der Regimentskommandeur war kaum wiederzuerkennen, auch damals war er von handfestem Humor, aber das Land, auf dem sein Regiment in den feuchten und kalten Schützengräben lag, war heimatliche Erde. Jede Granate, die die schwere Artillerie über die Köpfe der langgedehnten Reihen den Russen zuschickte, zerstörte deutsches Gut und deutsche Häuser. Jetzt tanzte das Pferd des Kommandeurs, daß der Dreck uns nur so um die Köpfe flog, und der Oberstleutnant machte keine Miene, es zu beruhigen. „Auch das Tierchen hat sein Plaisierchen," sagte er. „Famos, was? Fein, was? Großartig, wie? Meine Kerls haben

vor Vergnügen geschrieen und gesungen, als der Tanz losging. Ein Regiment samt Oberst und so haben wir gekapert!"

In den Kolonnen entstand eine Lücke. Der Oberstleutnant mußte weiter. „Na also, kommste über'n Hund, kommste über'n Schwanz!" Er drückte die Hand, als ob er ein Hufeisen zerbrechen wollte und trabte weiter.

Wir fuhren seitwärts und ließen sein Regiment vorbeimarschieren. Es waren viele ältere Leute darunter, sehr viel Ostpreußen, ihre Gesichter damals in den Schützengräben waren unbeweglich gewesen, der Humor war eine recht teure Ware dort. Jetzt „lachen die Kerls über alle Backen", wie mir ein bekannter Oberleutnant, früherer Redaktionskollege, im Vorbeireiten an der Spitze seiner Kompagnie zurief.

Das Regiment verschwindet hinter den Häusern von Kibarty, wir fahren aus der Kolonnenstraße und erreichen den russischen Bahnhof. Auf dem ersten Gleis am Bahnsteig steht ein langer russischer Lazarettzug, der durch die Schnelligkeit unseres Vorgehens am Abfahren verhindert worden ist. „Zehn Minuten," sagte der russische Chefarzt, Privatdozent an der Petersburger Universität, „und wir wären fortgewesen." Der sehr gewandte Herr zeigte mir die Einrichtungen seines Zuges. Ein freiwilliger Hilfszug. Eine französische Gesellschaft hat einen Teil der Ausrüstung gestiftet, und eine Anzahl französischer freiwilliger Pflegerinnen und Ärzte betätigt sich in dem Lazarettzug. Die französischen Damen bewegen sich mit möglichst abweisenden und kühlen Gesichtern auf dem Bahnsteig und in den Bahnhofsräumen, in denen sie sich ohne Beschränkung umtun können. Einige der Damen kommen eben von einem Spaziergang nach Kibarty zurück. Die Russinnen — meist Angehörige der Petersburger Gesellschaft — sind viel liebenswürdiger, sie zeigen den deutschen Verwundeten den Operationssaal und plaudern umher, wie Kinder, die etwas neues erleben.

Der Zug ist innen — soweit ich ihn sah — ausgezeichnet eingerichtet. Es ist sogar ein gewisser Aufwand bei der sehr feinen Bettwäsche der Offiziersabteilungen, den Appa-

raten und dem Geschirr des Operationswagens zu beobachten. In einer Koje lag ein verwundeter russischer Offizier mit mattem, sehr gepflegtem Gesicht. Drei Schwestern saßen bei ihm und plauderten leise, ein Glas Tee stand auf dem Klapptischchen. „Ist der Krieg bald aus?" fragte mich plötzlich eine der Damen auf Deutsch. „Das hängt von vielen Dingen ab, Schwester, ich weiß es nicht."

„Nitschewo," sagte der Offizier und legte die Hände flach auf die Bettdecke.

Ich trat nach der anderen, dem Bahnsteig abgewandten Seite, aus dem Zug heraus. Wenn ich eben noch wieder das Gemeinsame, Menschliche, in allen Nöten Gleiche gefunden hatte, hier verschwand jedes Gefühl, jedes Verständnis für diesen Feind. Ein endlos langer Güterzug, der bereit zur Abfahrt gewesen war, stand auf dem zweiten Gleis. Jeder dieser Wagen war mit gestohlenem Gut aus ostpreußischen Städten und Dörfern beladen. Es gab kaum einen Gegenstand, vom Klavier bis zum Photographiealbum, von der Dreschmaschine bis zum Damenschuh, den die Russen nicht für stehlenswert gehalten hätten. Die Klaviere waren säuberlich verpackt, die Porzellangeschirre sorgfältig in Kisten mit Heu gesteckt, dazwischen war bei der letzten hastigen Vorbereitung zur Abfahrt wahllos alles Mögliche hineingeworfen worden: Schmutzige Wäsche, russische Konserven, Verbandzeug, Gerümpel. Was man immer später zur Entschuldigung sagen wird und will, dieser staatlich organisierte Diebstahl der russischen Militärbehörden ist nicht fortzudisputieren. Dazu hatte ich in den zerstörten Dörfern und Städten reichlich Gelegenheit, die Vorbereitung dieses Plünderungssystems festzustellen. In Goldap fand ich in einer Wohnung des Hausbesitzers Brehmer diese sorgfältig verpackten Kisten mit Geschirr — ein gutes Kaffeeservice — die fertig zum Weitertransport standen. In Pillkallen stand ein Klavier in fertigem Bretterverschlag, als unsere Truppen einrückten; es hatte nicht mehr fortgeschafft werden können. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Das planmäßige Abbrennen der Häuser — ohne jeden militärischen Zweck ist ein Kapitel für sich. In Goldap konnte ich den Beweis dafür untrüglich mit eigenen Augen sehen. Man muß das unsagbar erschütternde Bild dieser abgebrannten und ausgeraubten Städte gesehen haben, dann in Rußland, in Wilkowischki, in Suwalki die völlige Unberührtheit der Gebäude festgestellt haben, gemerkt haben, wie die Bevölkerung von Suwalki etwa dabei unhöflich und frech den deutschen Siegern gegenübertrat (nach vier Tagen waren noch fast alle Läden geschlossen, selbst in Insterburg mußten seinerzeit alle Geschäfte innerhalb 24 Stunden geöffnet sein). Man muß die Not, den Zorn und die Bitterkeit dieser Tage erlebt haben, um die Leiden Ostpreußens abschätzen zu können und um die Dankbarkeit recht zu fühlen, die wir dieser Armee und ihren Führern schulden. Die warmen, so gütigen braunen Augen von Exzellenz Eichhorn wurden fest und stahlhart, als er mich fragte: „Haben Sie Goldap gesehen, und haben Sie die russischen Nester gesehn?“ Es lag etwas in dieser Frage, was keine Antwort brauchte.

Über Kibarty kreisten ungeheure Schwärme von Krähen, es war, als ob die Wolken anfingen zu lärmen, so laut war das Krächzen des grauschwarzen Gefliegés. Die Wolken senkten sich; rechts und links der Straße lagen Pferdekadaver, die gierig angefressen wurden. Ganze russische Batterien müssen hier zusammengeschossen worden sein, die Kanonen standen ein wenig aus dem Kolonnenwege geschoben, die Pferde lagen in den Sielen, wie die deutsche Schrapnelldusche sie gefaßt hatte. Ein Gespann war in dem Augenblick tödlich getroffen, als es wohl wieder hochspringen wollte, es sah aus, als ob die Pferde jeden Augenblick die erstarrten Körper emporwerfen wollten.

Die grauen russischen Karren lagen fast den ganzen Weg entlang, in wirrem Durcheinander mit Granatkörben, Gewehren, Feldkesseln, Zeltbahnen.

In Wirballen war eine Art Schlittenausstellung auf dem Marktplatz. Alle die vielen Bauernschlitten und guten „Familienschlitten“, die bei dem Tauwetter nicht mehr vorwärtsgingen, hatte man hier zurückgelassen. Es gab jede

Art von Fahrzeugen auf Kufen bis zu der schönsten russischen Troika.

Wir wanden uns in unserem Klapperwagen aus dem Wirrsal der aufgefahrenen Kolonnen und gewannen die Heeresstraße.

Die Krähen flogen den Weg bis Wilkowischki, einen Rückzugsweg der 10. russischen Armee.

Auf den Rückzugsstraßen.

Augustow, den 22. Februar.

Auf vielen Straßen und Wegen, an einsamen zerschossenen Dörfern vorbei, durch verlassene gespenstige Städte, in denen kein Hauch eines Lebens sich bewegte, bin ich nun der Rückzugslinie der 10. russischen Armee gefolgt. Das Bild eines eiligen Rückzuges, das die ersten Tage zeigten, wurde zum Bild der Flucht, und zuletzt war alles Entsetzen und Grauen der Katastrophe auf den Straßen und in den Wäldern von Augustow. Aus manchem Grunde möchte ich die Erinnerungen des Weges nicht in der Reihenfolge geben, wie ich sie — im Schlitten, im Wagen, im Auto — auffing, ein paar Eindrücke aus dem großen Sieg und der großen Vernichtung seien wie Bilder aneinandergereiht.

In Stallupönen war ich bei grauendem Morgen, ein blasses Licht rann über die grauschwarzen zerschossenen Häuser. Die Truppe schlief noch, es war kein menschliches Wesen auf den Gassen zu sehen, in einer Nebenstraße schrie mit diesem zerreißenden Ton ein sterbendes Pferd. Es roch nach Brand und nach Aas. Man hörte den Widerhall der Hufe meiner Pferde auf dem Steinpflaster und hörte das Knirschen der Räder, wenn sie über Gewehre, Uniformen, Stücke von eiligst geschlachtetem Vieh schnitten. Es war wie eine Erlösung, als bei steigender Sonne Scharen von gefangenen Russen, die Offiziere an der Spitze, von Kibarty her über den Marktplatz gebracht wurden. Es war wenigstens Leben in dem starren Grauen der toten Stadt.

*

Das erste Haus, nach dem ich in Goldap Ausschau hielt, war das meines Wirtes, der mir im Oktober ein paar freundliche Wochen in seinem so wundervoll bürgerlichen Hause geschenkt hatte. Die eine Seite vom Markt war verbrannt, das Gasthaus, in dem wir die Einnahme von Antwerpen gefeiert hatten — die einzige Feier, die mir bisher im Felde begegnet ist — war ein Trümmerhaufen. Jetzt bog das Auto um das Rathaus, das den mächtigen Mittelpunkt des Marktplatzes bildet, ich sah eine Brandruine, noch eine, jetzt mußte die Ecke kommen, an der das kleine alte Geschäftshaus gestanden hatte und dahinter das neue große Wohngebäude. Da! Das Häusel stand da, auch das große Haus war unversehrt. Ich fühlte eine Freude hochsteigen, als ob das kleine liebe Haus nicht irgendeinem Manne gehört hätte, dem ich vor drei Monaten erst zum ersten Male in die alten guten blauen Augen gesehen hätte. Mein österreichischer Kamerad sprang aus dem Auto und stürzte in wienerischer Lebendigkeit auf das Haus zu. Aus der Tür kam ihm der alte Herr entgegen. Es war der erste Einwohner, der zurückgekehrt war. In Gumbinnen hatte er auf der Lauer gelegen, die drei Monate lang, da seine Vaterstadt in den Händen der Russen war. Wie ein guter Hühnerhund nach dem Schuß vorwärtsstürzt, die Beute zu suchen, war er in dem ersten besten Wagen davongefahren, nachdem die Kanonen den ersten Schuß ostwärts von Stallupönen getan hatten. Wir gingen in die Wohnung, die mit dem schönen echten Hausrat aus vier deutschen Generationen geglänzt hatte. Alte Schränke mit feiner und bunter eingelegter Arbeit hatten hier gestanden, schöne Eichentruhen, Kommoden in dem weichen und letzten bürgerlichen Stil, der noch Tradition bewahrte, hübsche, behagliche Biedermeiersofas. Durch eine Welle von Gestank, einen Wust von Unrat kamen wir über die Schwelle. „Das ist noch gut gegangen," sagte der alte Mann und fuhr mit einem rührenden Lächeln über den schönsten Schrank, dem nur eine Tür ausgebrochen war. Er hatte beinahe recht. Es war alles durcheinandergeworfen, aber ein paar von den alten Radierungen und Stichen hingen noch an den Wänden, die Kom-

moden hatten nur ein paar Schubläden eingebüßt, das Spinett ein paar Saiten.

Es war geheizt. Nach Pillkallen und Eydtkuhnen, nach Stallupönen und Mierunsken hatte ich kaum soviel Wohnungsmöglichkeit erwartet. Es wird auch wohl das am besten erhaltene Haus in Goldap sein; aus Briefen und Papieren, die noch in wirrer Fülle überall umherlagen, fand ich, daß mehrere russische Stabsoffiziere, ein Oberst unter anderen, in dem Hause einquartiert waren. Eine Postkartenphotographie der Tochter des Obersten lag noch auf dem Schreibtisch: ein sehr schönes Mädchen, im Reitkleid neben einem kleinen sibirischen Pferde. „Auf Wiedersehen, auf bald Wiedersehen, mein sehr lieber Vater . . .“ stand als einzige Unterschrift auf der Karte. Vielleicht war es einer der vielen russischen Obersten, die uns später an der Spitze von Gefangenenkolonnen begegneten, vielleicht war es einer der vielen, die in den Sumpfwäldern hinter Augustow bei dem außerordentlich tapferen und außerordentlich nutzlosen Vorgehen in Kolonnentiefe den Tod fanden. Ich habe das Zählen der Leichen aufgegeben, als ich gestern zu Fuß durch die Wälder bei Augustow streifte . . .

Wie ein irrendes Geistchen fuhr der Alte, während ich mein Gepäck ordnete, und einen Augenblick still vor den Schriftstücken des Schreibtisches stand, durch das Haus. Er nahm zwecklos einen Kasten an einer Stelle fort, um ihn ebenso zwecklos an einer anderen Stelle hinzusetzen, er suchte nach einem alten schmiedeeisernen Schloß, während die Truhe, die es abgeschlossen hatte, doch längst verbrannt war. Er führte mich schließlich zu den Bodenräumen, an die eine Mansardenwohnung anstieß. Da sah ich das Brandgeheimnis dieser Häuser alle. M i t s o r g f ä l t i g s t e r A r b e i t w a r e i n e L a g e P a p i e r u n d W e r g u n d e i n e L a g e M ö b e l g e s c h i c h t e t, e i n p a a r P e t r o l e u m l a m p e n w a r e n o b e n u m g e k e h r t a u f d i e u n t e r e S e i t e d e r P o l s t e r m ö b e l g e s t ü l p t, d i e d i e o b e r s t e L a g e d e s A u f b a u s b i l d e t e n. D a s A u f f l a m m e n e i n e s S t r e i c h h o l z e s g e n ü g t e, u m d a s H a u s i n B r a n d z u s e t z e n. Es war dies selbst jetzt noch bei einiger Unvorsichtigkeit möglich, und der alte Herr war nicht zu bewegen, des Nachts seinen

Wachposten vor dem niederträchtigen Scheiterhaufen aufzugeben. Das war russische Kriegsführung. Nicht, daß ein Haus in Flammen aufgeht, erscheint mir schlimm, sechs Monate Krieg haben mich gelehrt, daß davon nicht viel Wesens zu machen sei, aber daß man die Arbeit von Tagen aufwendet, um beim Abzug systematisch Privateigentum nur der Vernichtung wegen zu zerstören, ist das Zeichen russischer Kriegsführung, und ich kann mir keine härtere und beschimpfendere Bezeichnung für Mordbrennerei mehr denken, als daß man sagt: man führt Krieg wie die russische Armee des Nicolai Nicolaijewitsch.

Dem alten Mann in seinem verwüsteten Hause mußte geholfen werden. Ich ging zum Kommandanten und ließ mir ein paar gefangene Russen zur Hausreinigung geben. Sie schrubbten und kehrten und sahen mich bei jedem Dienst aus ängstlichen und willigen Augen an, ob es so recht wäre. Sie brauchten kaum Geräte, es gab nichts, vor dem ihre Finger sich gescheut hätten. Die Verständigung ging mit „stoi!" und „marsch!", mit „alter Hammeldieb" und einigen Handbewegungen sehr gut vor sich. Man konnte sich danach beinahe einbilden, die Wohnung sähe etwas sauberer aus.

Dann bin ich durch die Stadt gegangen. 280 Bewohner waren geblieben. Arme Leute, die das Entsetzen des Krieges bis zur Neige getrunken haben. Am Rathause stand noch die große russische Inschrift „Goldaper Platz", und an den Türen waren oft drei Inschriften hintereinander zu lesen. So an einem größeren Haus auf dem Wege zum Bahnhof etwa: 3. Okt. 14. Fliegerabteilung der ... Armee; dann eine russische Inschrift, die das Haus mit Datum 1915 belegte und dann die letzte deutsche Inschrift vom Februar 1915.

Die alte Kirche in Goldap ist, wie ein Blick in die Sakristei und hinter den Altarraum zeigt, ausgeraubt worden. Übrigens die einzige Kirche, von der ich dies mit Sicherheit annehmen konnte.

Als ich in das Auto stieg, Goldap zu verlassen — diesmal gern, es ist traurig, in diesen zerstörten ostpreußischen Städten zu sein, und es ist bitter —, traf ich zufällig den

Bürgermeister, der das Eiserne Kreuz trug. „Es wird eine schwere Arbeit geben, aber wir werden sie gern tun, wenn . . .“ Er sah nach Osten auf die Rückzugsstraße der Russen, und seine Augen ergänzten den Satz. Die Größe des deutschen Sieges wird inzwischen das kleine „Wenn“ zum Schweigen gebracht haben.

*

Suwalki erschien mir diesmal belebter, als im Herbste, da ich zum ersten Male die Stadt mit den drei schönen Kirchen betrat. Die Bevölkerung aber — viele Polen hatten diesmal nicht „fort können“ — schien mir unzweifelhaft unfreundlicher. Vielleicht haben die Russen die Drohung, die sie in Goldap hinterließen, daß sie in einer Woche wiederkämen, auch hier als schlechtes Abschiedswort gesagt. Sie hätten es dann sogar gehalten. In der prächtigen zwiebeltürmigen orthodoxen Militärkirche in der Kasernenstadt von Suwalki waren drei- bis viertausend Gefangene, als ich auf dem Wege nach Augustow vorbeifuhr.

Ein nicht eben hohes Gitter umgibt den Kirchenplatz, den man mitsamt der Kirche den Russen eingeräumt hat. Sie hocken draußen an kleinen Feuerchen und kochen sich in ihren Kupfergeschirren heißes Wasser und allerlei Fleischreste. Ich gehe an den deutschen Posten vorbei, durch das Treiben, das wie Zigeunerbiwak anmutet, in die Kirche. Auch hier auf dem Steinpflaster brennen kleine Feuer. Dampf und Rauch wogt in großen Schwaden durch den metallstrotzenden Raum. Hinter dem Altar, in der Sakristei fällt das Licht durch gelbe, rote und blaue Scheiben, es tanzt auf den hockenden, liegenden, knienden Gestalten. Gelb und golden und dunkelrot flammt es durch Nebel und Dampf. Es gibt keinen Maler, der den farbigen Reiz der Szene festhalten könnte, denn jeden Augenblick verändern sich die Gruppen, stellen sich zusammen und lösen sich auf, und die dunkelglühenden Farben huschen umher und geben allem einen seltsamen Schein von Unwirklichkeit. In allen Sprachen des weißen Zaren spricht es um mich her, man bittet mich um Brot, fragt, wann es weiterginge, und ob es Zigaretten gäbe. Man fragt vieles, was ich nicht ver-

stehe, man spricht Dialekte, die ich nicht einmal ihrer Art nach abschätzen könnte. Manche springen auf und salutieren. Ich bin der einzige Deutsche zwischen dreitausend russischen Menschen, ich könnte meinen, innerhalb der russischen Armee zu weilen. Aber alle diese Augen, die sich fragend und bittend an mich saugen, haben einen gemeinsamen Ausdruck: es sind die Augen von Besiegten, von Waffenlosen, die für ihr Schicksal und das von Rußland nichts mehr hoffen.

*

Diesen Eindruck der Vernichtung einer Armee, der Haltlosigkeit ihrer gefangenen Teile, bekam ich dann noch stärker in dem Riesenkasernenkomplex vor Augustowo. Fünfzehntausend russische Gefangene lagerten zwischen den Plätzen vor den verschiedenen Kasernen. Man glaubte eine russische Armee zu sehen, die dort biwakierte. Schon Augustowo, dessen Straßen gepreßt voll waren mit Zügen von russischen Gefangenen, wirkte wie ein Kriegswunder. Diese gewaltige graubraune Masse, die sich um die Mittagszeit zu endlosen Zügen formierte, war ein so eindringliches Bild des deutschen Sieges, daß man es kaum fassen konnte. Kompagnieweise zogen die Offiziere voran, oft mit demselben trostlosen und ergebenen Ausdruck in den Augen wie die Mannschaften; und dann bewegte sich auf die deutschen Kommandorufe plötzlich der ganze weite Plan und ergoß sich auf die breite Waldchaussee wie ein nicht mehr versiegender Bach von Gefangenen der russischen Armee, wie ein brauner quellender Waldstrom.

Eine Anzahl der Unseren mit sieben Offizieren war bei dem schnellen Vormarsch den Russen in die Hände gefallen. Als die Einkreisung dieser russischen Division keinen Ausweg mehr gab, stellte man den Gefangenen die Rückkehr frei. Sie entfalteten eine weiße Fahne und bewegten sich auf die Linie ihrer deutschen Kameraden. Da sahen sie beim Umblicken, wie erst sechshundert, dann achthundert, dann tausend, dann sahen sie nicht mehr, wie viele Russen ihnen folgten. In der Nacht kamen die Befreiten in Augustowo an. Ich lag auf dem Sofa eines jüdischen Schul-

meisters und trank Tee, da klopfte es, und ein Gefreiter bat um Quartier: „Wo kommen Sie denn her?" „Von den Russen." Er machte eine Pause und sah auf das Brot, das auf dem Tisch lag, er sagte aber nichts. Ich fragte kurz: „Schon gegessen?" „Seit vier Tagen kaum einen Bissen." Es war noch Brot genug da und auch Wurst. Der Mann biß mit gierigen Bissen hinein. Dann lachte er: „Sie waren ganz anständig zu uns, aber sie hatten selbst nichts. Ja, und nun kann's weitergehen!"

Die gute Behandlung bestätigte mir auch später ein Hauptmann, der einer von den sieben gewesen war. „Aber sie hatten noch länger gehungert als wir...

*

Durch den dichten Wald, der noch voller Schnee lag, ging ich am nächsten Morgen die russischen Schützengräben entlang. Tote lagen noch da, das Gewehr neben sich, armselige Lumpen auf die Wunden gepreßt Ich ging an dem Ufer eines gefrorenen Sees, der stählern heraufglänzte, entlang, tiefer in den Wald. Überall russische Gefallene, bald nicht mehr einzeln. Der Schnee sickerte mit leisem Gurgeln zu kleinen Gerinseln zusammen, die waren rot...

Ein Eichelhäher schrie, daß es deutlich und laut wie „Hunger, Hunger" klang. Immer wieder schrie der Hungervogel. Dann wurde es plötzlich still. Vereinzelte Schüsse fielen näher, und weiter nach dem Waldrand zu entwickelte sich fernes regelmäßiges Gewehrfeuer.

Die Schlacht von Makarce.

Dolnijias bei Makarce, den 26. Februar 1915.

Die Pferde, kleine, struppige Kosakengäule, traben an. Die goldenen Zwiebeltürme von Suwalki verglänzen in einer leuchtenden Vorfrühlingssonne. Der Fichtenwald steht schwer dunkel noch voll Winterschnee. Wir sehen die Todesstraße des 20. russischen Korps und der 27. Division.

Der russische kommandierende General Bulgakow fand die Hauptstraßen, die von Suwalki in den Bereich der russischen Festungen führen, von anderen russischen Divisionen

belegt, und dann — marschierten die Deutschen. Die Straße Suwalki—Sejny war nicht mehr frei, die Straße Suwalki—Augustow in deutscher Hand, blieb der Waldweg durch den dichten Forst nach Sopockinie und nach Grodno. Zwei aktive und eine Reserve-Division und die Division Djonson, eben die 27., setzten sich in Marsch. Ein Verzweiflungsmarsch, der mit der Vernichtung und Gefangennahme des ganzen Heeresteiles endigte. Man marschierte eilig. Als ich im Wagen auf den aufgerissenen und vereisten Wegen an dem schönen See von Wigry vorbeifuhr, lagen die russischen Schlittenkufen hier und da verstreut, ein Brotsack, ein Uniformstück, ein paar Granaten, die die Protzen erleichtern sollten, ein gefallenes Pferd. Der Wald war still, unbeweglich, die mächtigen Fichten legten ihre Zweige wie gütige Hände vor dem Grauen, das der Wald von Makarce barg.

Bei Tobolowo ist eine größere Lichtung, das polnische Nest schmiegt sich an die kahlen Hänge, ein paar armselige Felder unterbrechen den Wald. Hier wurde die Nachhut und die russischen Bagagen von den deutschen vorwärtsstoßenden Kräften eingeholt. Der größere Teil des russischen Korps hatte schon die Provinzstraße Sejny—Augustowo erreicht, auf der aber bereits deutsche Truppen marschierten. Die Russen griffen die deutschen Kolonnen, die den Kreuzungspunkt bei Makarce in der Richtung auf Augustowo überschritten hatten, mit Heftigkeit an. Die deutschen Kräfte machten kehrt, und es entspann sich ein blutiges, zweitägiges Ringen, das für die hier an Zahl überlegenen Russen, die alle Kraft an den Durchbruch setzten, nicht ungünstig stand. Da kam der deutsche Druck im Rücken, der Waldweg von Tobolowo nach Makarce erzählt, wie er wirkte. General Bulgakow brach die Schlacht bei Makarce ab und brachte sein zermürbtes Korps nun vorwärts auf schmalen Waldwegen nach der Straße Sereje—Sopockinie. Die Straße war inzwischen auch in deutscher Hand, als die Russen sich aus dem Waldrand entwickelten, bekamen sie deutsches Artilleriefeuer. Sie gingen in dichten Kolonnen tapfer vor. Auf 800 Meter feuerten die deutschen Geschütze. Reihenweise sanken die Regimenter am Waldrande vor

Grodno. Bei Wolkusz war das Schicksal der vier Divisionen entschieden. Der erste Kessel war Zermürbung, der zweite Vernichtung. General Bulgakow, sein Stabschef Schemjakin ergaben sich und mit ihnen die Divisionäre von Rohenschild, Djonson, der die 27. Division hatte, Feodorow, der Inspekteur der Artillerie des XX. Korps, General Schneider, der Kosakengeneral Ussotschew und vier Brigadiers. Das XX. russische Armeekorps war aus der Liste der russischen Armeen zu streichen.

Bei Tobolowo sah ich den Anfang der Tragödie. Das Feld war besät mit Protzen und gefallenen Pferden; Artilleriemunition der leichten Munitionskolonnen, die hier nach dem schützenden Wald vorwärtsjagen wollten, war so dicht auf manchen Flächen verstreut, als hätte man den dürftigen Acker damit bestellen wollen. Im Halbkreis gegen die vorgehenden deutschen Kolonnen lagen die russischen Schützengräben, die mit alle dem Krimskrams dicht gefüllt waren, den der russische Infanterist mit sich führt. Dann begann der Waldweg, auf dem die deutsche Infanterie nachgestoßen hatte. Ein Toter am Wege, ein zweiter, eine Reihe halb von den Zweigen verborgen. Kleine Hütten aus Tannenzweigen gegen die niederhagelnden Schrapnells lehnten sich wie schutzsuchend gegen die dicken Fichtenstämme. In einem ungeheuren Crescendo wächst der Weg der Toten, bis das Feld sich an den Waldrand schiebt, bis das Schlachtfeld von Makarce dem Blick frei wird. Der kleine Ort, der den großen historischen Klang in diesen Tagen bekommen hat, liegt ein wenig nördlich von dem Treffpunkt der Straßen. Die grüngrauen Strohdächer verschwimmen in der grauen polnischen Landschaft. An dem Knotenpunkt ist der Anprall am heftigsten gewesen. Hier liegen die Gefallenen in dichten Reihen, Freund und Feind dicht nebeneinander. Ein blonder deutscher Infanterist hat ein merkwürdiges, wunderschönes Lächeln in dem bärtigen Gesicht. Der helle Schein dieses rührend sonnigen Vorfrühlingstages liegt über dem Felde. Man wird still, wenn man über ein Schlachtfeld geht, ganz still, wie als Kind bei einem Gewitter. Und plötzlich fällt einem ein, du hast dem und jenem da neulich ein hartes Wort gesagt,

das war nicht nötig, gar nicht nötig, und da hättest du besser sein können und da bescheidener. Man fühlt eine ungeheure Verpflichtung, gut zu sein, mit allen Kräften gut zu sein, denn diese alle da, noch mit rotem Schein auf den Wangen, sind gestorben, damit die, die leben, in einem freien und heilig arbeitenden Deutschland leben können. Die Verpflichtung, die ein solch stilles Feld auferlegt, ist so unsagbar groß, daß man kaum vermeint, sie tragen zu können. Die strafe Gott, die je diese Saat auf den heiligen Feldern vergessen; die strafe Gott, wie er England strafe.

Von Makarce nach Serskilas werden es drei Kilometer sein. Der Weg ist an ein paar Stellen in tiefen Schnee eingeschnitten, so daß ein schmaler Hohlweg entsteht. Der Weg ist von Gefallenen gesperrt gewesen, und die Artillerie mußte durch . . .

Nach Serskilas wird das Leichenfeld lichter. Auf der kurzen Strecke Landweg nach Dolnias ist die Schlacht nicht gegangen. Meine kleinen Pferdchen stolperten bedenklich vorwärts. Wir knüpften Verbindungen mit der Einwohnerschaft des langgestreckten Dorfes Dolnias an. Auf halb polnisch, halb russische Frage kam eine — englische Antwort. Der Bauer war jahrelang in Texas gewesen. Aber Quartier hatte er kein ausreichendes. Wir requirierten schnell sechs frische „eggs“ und zogen zu einem Hause, in dem ein „Gospodin“, ein Herr, wohnen sollte. Die Hälfte des strohgedeckten Hauses war eingestürzt, das Dach sah noch ein Stückchen über die Trümmer. Immerhin war der Rest noch größer als bei den andern Katen das Ganze. Es gab ein größeres dreifenstriges Zimmer mit einem mächtigen Ofen, daneben ein kleineres und die Küche. Wir ließen in den großen Raum Stroh bringen und an einer Längswand ausbreiten. Es war genug Platz dazu, denn die Einrichtung bestand aus einer breiten Holzbank, einem Tisch — am Fenster — vier Stühlen, mehreren Heiligenbildern, einem Bilde des Zaren und einer bemerkenswert guten Uhr. Die Leute hatten kaum ein Gefühl dafür, welche Entscheidung sich in ihrer Nähe abgespielt hatte. Sie sahen mit ängstlichen und neugierigen Augen auf unsere Hantierungen und hatten den Mund voll tausend kleiner

Wünsche und Bitten. Dabei waren sie willig und dienstbeflissen. Als Beleuchtung gab es einen langen, hell brennenden Kienspan. So wie vor fünfhundert und tausend Jahren läuft hier das Leben weiter. Was ist die Welt? Wo ist die Welt? Was ist Rußland? Was Deutschland? Hier ist die große Einsamkeit, die ganze Melancholie der polnischen Landschaft liegt über Dorf und Hügel und Ackerfeld.

Am Abend gehe ich durch die Dorfstraße. Nicht einmal Rauch kräuselt mehr aus den Hütten. Der Himmel ist ein goldenes, blitzendes Tuch. Es ist beinahe Vollmond. Alle Dinge werfen schwere, tiefblaue Schatten auf den wieder leicht zusammengefrorenen Schnee. Die hohe, schlanke Silhouette eines Ziehbrunnens hebt sich von dem Feld. Daneben steht ein schweres, plumpes Kreuz, die Gestalt des Gekreuzigten glänzt silbrig unter dem zermorschten Holzdach. Die Sterne flirren, die Kälte wächst. Man hört jeden Laut. In der Ferne ein leichtes Grollen. Die schweren Kanonen von Grodno grüßen das Heldenfeld von Makarce.

Der Zusammenbruch der russischen Offensive aus Grodno

Vor Grodno

Augustowo, den 27. Februar.

In Sucharzeszka, als der Landweg in die größere Straße einbog, fiel es mir zuerst auf: Da standen ein paar Männer, die ich durchaus für russische Soldaten hielt. Als unser Wagen näher kam, salutierten sie, indem sie die flache Hand fast horizontal an den Mützenrand legten. Russische Infanterie.

„Sstoi! Cacoi Divisia?“ „27. Division, Regiment 107.“

Es begann dann ein Gespräch, in dem die Worte: paragènije (die Niederlage), atsstuplènije (der Rückzug) und ramenni (verwundet) die ausschlaggebende Rolle spielten. Es waren russische Verwundete, die von den Gefechten im Waldgebiete her noch in den Dörfern lagen, die Gewehre hatte man ihnen fortgenommen oder sie hatten sie höchst freiwillig zerbrochen, und nun lebten sie hier und halfen sich gegenseitig so gut es ging. Ein Mann hatte seine kleine, bunte Ziehharmonika aus dem Entsetzen gerettet, er saß auf einem zerbrochenen Schlitten und spielte, ohne sich stören zu lassen, ein russisches oder polnisches Lied mit einer ergreifenden, traurigen Melodie, die nur in ein paar Tönen ging.

Im Walde begegneten uns dann alle Augenblicke wieder die Trupps, zu vieren und fünfen zogen sie langsam vorwärts. Man hatte ihnen gesagt: „Geht nach Augustowo und meldet euch bei der Etappe.“ Das taten sie nun gehorsam und geduldig. Die gleiche Armee, die sich in diesen Kämpfen an der ostpreußischen Grenze und in Rußland tapfer und oft erbittert geschlagen hatte, war jetzt, nachdem ihr Zusammenhang zerrissen war, in den Teilen, die das Schlachtenschicksal ereilt hatte, völlig haltlos. Irgendeinen Versuch zu fliehen wird, davon bin ich überzeugt, keiner dieser Russen gemacht haben, die da ohne Bewachung langsam und trollend, wie die kleinen polnischen Pferde, den Weg nach Augustowo in die deutsche Gefangenschaft suchten.

Rudawka war ein großes Spital. Es gab kein Haus in dem langgedehnten Nest, das nicht mit deutschen oder russischen Verwundeten belegt gewesen wäre.

Überall auf den Höhen und auf den Feldern standen herrenlose Pferde, die gierig nach Futter suchten. Fohlen jagten über die schneeigen Wiesen, als müßten sie irgendwo ein Büschel Heu oder ein bischen Fürsorge errennen. Vielleicht trifft sie irgendwo eine glückliche Kugel, es gibt sonst nichts, was ihnen helfen könnte. Die Militärpferde haben in diesen Winterschlachten ungeheuer arbeiten müssen. Es gab nur: Vorwärts! für die Kolonnen. Sie sind herunter, die armen Viecher. Da muß jedes Futter für sie gespart, für sie requiriert werden. Die Notwendigkeit, die bittere Notwendigkeit führt zu Härten.

Unsere Leute sind gutmütig und verständig dabei, Polen hat nicht ein Fünftel dessen zu leiden, was Ostpreußen dulden mußte. Aber das Land, über das die eiserne Welle geht, ist ein unglückliches Land, und die polnischen Bauern müssen eben den slawischen Größenwahn letzten Endes mit eigenen Nöten bezahlen. Da hilft kein Sentiment, man hat sogar oft das Gefühl, daß wir viel zu rücksichtsvoll sind in der Schonung der fremden Eigenart. Ein Empfinden, das man vielleicht nicht hätte, wenn man nicht eben aus Ostpreußen gekommen wäre. Der deutsche Armeebefehl an die polnische Bevölkerung fängt denn auch mit einem „Trotzdem" an. „Trotzdem die russischen Soldaten während ihrer Anwesenheit in der deutschen Provinz Ostpreußen Städte und Dörfer niedergebrannt, Männer und Frauen verschleppt und gemißhandelt haben, wollen wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sondern eingedenk sein, daß der Krieg nicht gegen die feindliche Bevölkerung sich richtet. Wer sich ruhig verhält, ist unseres Schutzes gewiß." Wir sind dessen eingedenk, das kann man in den polnischen Städten erkennen, die wir besetzt haben, und in den einsamsten Dörfern der einsamen Wälder vor Grodno.

In Wolka nahmen wir Nachtquartier; ein wenig abseits von der Straße lag ein etwas besseres Bauerngehöft. Der Besitzer war 30 Jahre Dorfschulze gewesen. Jetzt hätte er es bis zum Hals hinauf, und der alte, große Mann

zeigte dabei mit der Hand bis mindestens zur Mundhöhe. Als ich ihn nach den Russen fragte, schüttelte er sorgenvoll den Kopf. Ein Sohn war bei der Armee, er wußte seit Monaten nichts von ihm. Als ich ihn nach den Kosaken fragte, rückte er das kleine eiserne Christuskreuz am Fenster gerade, sah hinaus, sagte nichts und spuckte plötzlich aus.

Im Nebenzimmer waren seine zwei Schwiegertöchter mit ihren Kindern. Die eine sah aus wie eine polnische Madonna mit verhärmten und schönen Augen. Sie wiegte ihren kleinen Jungen in einer Holzwiege, die an vier Stricken an der Decke hing. Der andere Sohn kam eben nach Hause, er hatte den ganzen Tag Leichen begraben. „Eine schwere Arbeit, Herr! Sie waren so laut und sind so still jetzt!"

„Roza, Gozdzik, Tulipan . . ." sang die junge Frau und schwenkte die Wiege.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Sopockinie. Der Geschützdonner kam jetzt näher und näher. Als ich das grüne Dach der Klosterkirche von Sopockinie auf dem Hügel leuchten sah, flog auch eine russische Granate in die Stadt. Das waren schon die schweren Geschütze von Grodno. Die Straßen des Städtchens, das in einer tiefen Mulde liegt, steigen den Berg leicht hinan. Es sah verhältnismäßig recht sauber aus, man konnte meinen, in einem Bergstädtchen im hessischen Hinterland etwa zu sein. So Battenberg vielleicht. Der Marktplatz stand voll eroberter Geschütze, Protzen, Maschinengewehre. Munitionswagen ratterten vorüber, Trains zogen langsam durch die Straße, Offiziere trabten vorbei. Gesattelte Pferde wurden rückwärts geführt. Dann klang das Donnern der Geschütze, der heulende Ton der fliegenden Granaten, irgendwo in der Nähe mußten sie einschlagen. Wir stiegen hinauf auf den Hügel zu dem weißen Klostergebäude. Hier war es stiller. Die Kirche war mit einer niedrigen Steinmauer umgeben, ein paar Bänke standen da. Drei Soldaten schaufelten ein Grab. Die Nonnen kamen und gingen, ein Teil des Gebäudes war Lazarett. Das Heulen in der Luft wurde stärker, eine Granate krepierte ganz in der Nähe. Der russische Gegenstoß aus Grodno war in voller Kraft.

Nach der Niederlage in Ostpreußen und bei Wolkucz hatten die Russen stärkere Kräfte nach Grodno geworfen. Das 15. russische Korps, das bei Tannenberg vernichtet worden war — der damalige kommandierende General Martos war in unsere Gefangenschaft geraten — hatte man jetzt, nach einem halben Jahr, wieder neu aufgestellt. Dies neue Korps und andere russische Kräfte stießen von Grodno aus jetzt zum zweitenmal auf unsere Linien. Das Gefecht schien im Höhepunkt zu stehen.

Wir fuhren die direkte Straße auf Grodno; bei einem kleinen Dorf mußte das Auto halten, die russischen Granaten schlugen ein paar hundert Meter weiter vorwärts ein. Der Kampf ging um die Höhe 214 bei Rajize, die die Straße nach Ligsk und nach Sopockinie beherrscht. Das Gelände ist stark hügelig, schon kurz vor Sopockinie beginnt die erste Hügelreihe, von der man weit in das dunkelgrüne Waldland hineinsieht. Hier vor Racize geht die Bodenwelle allmählicher in die Höhe, aber der eigentliche beherrschende Punkt ist dann ziemlich steil. Sein Besitz ist von ausschlaggebender taktischer Bedeutung für die ganze Stellung.

Wir gingen an unseren Batteriestellungen vorüber, um eine Hügelkette zu gewinnen, vor der unsere Infanterie vorging. Man hörte das unregelmäßige Schnellfeuer der Infanterie, dazwischen schrien unsere Geschütze, und die großen 21-cm-Granaten der Russen heulten durch die Luft. Wir mußten durch eine Bodensenkung. Nach links lagen noch ein paar armselige Gehöfte. Alle Augenblicke schlug dort eine der schweren Granaten ein, daß die schwarzen Erdfontänen nur so aus dem Dorfrand herauszuschießen schienen. Wir gingen schnell vorwärts, denn die Hügelkuppe vor uns war von Granaten noch nicht belegt. Etwa hundert Meter waren wir von unserem Ziel entfernt, da erschienen Schrapnellwolken etwa auf dem jenseitigen Abhang. Die nächste Ladung war fünfzig Meter näher. Wir hielten. Das Gewehrfeuer knatterte jetzt rasend schnell vor uns, russische Gewehrgeschosse, die blauen Fliegen, summten mit diesem tiefen Ton wie große Brummer an uns vorüber. Die nächsten Schrapnellwolken erschienen auf der Hügel-

kuppe. Hier war nicht vorwärtszukommen. Die Russen schienen in der Bodenwelle deutsche Reserven zu vermuten, denn sie begannen jetzt eine heftige Beschießung des Tales, das wir durchschreiten mußten. Vierzig Meter vor uns stieg eine haushohe Granatengarbe auf, dann wieder das Heulen, wir warfen uns nieder, diesmal waren es dreißig Meter. Ich zählte: zwölf Sekunden beinahe dauerte es, bis die Erdklumpen und die Stückchen wieder aus der Luft zurückkehrten. Der Boden war weich, wir bekamen nur ein wenig Schmutz ab. Rechts und links, bald näher, bald weiter funkte die russische Batterie, die — jetzt schien es sicher — die deutschen Reserven am Nachrücken hindern wollte. Denn die deutsche Infanterie ging just vor, das rasende Feuer schwieg, und gerade, als wir den Dorfrand wieder — einigermaßen froh immerhin — erreicht hatten, ließ die russische Artillerie die Kanonade allmählich einschlafen. Der Hügel 214 war in deutschem Besitz, 500 Gefangene fielen bei erbittertem Gefecht in deutsche Hand.

Wieder stellte ich die große moralische Wirkung der ganz schweren Artillerie fest. Es ist durch die ununterbrochene dreistündige Beschießung der Mulde und des Dorfrandes, soweit mir bekannt wurde, kein einziger Verlust bei uns eingetreten. Die Reserven lagen an anderer Stelle. Aber ich kann mir vorstellen, wie schwer es sein muß, unter solchem selbst ergebnislosen Artilleriefeuer still auszuhalten. Der Befehl zum Vorgehen muß eine Erlösung sein.

Die Reserven sammelten sich. Unsere Artillerie, die uns bisher überschossen hatte, machte Feuerpause. Wir konnten weiterfahren. Die Straße nach Ligsk und nach der Seenge vor Augustowo, der Rückzugsstraße des 25. russischen Korps. Immer wieder zur Linken dröhnten in großen Pausen die Kanonen von Grodno. Aus den Dörfern in der Feuerlinie zogen die Bauern mit Sack und Pack, mit Schlitten und Wagen landeinwärts. Die bunten Kopftücher der Frauen leuchteten. Es war wie ein Zug aus der Völkerwanderung.

Über die trümmerbesäte Straße, die von der russischen Artillerie noch erreicht wurde, vorbei an mit aller Kraft

trabenden Munitionskolonnen sauste das Auto Augustowo zu. Zur Rechten stand der Waldbrand von Wolkucz, hinter dessen Schleier siebentausend gefallene Russen lagen. „Tausend Meter Batteriesalve," hatte mir ein Hauptmann erzählt, war das erste Kommando. „900 Meter, 800 Meter . . . und die dichten braunen Kolonnen sanken, versuchten immer wieder den Durchbruch und fielen."

Ich sah nach dem Waldbrand, bis die Straße selbst wieder die Spuren des Rückzuges des 26. Korps auf jedem Meter Weg zeigte. Der ganze große Wald vor Augustowo und alle die Straßen an seinem Rande sind ja nichts als stumme Zeugen eines gewaltigen, schweren Kampfes und eines Sieges, der mit Anstrengungen und durch Leistungen erfochten wurde, die in der Kriegsgeschichte einmal erst später in ihrer ganzen Größe richtig gewürdigt werden können.

Berznicki.

I.

Bei Lozdzieje, den 10. März.

Nach der Winterschlacht in Masuren und den daran anschließenden Kämpfen in den Wäldern von Augustow und nordwestlich Grodno galt es für die deutsche Heeresleitung, die ungeheure Beute und die über hunderttausend russischen Gefangenen ungestört abzutransportieren. Gleichzeitig mußten die neuen russischen Kräfte, die im Bereich der Festung Grodno gesammelt worden waren, gewaltsam erkundet werden. Beide Aufgaben ließen sich nur durch Angriffe auf die Festung und das anschließende russische Verteidigungsnetz, das sich auf die Njemen-, Bobr-, Narew-Linie stützt, ausführen. Die Vorstöße des neuaufgestellten XV. russischen Korps (das aktive XV. russische Korps war ja, wie schon erwähnt, bei Tannenberg vernichtet worden) aus Grodno heraus wurden trotz der Ermüdung unserer Truppen nach beinahe 20 Tagen Marsch und Gefecht mit Leichtigkeit zurückgewiesen. Dann setzte ein deutscher Angriff auf Grodno ein, der dazu dienen sollte, eine neue Gruppierung ungestört vorzubereiten. Ein ernstlicher Ver-

such auf Grodno kam schon deshalb nicht in Frage, weil unsere Truppen, wie es nach den unerhörten Leistungen selbstverständlich ist, einiger Ruhe bedurften und eine starke Festung mit den Mitteln des Feldkrieges nicht zu nehmen ist. Auf jeden Fall wurden die Russen so lange jenseits ihrer befestigten Linie und im Bereich ihrer schweren Geschütze zurückgehalten, bis die deutschen Vorbereitungen zu neuer Aufstellung und die Bergung vollendet war.

In einem meiner letzten Berichte konnte ich die Erstürmung des Hügels 214 östlich Sopockinie, dessen Besitz für die deutschen Zwecke wichtig war, aus der Reihe dieser Kämpfe vor Grodno schildern. Die Wirkung der schweren russischen Artillerie, die jede Falte, jeden Abschnitt im Vorgelände natürlich genau kannte, war deutlich genug zu beobachten. Wenn wir über diese sumpfigen Brüche, an deren Rand die russischen Drahthindernisse standen, über diese Hügel, die von der Artillerie beherrscht wurden, den Infanterieangriff mit Energie vorgetragen hätten, wäre vielleicht der Wunsch der Russen, die wohl darauf hofften, erfüllt worden, aber wir hätten nutzlose Opfer gebracht. Die deutsche Heeresleitung hat in allen diesen blutigen und anstrengenden Kämpfen niemals einen Mann zu Operationen angesetzt, die das Maß der Kräfte der Truppe überschritten hätten. Die große Feldherrnkunst in diesem östlichen Feldzug hat sich darin immer wieder aufs neue gezeigt, daß der Zweck, den Gegner zu schlagen und zu vernichten, nicht in brutaler Aufopferung zu erreichen versucht wurde, sondern durch überlegene Führung der Bewegung. Es wurden von der Truppe Leistungen gefordert, die vielleicht keine andere Armee der Welt und keine Armee der großen historischen Kriege hätte vollbringen können, aber die Forderungen bauten sich auf Kenntnis dieser Truppen auf, und sie waren gestellt, bestimmte, begrenzte, unbedingt festgehaltene Ziele, deren Erzwingung zum großen Erfolg führen mußte, zu erreichen. Es wird später festzustellen sein, wie weit das in der Truppe so wundervoll lebendige Gefühle, daß die Operation geistig überlegen geführt werde, sie überhaupt fähig machte, diese unerhörten Anstrengungen der letzten

Kämpfe zu ertragen. Es ist andererseits selbstverständlich, daß man nur mit dieser Truppe strategische Pläne durchführen kann, die mit erheblichen Rückwärtsbewegungen einsetzen mußten.

Denn nachdem die Stellungen östlich Augustowo von Armierungsbataillonen fertig gestellt waren, zogen sich die deutschen Kräfte auf den dazu zur Verfügung stehenden Straßen nach kurzer Ruhepause zurück. Teile nahmen die direkte Straße Grodno—Augustowo, andere die Richtung auf Suwalki und nordwestlich — den Wegen entlang, die die Rückzugsstraßen des XX. russischen Korps gebildet hatten. — Sehr langsam und vorsichtig, zuerst mit Kavallerie, folgten die Russen.

Starke deutsche Kavallerie wurde an den Seenketten westlich Olita versammelt, um die Bewegungen von deutschen Truppen zu verschleiern, die nach Osten vorgeschoben wurden, so daß sie allmählich in die nördliche Flanke der vordringenden Russen gelangten.

Den dichten deutschen Kavallerieschleier konnten die Russen nicht durchbrechen. Es kam zu Zusammenstößen mit der russischen Kavallerie, aber wie der Verlauf der Operationen zeigte, hatte die deutsche Kavallerie ihre Aufgabe, deren Erfüllung die Anfangsbedingung für den Erfolg war, voll gelöst. Die Russen hatten von der deutschen Umgruppierung keine Kenntnis. Sie rückten in den Raum vor den deutschen Linien langsam ein, besetzten Sejny, Lozdzieje und schickten sich an, auch nach Norden gewaltsam aufzuklären. Da war der letzte Zeitpunkt für den deutschen Angriff gekommen, wenn er die Flanke der Russen fassen wollte, da sonst die deutsche Flankenstellung schließlich erkannt werden mußte.

In der Nacht vom 9. zum 10. März bei zwölf Grad Kälte stießen die deutschen Kolonnen in der Richtung auf Lozdzieje vor und begannen die Russen nach Süden zu drängen. Genau wie bei der Winterschlacht in Masuren war zu diesem Zeitpunkt des Angriffs die Niederlage der vorgedrungenen russischen Kräfte schon eigentlich besiegelt, es handelte sich höchstens noch um die Ausmaße des Erfolges. Wir hatten den Russen eine Offensive vorgeschrieben, die

sie widerstrebend annahmen. Als diese Offensive den von uns bestimmten Punkt erreicht hatte, war das Schicksal der russischen Kräfte, die an ihr teilnahmen, entschieden.

Einem wichtigen Teil der letzten Operationen konnte ich beiwohnen, ich durfte den ungeheuren Leistungen der marschierenden und kämpfenden Truppe bei eisiger Kälte folgen, konnte Zeuge dieses Winterringens sein, das jeden Mann, der an diesen Kämpfen teilgenommen hat, zum Helden stempelt. Die nicht immer leichte Aufgabe der Kriegsberichterstattung konnte hier mit Freuden und Dankbarkeit gelöst werden: Man muß es wiederholen, immer wiederholen, der Welt einhämmern, diese Leistungen sind größer als die Heldentaten, von denen in den Geschichtsbüchern steht, um die Durchschnittsleistung dieser Musketiere, Artilleristen, Pioniere war früher der heilige Lorbeer der Unsterblichkeit geschlungen. Er grünt jetzt der gesamten Armee, die hier kämpfte, die jeden, der dies miterlebte, mit Ehrfurcht erfüllen muß.

II.

Lozdzieje, den 11. März.

Bei Wengielnia biegt unser Auto in den Seitenweg nach P. ein. Ein eisig-schöner Tag. Die Sonne glitzert über dem Schnee, daß die Augen brennen. Die Division, die bei P. stand, hat auch schon seit ein paar Stunden den Vormarsch angetreten. Wir haben das Auto verlassen und sind die letzten paar Kilometer, als der Schnee immer höher wurde, zu Fuß gewandert. Es ist so nicht möglich, die Front zu erreichen, man muß auf den Flügel, der eben Lozdzieje hinter sich gelassen hat. Dahin führt gute Straße. Der schwedische Gast, den wir die Ehre haben, in unserer kleinen Gruppe zu sehen, Dr. Sven Hedin, hatte eine besondere Einladung zu dieser Division. „Wir haben den guten Willen gezeigt, wir können weiterfahren; wenn die deutschen Truppen von hier angefangen haben zu marschieren, erreichen wir sie doch nicht."

Die üblichen Unterbrechungen. Eins der beiden Autos hat regelmäßig Panne. Endlich wieder feste Straße. Bei Slobodka biegen wir ein, die kleine Stadt Lozdzieje liegt

hinter uns. Man hört schon den Geschützdonner. Bei Holny Mejera erreichen wir die Linie unserer im Gefecht stehenden Artillerie. Das Land ist wie ein erstarrtes Meer. Welle auf Welle erstrecken sich die weiß-grauen Hügel, heben sich am Waldrand empor und laufen in gleichförmigem Auf und Ab weiter — bis zur Njemen-Niederung. Ein kleiner Hügel wird erklommen. Man hat gute Übersicht zu der frühen Nachmittagsstunde.

Um Sejny, um Pockuni, gegen Berznicki geht das Gefecht. Eben, da wir den Hügelrand erreicht haben, sieht man durch das Glas russische Munitionskolonnen in vollem Galopp in den Wald hineinjagen. Unsere Artillerie belegt den Waldrand. Hinter dem Schleier der Bäume müssen sich gräßliche Bilder entwickeln, denn die Schüsse sitzen, wie man deutlich beobachten kann. Von Nordosten her klingt lebhaftes Maschinengewehrfeuer. Und jetzt, da die Sonne nicht blendet, sieht man deutlich die schmale Linie unserer Infanterie. Sie liegen da im eisigen Schnee und feuern. Der Schnee schmilzt unter der Wärme des ruhenden Körpers und erstarrt wieder unter dem Abendwind. Der Himmel wird dunkelrot. Die werden kaum darauf achten, die ihr Gesicht über der gefrorenen Erde halten und die kalten Hände am Gewehr haben.

Gerade vorwärts löst sich die Reihe auf, man sieht die einzelnen Linien im Wald verschwinden.

Die russische Artillerie schießt sehr wenig. Ein paar Schrapnells erscheinen aus der Richtung von Sejny her.

Die deutsche Linie im Nordosten beginnt auch vorwärts zu gehen. Die Russen sind überall im Rückzug. Auf der Straße von Lozdzieje traben schon die deutschen Feldküchen vorwärts. In der Tat, sie traben. Überall in diesen Tagen konnte ich dieses rasche Vorziehen der Feldküchen beobachten, die beinahe noch in die Gefechtslinie einrücken. Ein Teller heißer Erbssuppe ist in dieser Zeit ein so wichtiger, vielleicht ausschlaggebender Faktor, daß man die Gulaschkanonen gar nicht schnell genug vorbringen kann. Sie scheinen auch die kämpfende Truppe an diesem Abend noch fast überall erreicht zu haben. Freilich nur „fast" überall.

Das Rückzugsgefecht flaut ab. Nach Sejny zu scheinen die Russen noch einmal Widerstand leisten zu wollen. Sie gehen in dichten Kolonnen vor.

Wir fahren bis über Rachelang weiter. Unsere Artillerie setzt wieder kräftiger ein, und russische Schrapnells erscheinen in dichter Reihenfolge. Aber es ist nur ein kurzer Widerstand. Unsere Truppen rücken weiter. Nachts um 2 Uhr wird Berznicki genommen. Und die deutschen Spitzen rücken im Nachtmarsch weiter.

Die nachrückenden Kolonnen belegen jedes Plätzchen, das die Stäbe noch freigelassen haben. Es ist selbstverständlich, daß man hier kein Stückchen warmen Raum fortnehmen darf. Wir fahren nach Lozdzieje zurück. Am Markt finden wir ein hübsches, weißes Haus, in dem nur zwei Pioniere liegen. Seit vier Wochen haben sie wieder eine Stube. Sie sind glücklich.

Einen größeren Raum, der verhältnismäßig sauber ist, nehmen wir für uns, schichten frisches Stroh. Der Ofen pustet. Nach dem Essen gehe ich durch das kleine Nest. Der Sternhimmel liegt in glitzernder weiter Wölbung über dem polnischen Städtchen. Es ist, als ob die Häuser vor dem Goldgrund ständen, überall leuchtet die Kuppel durch die Gassen und über die Giebel, als ob das kleine, dreckige Nest zwischen Gold und blauer Dunkelheit ruhte. Es ist alles schön zu dieser Stunde. Der mächtige hohe Ziehbrunnen am Markt, die schwarzen Soldatengestalten, die den Eimer haben, die kleinen, verhuzzelten Häuser. Es werden 15 Grad Kälte sein. Der Schnee schreit bei jedem Schritt. Ich komme zurück, liege unter der Decke und bin im Traum. Da, es ist gegen Mitternacht, kommt Sven Hedin, dessen Auto Aufenthalt hatte. Ein paar Worte. Ein Glas Tee. Das Stroh wird verbreitet. Er baut sein Nachtlager mit der Ruhe, die lange Übung verrät. Das Licht verlöscht. Man hört die lauten Atemzüge der Schläfer. Wie war das wunderschöne Bekenntnis des da neben mir Schlafenden? „Dem deutschen Volke scheint es die einfachste Sache von der Welt, sein Blut hinzugeben und zu sterben. Nein, ein solches Volk kann nicht besiegt werden."

III.

Suwalki, den 12. März.

In der Nacht vom 10. zum 11. ging die deutsche Infanterie von Pockuni auf Berznicki vor. Es war 2 Uhr, als die ersten Schützen in die langgezogene Hauptstraße eindrangen, die Russen leisteten schwachen Widerstand. Am Ende des Ortes liegen ein wenig höher ein paar Scheunen. Von hier, bei dem unsicheren Licht der Sternennacht, suchten die Russen noch einmal ein Feuergefecht. Sie wurden verdrängt und zogen sich in der Richtung auf den Njemen zurück, ein Regiment mit einem vollen Zug von Maschinengewehren schien in dem dichten Wald nach Norden hin zu zersplittern. Die deutsche Infanterie ging auf dem Weg durch den Wald nach Kopciowo weiter, um den Fliehenden keine Zeit zur Sammlung zu lassen. Die drei Bataillone, waren es überhaupt drei Bataillone? — das Licht war so ungewiß, es war eine wirre Masse, die nach dem nördlichen Tannendickicht zustrebte — diese Bataillone konnte man ihrem Schicksal überlassen. Die Artillerie rückte nach. Sie hatte den ganzen Tag gefunkt. Sie war froh, als sie in Berznicki einrückte. Heilfroh. Man war noch kaum richtig auf Stroh, die Pferde waren gerade abgeschirrt, da fielen vom Dorfrand Schüsse. Ein russisches Regiment rückte in voller Stärke über die Höhe, die ersten Häuser waren schon besetzt. Die Russen fielen über die Artilleriepferde her und stachen sie ab. Einen Teil ihrer eigenen Maschinengewehre hatten sie unter Bedeckung einer Kompagnie im Walde gelassen. Die Russen fingen an, die deutschen Munitionswagen zu zerstören. Da, mitten durch das Dröhnen klang fern, bald deutlich das Tak-tak-tak von Infanterieschüssen.

In langer Schützenlinie suchten die Russen den Hügel zu halten. Da fielen auch im Walde ein paar vereinzelte Schüsse. Die Bedeckungsmannschaft der Maschinengewehre erschoß ihren eigenen Hauptmann, um sich zu ergeben. Der russische Leutnant, der als einziger Offizier noch blieb, erschoß sich selbst. Ein Unteroffizier führte die

übrigen 152 Mann, die die Hände hochhoben, aus dem Walde heraus.

Die Schützenreihe auf dem Hügelrand, die sich in dem hartgefrorenen Boden nicht eingraben konnte, wurde inzwischen in flankierendes Feuer genommen. Sie boten in dem beginnenden Morgenlicht gutes Ziel. Die Verluste waren furchtbar. Das Regiment war von drei Seiten eingekesselt. Um 6 Uhr morgens ergab sich der Rest des Regimentes mit allen noch lebenden Offizieren.

Die deutschen Artilleristen fanden im Morgenlicht ihre Batterien. Nur die Pferde waren erschossen oder abgestochen.

*

Um die Mittagszeit kamen wir in Berznicki an. Das Gefecht bewegte sich vielleicht acht Kilometer vorwärts durch den Wald auf die Njemenlinie zu, hinter der dann die geschlagenen und zerrütteten Teile des XV. Korps, das hier im Gefecht gestanden hatte, Schutz suchten.

Auf dem kleinen Marktplatz standen neun erbeutete Maschinengewehre. Eben wurden die Russen des gefangenen Regiments gesammelt. Die Wälder steckten noch voll von Versprengten. Etwa zehn Offiziere standen an der Spitze. Sie waren niedergeschlagener als sonst die gefangenen russischen Offiziere zu sein pflegen, oder sie konnten ihre Niedergeschlagenheit schwerer verbergen. Sie hatten das Schicksal ihrer erschossenen Kameraden erfahren. Ein Anzeichen mehr, daß die schwerste Erschütterung durch die russische Armee geht, ein Anzeichen mehr, daß der Zusammenbruch vor der Tür steht. Dieses neue XV. Korps scheint ein Beispiel für die neuen russischen Truppen zu sein, die man jetzt aufstellt. Man hat die Lockerung des russischen Armeeverbandes oft vorausgesagt, ohne dabei in Wage zu stellen, daß die Übung des Russen, in korrumpierten und faulen Verhältnissen doch das gerade noch Notwendige zu erreichen, schon im Frieden außerordentlich gut ausgebildet ist. Man durfte jetzt im Kriege nicht von den zutage tretenden einzelnen Zersetzungserscheinungen sofort auf die Zersetzung des Ganzen schließen.

Schon vor längerer Zeit wies ich darauf hin, daß die Zeitdauer, bis die moralische Lockerung zur Katastrophe der Armee führen könnte, gar nicht abzuschätzen wäre, weil der deutsche Maßstab eben durchaus nicht anlegbar ist. Das war bis jetzt. Nach den letzten Erfahrungen hat die Schlußphase des Widerstandes der russischen Armee begonnen. Auch die russischen Offiziere verschließen sich nicht der Einsicht, daß der Feldzug für Rußland verloren ist. Wir haben ihn noch nicht gewonnen, man verstehe recht, aber Rußland hat ihn verloren. Es handelt sich darum, auszuharren, noch den letzten Teil dieses Riesenkampfes gegen Rußland durchzuhalten, dann muß die völlige Katastrophe für Rußland eintreten. Auf allen diesen letzten Schlachtfeldern, über allen diesen Zügen von Gefangenen, auf diesen Beutestücken, die beim Artilleriematerial oft noch nicht einmal die Fabrikplombe gelöst haben, steht der Anfang der Auflösung des russischen Widerstandes zu lesen. Wenn eine russische Kompagnie, um sich zu ergeben, ihren Hauptmann erschießt — wie es einwandfrei feststeht —, dann dürften selbst die strengsten Befehle von Nicolai Nicolaijewitsch das Ende nicht mehr aufhalten.

Langsam setzte sich der Zug der Gefangenen in Bewegung. Der russische Oberst sah noch einmal angestrengt zurück nach dem sonnenbeschienenen Waldrand, wo seine Leute seinen Hauptmann erschossen hatten. Eine Kugel, die mehr traf, als den schwarzbärtigen russischen Linienkapitän.

Wir gingen bis an das Ende des Ortes. Hier begann das Schlachtfeld. Eine Kate, halb Wohnhaus, halb Stall, hatte Schutz gegen die Kugeln von Südwesten bieten sollen. Da kam das Strichfeuer von Norden und Nordosten. Der eine Russe hatte sich fest gegen die Wand gepreßt, als ihn die Kugel traf, einem anderen hatte ein Querschläger den Kopf geradezu zerrissen. Dazwischen lagen Gefallene mit gräßlichen Wunden von den Sprengstücken der zu früh gesprengten deutschen Munitionswagen. Ein paar Schritte weiter lagen die Trümmer eines deutschen Wagens. Die Holzteile waren zerfetzt und verbrannt, man konnte nicht

mehr unterscheiden, wie die Teile, die in Splittern auseinanderlagen, zusammengehört hatten. Die vorderen Achsen des Eisengestells hingen noch zusammen, ein russischer Soldat lag darunter, eine versengte Lederschnur hing von seinem Körper an einem eisernen Haken. Sie hatte ihn an rechtzeitiger Flucht gehindert. Das Holz, an dem der Haken befestigt gewesen war, hatte die Explosion fortgeschleudert und verbrannt. Das Stückchen gebogenes Eisen lag noch da, das Stückchen Eisen, dem der tote Mann da auf der blutigen Erde den Tod zu schulden hatte. Das Feld weiter zum Hügel hinauf war mit Leichen besät. Sie lagen da, wie die Kugeln sie auf der Flucht getroffen hatten. Dann am Abhang gegen den höheren Hügel, von dem die deutsche Infanterie herniederstieg, war eine russische Schützenlinie. Mann bei Mann, genau in drei Meter Abstand, lagen sie da. Manche noch das Gewehr neben sich. Eine lange Reihe. Der eine oder der andere hatte versucht, einen kleinen Kopfschutz zu schaufeln. Aber die eisharte Erde hatte keine Zeit gelassen, die harte polnische Erde half den Russen nicht gegen die deutschen Kugeln.

Wir hatten nur zwei Mann Verluste in diesem Gefecht.

Plötzlich hoben sich die scharfumrissenen weißen russischen Schrapnellwolken gegen den hellen Nachmittagshimmel ab. Im Nordosten: Die Wölkchen erschienen so hoch, daß man meinte, die russische Artillerie wolle gegen den Himmel Krieg führen. Wir sehen diese artilleristische Leistung verwundert an. Da zeigen die Sanitätssoldaten, die auf dem Schlachtfeld beschäftigt sind, nach einem kleinen dunklen Punkt. Ein Flieger. Durch das Glas erkenne ich das Eiserne Kreuz. Eine deutsche Taube. Die Schrapnells sind dicht unter ihr, aber mit ein paar Bogen ist sie höher und bald den Blicken entschwunden.

*

Der Wald in der Ferne hat seine Geheimnisse. Sicher. Wir biegen in den Feldweg ein. Das Auto fährt langsam, man kann den Waldrand mit den Blicken absuchen. An einer Stelle ragt eine Stange durch das Tannendickicht. Eine Deichsel. Wir lassen das Auto halten, gehen über

das Stückchen Feld, auf dem schwere Säcke voll Hafer liegen, biegen die Kuscheln auseinander und sehen einen vollen Zug Maschinengewehrfahrzeuge. Die Pferde stehen voll angeschirrt vor dem Wagen. Ein Reitpferd ist an einer Tanne festgebunden. Ein paar Pferde sind gestürzt und atmen schwer nebeneinander zwischen den jungen Tannen eingeklemmt. Optische Instrumente liegen auf dem Wagen. Nicht einmal die Plombe ist von der Umhüllung entfernt, die ein Rundblickfernrohr schützt. Alles ist funkelnagelneu. Das Lederzeug von ungewöhnlicher Güte und tadelloser Arbeit. Das XV. Korps ist wirklich gut ausgerüstet worden an totem Material.

Die Pferde haben noch etwas Hafer, den man vor ihnen auf den Waldboden geschüttet hat. Ich mache mich daran, zwei famose Braune, die gestürzt sind, von ihrem schweren Sielenzeug zu befreien. Sven Hedin hilft auf der anderen Seite und zeigt mir die Schnallen, die wir lösen müssen. Die Pferde halten still. Nur manchmal versuchen sie, aufzuspringen. „O la, la! Ruhig, ruhig!“ und Sven Hedin beruhigt die Braunen auf russisch, was sie sichtlich besser verstehen. Ein Kollege, dessen große Tierliebe ich stets bewundert habe, hat inzwischen schon vier Gäule in Ordnung auf das freie Feld gebracht. Ich gehe etwas tiefer in den Wald. Da steht noch ein wunderhübscher Fuchs neben einem Baum. Er ist zu kurz angebunden, so daß er den Hafer, der verschüttet umherlag, nicht fassen konnte. Ich führe ihn zu einem vollen Sack. Er sieht sich nach mir um, kommt zutraulich mit dem Kopfe näher. Gestern hat er vielleicht den Kopf mit dieser schönen Bewegung zu einem russischen Offizier gewendet, heute zu mir. Die Spätnachmittagssonne liegt warm und rot über dem Fell des Tieres und über dem Grün der Tannen und dem weißen Schnee. Wenn nicht von ferne immer wieder die Geschütze ihr Rums, Rums, Rums sprächen mit diesem erschütternden Tone, der über ganz Polen liegt, dann könnte man an irgendein Märchenidyll glauben. Aber da steht noch ein Maschinengewehr. Nachdem die Pferde abgeliefert sind — die Batterie, die sie bekommt, wird sehr stürmisch vor Freude — fahren wir, der österreichische Kamerad

und ich zurück und schleppen im Schweiße unseres Angesichts, jeder in einen Gurt sich spannend, das Maschinengewehr zum Auto. Wir liefern die Waffe, aus der noch nicht geschossen zu sein scheint, ab und bekommen unsere ersten Beutescheine. Sven Hedin gesteht da, daß er des Morgens auch Beute gemacht habe. Zwei Russen sprangen seitwärts von seinem Auto auf, warfen das Gewehr fort und hoben die Hände hoch. Der große Schwede rief den beiden auf russisch zu, daß sie gefälligst näher kommen sollten, und der famose schwedische Kollege, der sich in dem gleichen Auto befand, schrie, daß sie gefälligst ihre Gewehre mitbringen sollten. Was sie taten . . . Doch muß gesagt werden, daß die Schweden selbstverständlich unter deutscher militärischer Führung standen.

Wir fuhren dann in die sinkende Nacht auf die Türme von Sejny zu, die dunkel und hoch sich vom Himmel abhoben. An uns vorüber rasselte ununterbrochen Artillerie, die weiter vorrückte. Wann kennen diese Truppen Müdigkeit? Ich habe den Augenblick in den Tagen dieser Gefechte nicht finden können.

Razputica

Vor Ossowiec und vor Lomza

Suwalki, den 16. März.

Ende Februar hatte der Kommandierende General die Freundlichkeit, mich zum Armeeoberkommando seiner Armee einzuladen. Militärische Gründe verboten damals, daß ich von den starken Eindrücken in der Armee Below — deren aufopferndes Ausharren in Ostpreußen während langer und schwerer Wintermonate ja bisher auch nur zum Teil geschildert werden konnte — berichten konnte. Inzwischen ist es möglich, ein paar Bilder aus den letzten Februartagen zu geben. Die Schilderung der Kämpfe dieser Tage, in denen unter anderem eine Reservedivision drei russische Divisionen, darunter zwei Divisionen Garde, blutig abwies, muß vorläufig anderer Zeit vorbehalten bleiben.

*

Wir stapften durch den hohen Schnee in den Wald hinein. Der Weg schien fahrbarer dabei, als wir gedacht, eine kunstvolle Bretterlage und dicke Fichtenbohlen bildeten eine feste Unterlage. Ein Auto kam in ziemlich schnellem Tempo vorbei. Ich erkannte die österreichischen Kappen. „Hier ist's richtig," sagte der Oberleutnant von den Feldjägern, mit dem ich gefahren war. Ich sah dem vorbeiflitzenden Auto nach. An der nächsten Schneise standen denn auch schon die mächtigen Wagen, die zu den Batterien gehörten.

„Wo steht die Mörserbatterie?"

„Weiter vorwärts, aber mitten im Wald, sie hatten vorgestern in anderer Stellung einige Verluste."

Wir gingen den Weg durch den sehr schönen Hochwald weiter. Der ganze Wald schien in ein Geschützarsenal umgewandelt zu sein. Jegliches Kaliber bis zu Riesen hinauf stand da zwischen den Tannen. Mörser und Kanonen.

Wenn sie gleichzeitig schössen, müßte es sein, als ob die Hölle aus dem Walde hervorbräche. Aber augenblicklich donnerte es nur weiter vorn.

„Was machen die Russen heute, Kanonier?"

„Sie besehen sich die Wirkung von gestern. Sie schießen fast gar nicht."

Rechts am Weg, dicht hinter ein paar Tannen, in einer sehr schmalen Lichtung, stehen plötzlich diese sauberen österreichischen Ungeheuer. Österreichische Mannschaften mit den charakteristischen niedrigen Gamaschen sind an den Geschützen beschäftigt. Aus einer Erdhütte, die mit Tannenreisig bedeckt ist, ruft ein österreichischer Offizier.

„Servus, Herr Kamerad. Ein Augenblick bitte. Gengens dös G'schütz heben!" wendet er sich an den Unteroffizier. Er gibt ein paar Befehle. „Dös eine Biest hat sich g'senkt," sagt er dabei verbindlich zu unserer Erklärung. „Wir schießen glei weiter!"

Auf dem eisernen Fahrgestell wird die Granate, der Riesenzuckerhut, an den Mörser gebracht, der in ziemlich steilem Winkel nach oben feuert. Zunächst — bevor die Rohre sprechen — hat man sich den Eindruck der Mörserbatterie noch größer gedacht. Aber dann heben vier Mann die Unterlage für die Granate hoch, führen den Kegel ein und springen zehn Meter zur Seite. Alles geht unglaublich schnell. „Fertig!" Der Kanonier reißt an der ein paar Meter langen Schnur, der Bolzen schlägt auf, die Feuergarbe fliegt aus dem Rohr. Beim erstenmal habe ich weder den Mund geöffnet noch die Ohren zugehalten. Ich dachte, nun ist das Trommelfell hin, so schmerzhaft laut war der mittelhohe Ton. Kaum eine Minute danach schrie der zweite Mörser, und der erste war dann schon wieder fertig zum Schuß. Der ganze Wald schien zu dröhnen, es sang nach dem Schuß fast so lange in den Ohren, bis der neue Schuß herausfuhr.

„Hundertzwanzig Schüsse hab'ns g'glaubt, und sechshundert hab'n ma bisher g'macht. Und da schaug'ns dö Seel an!"

Die Rillen waren in der Tat noch so scharf in der Führung, daß man dem Ungetüme die sechshundert Schuß

kaum ansah. Was hatte diese Batterie alles in den Grund geschossen und jetzt feuerte sie auf Ossowiec. Zwei Forts schwiegen. Die Bedienungsmannschaften sprangen zurück und faßte den Eisenwagen, setzten ein, sprangen wieder vor. „Schuß." „Schuß." Ununterbrochen rollte der Donner. Vor diesem Granatenhagel war Maubeuge gefallen, Namur, Lunéville.

Deutsche Artillerieoffiziere kamen, die Österreicher zu sehen. Wir verabschiedeten uns. Es blieb der Eindruck einer unheimlichen Präzision. Wie sorgsam ist das ausgetiftelt, daß die Bettung sofort fertig, wie glänzend ist die Unterbringung der Riesenlast auf drei Motorwagen geregelt, wie ist der Wagen konstruiert, daß er außer seiner Last noch elf der 400 kg schweren Zuckerhüte tragen muß, damit die breiten Räder richtig fassen.

Ich sah dann noch allerlei deutsche „Neuheiten", die ihrerzeit für sich sprechen werden.

Am Waldrand, hinter dichter Tannenhecke, standen zwei Scherenfernrohre. Der Artillerieoberst, der zufällig an der Beobachtung war, stellte freundlicherweise den Apparat auf die Hauptstellung. Man sah deutlich das längliche Viereck der alten Befestigung, an der südlichen Seite völlig niedergelegt. Gestern hatte es Explosionen gegeben. Aber hinter der Festung stiegen wieder leichte Hügelreihen, die das Sumpfnest beherrschten, und die riesige glitzernde Ebene dehnt sich vor den russischen Feldstellungen aus. Diese Hügel, die hellblau, kaum von den Abendwolken abgehoben, die Festung und die Ebene beherrschten, mögen die Russen inzwischen feldmäßig befestigt haben.

*

Irgendwo hinter Stawiski liegt die deutsche Stellung vor Lomza. Ein kleines, dreckiges Nest, dieses Stawiski. Mehr Juden als Polen auf den Straßen. Es ist Sabbat, als ich durch die Hauptstraße gehe. Schabbes. Überall stehen sie vor den Türen, und auf einmal fängt das Donnern der Geschütze vor Lomza an. „Werden Sie nehmen Lomza?" fragt mich eine Jüdin. „Mein Mann ist dort, und ich werde ihn nur sehen, wenn Sie haben genommen Lomza." Alle

Handelsbeziehungen, alle Verbindungen führten hier nach Lomza, und ich glaube diesmal in der Tat, daß die Leute von Stawiski für die deutschen Waffen beten, wie sie überall versichern. Es mag schlimm sein, wenn die eiserne Linie nach vorn alles abschließt, und nach Deutschland natürlich keine Verbindungen sind. Die Quartiere sind ganz gut. Ein junger Zahlmeister sagt mir, es wäre das beste Quartier, was er in ganz Polen bisher erwischt hätte, und die bildschöne Haustochter gibt ihm ein neues Stück schneeweißes Schabbesbrot. Als ich mein Glas Tee bezahlen will, lehnen die Leute die Bezahlung ab. Im Gegensatz zu dem unfreundlichen und sehr frech auf Übervorteilung gerichteten Benehmen der Juden des Gouvernements Suwalki fällt es mir auf. Freilich sind die deutschen Truppen hier auch zum erstenmal und die wiederkehrenden Russen haben nicht die jüdische Bevölkerung in der stärksten Weise terrorisiert wie die in Suwalki.

Schwere Geschütze rasseln durch die Straßen. Mit großen neugierigen Augen sehen die Juden den Zug. „Was ist das?" fragt eine Frau drei Berliner, die mit Ruhe und Sachkenntnis Kartoffeln schälen und in einen Eimer, der mitten zwischen ihnen steht, werfen.

„Dat siehste doch, Kanonen!" sagt der eine Mann und schält weiter. „Denkste, dat is ne Bäckereikolonne?"

„Große Kanonen," sagt die Frau.

„Menschenskind, dat sind noch von unsere kleinsten," eine Kartoffel plumpst wieder in den Eimer, „aber wir haben Dinger" — er macht eine Handbewegung, die etwa Kirchenhöhe andeutet — „wenn die losjehn, is janz Stawiski ein Klumpen Dreck."

„Dat is et so auch," sagt sein Nachbar.

„Na, Maruschka, nun sei man nicht beese," sagt der andere Mann freundlich, „Ihr könnt ja nischt dafür, davor seid ihr in Rußland, aber ne verdammte Schweinerei is et doch, wie ihr so rum lebt." Der Eimer ist voll. Der Mann trägt ihn zurück und fährt dabei mit der freien linken Hand einem kleinen jüdischen Mädel über die schwarzen Haare. Dann schüttelte er den Kopf und geht in den Hausflur. Langsam, schwer, sicher. An der Tür bleibt er stehen, sieht

hinaus. Schüttelt den Kopf noch einmal. „Und wir kriejen den janzen Dreck doch, Lomza und Warschau und so!“

Die Frau sieht ihn ruhig und gläubig an. „Ach ja, Lomza,“ sagt sie leise seufzend.

*

Szuczyn auf dem Wege zurück nach Grajewo hat ein schönes Kloster mit einer sehr schönen Kirche. Teile des Klostergebäudes sind als Spital eingerichtet. In einem Saal liegen und stehen leichtverwundete Russen, Garde. Sie sind in den letzten, sehr blutigen Gefechten gefangen genommen worden. Als der Kürassierleutnant, den sein Dienst hierher führte, mit mir in den Raum trat, nahm die Mannschaft Haltung an, und ein Unteroffizier salutierte. Stramm. Es waren fast alles Leute aus dem Petersburger Bezirk, wahre Hünen darunter. Ihre Gesichter waren fest und zeigten keine Spur von Entbehrung oder Strapazen, die Garde war ja bis hierher geschont worden. Körperlich waren diese kräftigen, gut bekleideten und ernährten Menschen sicherlich dem Durchschnitt der Reservedivision, der sie sich ergeben hatten, mindestens ebenbürtig, nach den schweren Gefechtstagen, die die Division hinter sich hatte, vermutlich sogar überlegen. Aber die Riesen hatten sich ergeben, hatten sich in dem Gefecht, das eins zu vier stand, abweisen lassen, weil in ihnen der lebendige Wille, um jeden Preis vorwärts zu kommen, fehlte. Diese Leute, durchschnittlich intelligente Kerls, hatten nichts als den Wunsch: Wenn die Schweinerei nur endlich vorbei wäre und ich in meinem Gärtchen oder mit meiner Frau unsere Kohlsuppe äße! Auch die nicht mehr jungen Mannschaften der deutschen Reservedivision denken an das stille Glück der Heimat, aber sie denken, daß man nur durch den Sieg zu ihr marschieren kann. Dies eiserne Gefühl, daß gesiegt werden muß, daß da hinter dem Feind, hinter dem völlig geschlagenen Feind, erst das Denken an andere, weiche Dinge anfängt, machte die Überlegenheit der angestrengten und mitgenommenen Bataillone aus. Nicht leicht konnte man deutlicher den Sieg des Geistes über die stumpfe

Kraft spüren als beim Anblick dieser Teile der geschlagenen russischen Garde.

In der Kirche von Szczuczyn, in der schönen, goldstrahlenden Klosterkirche von Szczuczyn saßen drei Nonnen, die nicht geflüchtet waren. Ihre weißen Hauben zitterten unter dem Windhauch, der durch die Türen flog, als sie ein alter Mann mir öffnete. Man hörte deutlich den Kanonendonner von Ossowiec her. Die drei beteten. Ihre schönen, stillen Gesichter waren geneigt. Da mengte sich mit dem Grollen von Osten plötzlich ein neuer Ton deutlich von Süden. Drei Gesichter sahen auf. Der Wind trieb das ferne Dröhnen von Lomza herüber. An allen Linien der Russen donnerten die deutschen Kanonen. Drei paar angstvolle blaue Augen sahen den Fremden an. Was wird aus Rußland?

Es erleidet sein Schicksal.

Suwalki — Memel.

I.

Krasnopol.

Memel, den 31. März.

Die russischen Kräfte schoben sich wieder langsam und vorsichtig auf Suwalki vor. Durch Schaden klug geworden, ließen sie diese neue Offensive eher aus einem langsamen Vorwärtsfühlen als aus Vorwärtsmarschieren bestehen.

Wir fuhren von Suwalki aus zu den deutschen Stellungen. Immer das gleiche Bild: hinter der Linie unserer Drahthindernisse das hügelige weite Land, über den Ackerschollen ein aufrührender Märzwind, um die Mittagszeit warme Frühlingssonne, in der sich unsere Feldgrauen nach der Stahlhärte des polnischen Winters ordentlich badeten und streckten. Ganz in der Ferne, kaum mit dem Glas erkennbar, eine russische Kavalleriepatrouille, die schnell hinter den Bodenwellen verschwindet. Warten, wie so oft im Kriege, warten auf die Entscheidung, die vielleicht dann doch anderswo fällt. Warten und Bereitsein.

Es gehen allerlei Vorbereitungen an Suwalki vorbei,

es schwirren Gerüchte. Die Bevölkerung, die nach dem schweren Zusammenbruch des letzten russischen Vorstoßes von Grodno sich sichtlich Mühe gab, ihre Unfreundlichkeit zu verbergen, wird wieder unverschämter. Sie stehen ja auf tausend heimlichen Wegen mit den Russen in Verbindung, und sie wissen, daß die Russen wieder näher rücken, was sie nicht wissen, ist, wie wir sie zu empfangen gedenken.

Eine Nacht in Suwalki. Unaufhörlich trabt Kavallerie an meinem Fenster vorüber. Es ist zum Abend kalt geworden, wie in diesen Nächten allen. Ein harter heller Mondschein liegt über der Straße. In der Mitte auf dem breiten Fahrweg sind Kolonnen und Artillerie aufgefahren. Die müden Pferde torkeln Schritt für Schritt vorwärts. Da reitet die Kavallerie auf den Bürgersteigen, die Bügel klirren zuweilen gegen die Fensterladen, die Pferdeköpfe huschen vorbei, einen Augenblick sichtbar in dem Lichtkegel des Fensters. Immer wieder das harte Traben. Dies Reiten in die Nacht durch die Stadt, die doch Wärme und Licht hat, in die fremde tote Kälte da draußen, hat etwas Erschütterndes. Jäger rasten vor unserem Haus. Ich habe einen einigermaßen großen Topf voll heißen Kakao, den ich in ihre Trinkgeschirre schütte. Sie ziehen weiter. Als ich in die Stube zurückkomme, scheint sie mir fremder noch als sonst, einsam, kalt. Und mir ist, als sei es draußen bei den Marschierenden, Kämpfenden, Siegenden in der hellen Mondnacht wärmer als hier, viel wärmer. Bis zur Morgendämmerung klappern die Hufe, wiegen die Schatten vorbei, marschieren die Truppen.

Am nächsten Tage sind wir auch draußen bei den Linien. Von unserer Stellung gehen wir über das Eis eines Sees nach einem Kloster. Auf schmalen Holzstufen klettere ich die Spindeltreppe auf den Turm empor. Oben im Glockenstuhl kann man durch die grünen Stäbe der Schiebefenster weit in das Land sehen. Bei Krasnopol stehen die Russen. Man kann eine Gruppe beobachten, die einem Waldstückchen zustrebt. Eine schmale, gerade, hellere Linie in dem braunen Acker scheint ein russischer Schützengraben zu sein. In großer Entfernung fallen ein paar

Schüsse. Ein ganz feiner, metallischer Ton schwingt in dem Glockenerz mit. Ein Deutscher hat sie gegossen. In Grodno. Gustav Mörr. Aller Glanz, kümmerlicher, verblichener Glanz dieser polnischen Städte kommt von den Deutschen her, von der Arbeit deutscher Bürger. Selbst der Stil dieser schönen alten Abtei ist der Marienburg entnommen. Das breite Band der Glocke zeigt feste, schöne deutsche Kunstarbeit. „Gustav Mörr, Grodne 1752." „Sancta Maria dei Genetrix, Virgo intercede pro nobis."

Als ich die Treppe wieder hinuntertaste, klingt Orgelspiel durch die Dunkelheit. Fetzen von einem Choral. Die Töne erfüllen den engen Turmweg, hüllen mich ganz ein. Es sind deutsche Soldaten, die da in der Kirche Meister Bach spielen. Auf den Treppenstufen zum Eingang und bei den ersten Bänken knien in hingebender Ergriffenheit polnische Bäuerinnen und Tagelöhnersfrauen ...

Ein Blick zurück auf das Land. Nach allen Meldungen und dem persönlichen Eindruck ist für die nächsten Tage hier noch nichts Wichtiges zu erwarten. Wir beschließen, nach Memel zu fahren, über dessen Brandschatzung starke Gerüchte im Umlauf sind.

Wieder Suwalki. Es ist Mittagszeit. Die deutsche Platzmusik spielt auf der Petersburger Straße (das große Schild mit der neuen deutschen Benennung hängt seit ein paar Tagen an allen Ecken) vor dem Europäischen Hof. Es ist sonnig und warm. Einwohnerschaft und deutsche Soldaten bilden dichte Gruppen. Wie das bißchen Musik lustig macht! Ein paar Läden werden sofort geöffnet. Die Polinnen wiegen sich in den Hüften. Die Musik scheint sie schneller zu erobern als alle deutschen Siege. Das Flaggenlied: „Dir woll'n wir treu ergeben sein, getreu bis in den Tod ..." Ein blutjunger, roggenblonder Fähnrich summt es mit. Sie summen es alle, und die Polen und Juden sind erstaunt, warum diese Soldatenaugen plötzlich alle mit so merkwürdigem Glanz und so schwerem Ausdruck geradeaus schauen. Vor dem Haus der Etappe grüßt der prächtige Kommandant von Suwalki, und die schwarz-weiß-rote Fahne weht in dem frühlingsahnenden Wind, als wir die Straße nach Goldap und Insterburg davonsausen.

II.

Wieder in Ostpreußen.

Memel, Anfang April.

„Wir haben wieder eine große Schlacht gewonnen, der Feind weicht zurück, wir können jetzt einige Tage der Ruhe pflegen. Mit herzlichen Grüßen an die ganze Familie Euer...“ So sieht der Vordruck aus, den die russischen Soldaten in mehreren Exemplaren mit sich führen, und den sie an Stelle eines Briefes in die Heimat schicken sollen. Es braucht nur noch der Name ausgefüllt zu werden, wenn der Absender zufällig schreiben können sollte. Es war auf der Etappe in Goldap, da wir diese russischen Siegesbriefe auf Vorrat belächelten. Das Gasthaus von Krecht haben die Russen niedergebrannt, da hat der Besitzer in einer Privatwohnung eine Speiseanstalt aufgemacht. Ein paar Tische und Stühle sind in zwei großen Zimmern malerisch verteilt, ein Faß helles Bier steht auf einem Schemel, und es gibt etwas zu essen.

Wir waren begeistert, erstens, daß es überhaupt etwas zu essen gab, und zweitens über das Wie. Es gibt ganz unglaublich saubere Teller in Deutschland, es gibt sauber gescheuerte Tische, es gibt grüne Bohnen zu einem richtig gehenden Kalbskotelett. Der Rittmeister T., der mit uns war, verstieg sich zu der Behauptung, es würde in Insterburg sogar reine Tischtücher und reine Bettwäsche geben. Ach, nach diesen langen Wochen in dem Lande, da man diese entzückenden hektographischen Soldatenbriefchen herstellt, erschien uns das so ausschweifend anspruchsvoll, daß wir's uns kaum vorstellen konnten. Das „Hotel Europäzki“, der Europäische Hof in Suwalki, hatte ja auch einige Gerichte, die man täglich essen konnte. Am besten war es, man ging um die Schummerstunde hin, da sah man nicht, daß die hauptsächlichste Zutat in reinem und unverfälschtem Schmutz bestand, daß die Teller noch mehr klebten als das Tischtuch; noch besser war es freilich, man ging überhaupt nicht hin und suchte sich zu Hause das Notwendige zu erkochen. Fleisch war ja nicht teuer, eine Kalbskeule, so von sieben Pfund, erstand mein in

solchen Dingen außerordentlich tüchtiger Bursche für zwei Mark; aber ich muß gestehen, die Wohnung des Buchdruckereibesitzers, die wir als Quartier erwählt hatten, war schon bei unserem Einzug nicht gerade sauber und hatte keinen Überfluß an brauchbarem Geschirr. Unter den festen Händen unserer Burschen, die ausgezeichnet mit Pferden umgehen können, verbesserte sich dieser Zustand gerade nicht. Allerdings hatten wir noch Maruschka, die eigentlich Rosalie hieß. Ihre Herrschaft hatte sie hier gelassen, und sie mußte nun sehen, wie sie sich durchhalf. Ein armes kümmerliches Geschöpf, das nur mit größter Mühe davon abzuhalten war, für jedes kleinste Geschenk die Hand zu küssen. Sie wusch auch. Ihr Waschen war durch für Suwalki unerhört neuzeitliche Apparate unterstützt, sie besaß eine Wringmaschine, tadellose Bügeleisen und alle möglichen Seifenpulver, aber es ist tatsächlich so, die Wäsche war weiß bis hellgrau, wenn sie in ihr Waschgefäß kam, und war dunkelgrau bis schwarz, wenn sie geplättet zu uns zurückkehrte. Es war mit Leichtigkeit der Augenblick vorauszusehen, da der englische Rekord, das schwarze Taschentuch (übrigens auch ein Beispiel für die sogenannte sprichwörtliche Reinlichkeit der Engländer!) erreicht war. Immerhin war Suwalki ein großartiger Aufenthalt, was wir jedesmal wieder feststellten, wenn wir aus der Linie kamen. Außerdem gewöhnt man sich an alles, der Gedanke an die Truppe läßt höchstens dem Gefühl Raum, daß man es oft noch viel zu gut habe.

Nun wieder in Deutschland! Als wir nach Insterburg kamen, hatte der prophetische Rittmeister natürlich recht, es gab die unerhörtesten Genüsse. Ich glaube, man kann sich zu Hause gar nicht vorstellen, wie gut man es hat und mit welchem außerordentlichen Luxus, den man als selbstverständlich gar nicht beachtet, auch der einfachste Haushalt in Deutschland umgeben ist. Nicht nur in dieser Beziehung, aber auch in dieser recht deutlich, wird der Krieg Erzieher. Nie glänzt der deutsche Wald so wipfelgrün und heimlich in allen Träumen, als wenn über die graubraune, polnische Ebene der Landregen streicht; nie leuchtet das junge Saatfeld so rührend und zärtlich grün und sauber

in unseren Gedanken, als wenn über den verwahrlosten polnischen Acker die riesigen Scharen von Krähen wie gräuliche Unglückswolken flattern. Jede deutsche Stube ist voll warmen Glanzes wie unter Weihnachtsbaumlichtern. Und die Sehnsucht, mit so leuchtenden Farben sie malt, sie gibt doch nur in Wirklichkeit wieder. Als ich in Insterburg war und das warme deutsche lebendige Leben mich wieder umgab, war es mir, wie uns allen anderen, als ob dies Insterburg die schönste und freundlichste Stadt Deutschlands wäre, was ja kaum der Fall ist. Es leuchtet der Rhein, es funkelt der Neckar, es glänzen junge Felder, und Münsterblumen ragen in den Himmel. Wie warm ist es in Deutschland!

Einen Augenblick, ach nur einen Bruchteil eines Augenblickes, sind die schweren und großen Bilder der Schlachtfelder, von denen ich komme, der letzte Eindruck von der eisernen Linie östlich Suwalki blasser geworden. Es ist so warm in Deutschland! Da bringt der nächste Augenblick das Straffe und Schöne und Harte wieder zurück.

Ganz Insterburg ist in Aufregung, es sind Schüsse gefallen den Nachmittag über, die Russen rücken wieder auf Ostpreußen! Zufällig weiß ich, daß die Detonationen von Sprengung von russischer Munition herrühren, aber die Gerüchte flattern hier und in Königsberg umher wie Spatzen, und wenn man die Sachlage auf eine vielleicht ein wenig scharfe Formel bringen will, so wäre es die, je weiter man von der Linie wegkommt, desto näher sind die Russen. Es ist richtig, die Presse hat leider nicht immer die Möglichkeit, die Gerüchte einzuschränken, es ist richtig, aber es entschuldigt noch immer nicht das wild wuchernde Geschwätz der Etappenorte.

Von Insterburg ging es über Tilsit nach unserem Ziel Memel. Auf der Straße zogen in langen Wagenreihen die Flüchtlinge, die wieder nach Memel zurückkehrten. Kavallerie trabte vorbei und schwenkte auf den morastigen Wegen nach Osten ab, sie griff in die Gefechte ein, die schließlich zur Eroberung von Tauroggen durch unseren Landsturm führten.

Memel. Aus der Reihe dieser Tage möchte ich nur zwei kleine Bilder zeichnen, das eine war am Abend im

Gasthaus zu Memel: Wir saßen um den kleinen viereckigen Tisch, der uns beinah unwahrscheinlich sauber und freundlich vorkam. Geheimrat Kranz, der Landrat des Kreises, sprach von den Tagen der Flucht nach der Kurischen Nehrung und von den Leiden seines Kreises. Ein alter Wachtmeister gab Einzelheiten. Über das ausdrucksvolle und bewegliche Gesicht des Landrats ging Welle auf Welle der Erschütterung. „Dreißig Jahre habe ich hier gearbeitet, wir kamen tüchtig voran, wie glücklich hatten wir uns bisher durch den Krieg gebracht. Sie hätten einmal den Pferdemarkt vor vierzehn Tagen hier sehen sollen! Ja ..." Lange Pause. Dann ein Aufblitzen in dem sorgenvollen, alten Gesicht und ein Straffen. „Aber nun werden wir es gerade schaffen ..."

Am andern Tage flirrte die Sonne, eine sehr schüchterne Frühjahrsonne, über den Strand bei Nimmersatt. Auf dem schmalen Streifen zwischen Provinzstraße und Meer waren die schwarzen jämmerlichen Reste von ein paar niedergebrannten Katen. Ein kleines, strohbedecktes Häuschen war noch erhalten. Da standen ein paar Bäuerinnen, sie hatten buchstäblich nichts, denn selbst die Kleider auf ihrem Leibe hatten sie ausleihen müssen. Der Mann in irgendeinem Landsturmbataillon, der Sohn in der Front. Wir gingen zum Strand hinunter, auf dem der Schnee noch hoch lag und fast steil zur Ostsee abfiel. Lange Eiszapfen glitzerten am Rande. Nur das Meer war silbergrau und sah fröhlich aus. Am Horizont hob sich scharf, dunkel, schwer der Umriß eines deutschen Kriegsschiffes ab. Es kam langsam auf. Die Bäuerin ging über das Dünengras, der Wind preßte ihr die Kleider fest an den Leib und strich ihr die Haare aus der Stirne. Sie sah auf das Kriegsschiff, ohne sich zu bewegen. Ihr Gesicht war hart, verschlossen wie vorher, doch in ihren Augen war ein merkwürdiger Ausdruck jetzt. Sie sprach nichts, sie würde wohl kaum haben ausdrücken können, was in ihr vorging. Einen Augenblick sah sie auf ihr verwüstetes Anwesen und dann wieder auf das Kriegsschiff. In ihrem unschönen Gesicht konnte man jetzt deutlich lesen: „Nun werden wir es gerade schaffen ..."

„Razputica."

Suwalki, den 16. April.

Polnischer Frühling. Das Eis ist geschmolzen und die Wege und Straßen, die bis eineinhalb Meter tief gefroren waren, fangen an, aufzutauen. Die Oberschicht war längst Morast, dann kamen die tieferen Lagen daran, die den Rädern noch etwas Halt gaben, sich in Schlamm zu verwandeln. Die „Razputica", die Wegelosigkeit hat eingesetzt. Ein großer Teil der Straßen mußte überhaupt für Kraftwagen gesperrt werden, da es jetzt keinen Sinn hatte, daß die Wagen, bei dem Versuch „durchzukommen", immer wieder zu Dutzenden stecken blieben und der Gefahr ausgesetzt waren, völlig verloren zu gehen. Unsere Heeresleitung hat sich für diesen Zustand sorgfältig vorbereitet, die deutschen Stellungen, die sich östlich von Augustowo, östlich Suwalki, über Pilwiski, parallel der Grenze über Tauroggen nach Polangen ziehen, sind in den Teilen, die in Betracht kommen, außerordentlich stark. Natur und Kunst haben sie zu Feldstellungen gemacht, die selbst sehr starkem feindlichen Druck standhalten können. Es hat sich in diesem Kriege die — gar nicht neue — Erfahrung gezeigt, daß im Verlauf der Operationen der Augenblick eintritt, da nach längerer Offensive die vorübergehende Defensive das stärkere Mittel der Kampfführung wird. Die zu diesem Zeitpunkt, man kann sagen „eingesetzte Defensive" ist der gegnerischen Offensive dann im stärksten Grade überlegen. Diesen Zeitpunkt niemals richtig erkannt zu haben, ist das Unglück der russischen Heeresleitung, während der fast ausnahmslos außerordentlich geschickte Übergang von dem Offensivstoß zur starken Defensive eines der glücklichsten operativen Mittel unserer genialen Heerführung im Osten war.

Es ist in den russischen Zeitungen darüber geklagt worden, daß die deutsche Defensive im Nordosten so von dem Wetter begünstigt werde. Es ist wirklich sehr humoristisch, daß sich die Russen, die doch den polnischen Frühling einigermaßen kennen sollten, über die „Ungunst" der Witterung beschweren. Es ist eingetreten, was eintreten mußte,

nur haben wir richtig gerechnet und können in ausgezeichneter Lage unseren Truppen Erholung gönnen, während die Russen, trotz ihrer größeren Kenntnis des Landes, eben gar nicht gerechnet haben und nun in vermutlich recht ungünstiger Lage die Entwicklung der Dinge, die wir in der Hand halten, abwarten müssen.

*

Vorgestern ritt ich in Richtung unserer Stellungen querfeldein nach dem Augustower Wald. Ein sonniger, fast warmer Frühlingstag. Nordostwind dabei, aber nicht allzu stark. Es schien, als ob ein Teil der Schneewässer doch schon versickert wäre. Die Stute sank nicht allzu tief ein. Die Lerchen fingen an zu steigen. Es war noch nicht die volle Frühlingssinfonie, aber ganz zarte und schöne Einzelstimmen schwangen sich über das weite Feld. Nach kurzer Zeit dröhnten die Kanonen, die Wigry beschossen, zwischen das Tirilieren. Sie überschrien den Lerchenton, aber danach kam das helle jubelnde Klingen doch wieder durch die hellblaue, sonnige Luft. An einer Ziegelei arbeiteten Mannschaften beim Verladen langer Eichenbohlen. Sie waren vergnügt, die Gesichter hatten diesen harten Zug der Spannung verloren, der sie vor ein paar Wochen zeichnete. Polnischer Frühling.

Am nächsten Tage fuhren wir dann unter der freundlichen Führung eines Majors vom Stabe des Korps, das dieses Stück der Linie hält, mit dem Auto die Straße nach Augustowo entlang. Bei Dubowo mußte in den Seitenweg eingebogen werden. Wagen, schmalspurig, niedrig, leicht, wie sie allein auf diesen Wegen vorwärts kommen, standen bereit. Der Weg war greulich, immerhin der Eindruck einer beginnenden, leichten Besserung, den ich beim gestrigen Ritt empfangen hatte, blieb auch hier. Schöner Tannenwald, in dem die Säfte schon stiegen. Belebtes, leuchtendes Grün. Wir sind in der vordersten Linie. An einer günstigen Stelle, gut eingedeckt gegen Geschoßwirkung, hat man den Verbandplatz in einer geräumigen Erdhütte errichtet.

Diese Front hier fordert fast keine Verluste, und doch

der Tod geht auch durch diesen freundlichen, sonnigen, grünen Frühlingswald, der so fernab vom Kriege zu liegen scheint. Sechs Schrapnells haben die Russen gestern auf das Waldstück da vor uns abgefeuert. Eigentlich sinnlos. Aber eine dieser Kugeln, deren Sprengpunkt viel zu tief lag, schlug auf einen Baum, einer der niedrigen Kiefern, die diesen Teil des Waldes bildeten. Daneben stand ein Mann, der bekam sechzehn Kugeln. Nun lag der tote Richtkanonier hier am Verbandplatz, und draußen glänzte weiter der helle Frühling, wie er gestern geglänzt hatte. Man macht nicht viel Wesens davon; man hat sich damit abgefunden, daß in jede Stunde der Gedanke an den letzten und bittersten Ernst gemengt ist, und man nimmt die Stunde trotzdem so gut sie ist ... Zu Bismarcks Geburtstag war ich mit drei Offizieren von dem Jägerbataillon zusammen, das Bismarcks Namen trägt. Es war mir gelungen, zwei Flaschen Schaumwein zu besorgen. Man war sehr still trotzdem im Anfang. Die Gläser klangen „Bismarck". Sonst — das Bataillon hatte in einem Gefecht schwer gelitten. „Sobald man die Nase hob, Maschinengewehrfeuer, dann zurück. Rechts und links fiel alles, zweitausend Meter lang. Na, die Hauptsache ist, die Sache wurde ja doch geschmissen. Schließlich, was wiegt der Bruchteil im Ganzen. Wir blieben still. Dann setzte sich einer der Herren ans Klavier. Einer von den Künstlern, die niemals Noten gelernt haben, und die über Wagner phantasieren. Dann, die Stunde wurde wärmer, klang es vom Klavier: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht ..." Und beim Abschied klangen die Gläser hell auf die Bismarckjäger — die noch vor zehn Stunden alle neben dem Tode gestanden hatten. Es ist gut, daß uns eine freundliche Natur so eingerichtet hat. Wer sollte sonst den Feldzug überstehen?

In einer Talsenkung, einige hundert Meter etwa hinter dem Schützengraben, steht das „Landhaus" des Bataillons. Stabsquartier. Es heißt „Westfalenhaus". Man denkt, an einen sehr sauberen und sehr freundlichen Ausflugsort zu kommen. Der ganze Waldgrund ist mit gärtnerischer Kunst behandelt. Das kleine Haus lehnt sich mit der Rückwand

an den Hügelrücken und ist aus Tannenholz gezimmert, das man mit weißen Birkenstücken verziert hat. Ein sauberer Weg, mit weißem Birkengeländer eingefaßt, führt zu dem Eingang, den ein paar Tannen flankieren. Draußen auf einem etwas erhöhten Platz ist ein Rundsitz geschaffen. Ein Tisch mit weißem Tischtuch, eine weiße Birkenholzbank, Ziergeländer. Dazwischen tupfelt die Sonne lustige gelbe Flecken. Drinnen sind Klubsessel, die man aus russischen Granatenkörben nach einem System gefertigt hat, das verdiente, patentiert zu werden. Ein Schreibtisch steht am Fenster. Ein paar Zeitschriften, die neueste Zeitung (nur zehn Tage alt!) liegen darauf. Kartuschen und Ausbläser haben allerliebste Vasen geben müssen, die mit dichten Maikätzchenzweigen vollgesteckt sind. Eine Kartusche ist über und über mit Leberblümchen gefüllt. Ich habe kaum so viel Frühling in einem Zimmer je gesehen. „Ja, wir sind hier auf Sommerfrische," sagte der Hauptmann, der das Bataillon führt. „Wollen Sie nicht unseren landwirtschaftlichen Betrieb sehen?" In einem kleinen, unglaublich sauber gearbeiteten Stall sind drei Ferkel. Ihre Hütte ist in die Erde gebaut. „Es wäre doch schade, wenn mal was passierte!" „Was wird denn das da für ein merkwürdiges Gebäude?" frage ich nach einem niedrigen Schuppen hin, dessen Dach man eben mit Erde bedeckt und dessen Fugen man mit Moos verstopfte. „Das wird unser Kuhstall. Von wegen der Milch. Wir hatten schon eine Kuh einmal, aber es stellte sich heraus, daß sie tragend war. Morgen kommt die neue." Es gab noch das allerliebste Leutnantshaus „Einfamilienhaus Else", es gab ein großes geräumiges Mannschaftshaus, mit einer Reihe frisch gepflanzter Tannen vor der Tür, es gab mehrere Villen für Artillerieoffiziere, die alle von gleicher Freundlichkeit waren. „Wir haben uns eben für einige Zeit eingerichtet. Man kann's hier schon aushalten. Ob wir unsere Schweine fett kriegen werden, ist allerdings die Frage."

Auch die Schützengräben und die Drahtverhaue hat man so eingerichtet, als ob man in ihrem Schutz eben, sagen wir, Schweine mästen wollte. Die Bäume sind für freies Schußfeld gefällt worden, die Äste beseitigt, Brust-

wehren gebaut, eiserne Schutzschilde eingefügt, mächtige Drahthindernisse ziehen sich durch den Wald; und an der andern Seite der Stellung bildet der See den Abschluß.

Es ist eine großartig starke Stellung, die sich selbst mit schwachen Kräften halten ließe, eine Stellung, die der deutschen Defensivkunst alle Ehre macht. Es kommt ja nicht nur darauf an, wann die Defensive einsetzt, sondern die Linie, an der sie Halt macht, ist ebenso ausschlaggebend. Diese Stellungen hier machen das Gouvernement Suwalki zu einer Festung. Wir haben es, wir halten es, und die Einwohner haben sich sichtlich mit diesem Dauerzustand, den ihnen die Razputica, diesmal unser Bundesgenosse, beschert hat, abgefunden.

Die Erstürmung von Wigry.

Suwalki, den 17. April.

Durch den Tannenwald glänzte der See von Wigry herauf. Wir gingen zwischen Schützengraben und Drahthindernis über den leicht abfallenden Waldboden. Überall Leberblumen. Seidelbast mit starkem Duft an einer Stelle. Jetzt wurde der Blick frei: drüben mußte Kloster Wigry liegen mit den schönen Türmen, auf deren einen ich vor ein paar Wochen gestanden hatte. Damals, als die Wege anfingen aufzutauen. Drüben auf der Halbinsel starrte jetzt eine Ruine.

Die Abtei von Wigry auf der Halbinsel mitten im See bot einen glänzenden Überblick. Man konnte von den hohen Türmen bis über Krasnopol in das Land blicken. Das wußten die Russen, und die russischen Granaten schlugen in die schöne Kirche, obwohl damals nicht einmal ein Artilleriebeobachtungsstand in den Türmen war, weil unsere Stellungen anders lagen, als die Russen vermuteten. Dann gingen wir auf die vorbereiteten Stellungen zurück. Die schmale Landzunge, die so sehr exponiert lag, war außerhalb unserer Stellung damals nicht zu behaupten. Das Eis des Wigrysees fing an zu schmelzen, und Kloster Wigry war nicht in Verbindung mit unserer Stellung zu halten, da kein Verkehr über den See möglich war. Zu

dem Gefecht bei Krasnopol war die deutsche Artillerie noch über das Eis des Sees gefahren. Es hatte bedenklich gekracht und sich gebogen. Die Artilleristen waren zufrieden, als sie drüben waren, sehr zufrieden. Die Russen hatten an die Möglichkeit des Seeüberganges überhaupt nicht mehr gedacht, und die flankierende Wirkung der beiden Batterien soll außerordentlich stark gewesen sein. Aber an ein nochmaliges Überschreiten des Sees, der bald mit Treibeis bedeckt war, konnte natürlich nicht gedacht werden. So zog man schließlich die deutsche Abteilung, die ohne jede Verbindung war, aus Wigry zurück, und die zerschossenen Türme mußten als Beobachtungsstand möglichst unbrauchbar gemacht werden.

Auf Wigry, nun in russischer Hand, feuerten tagelang die deutschen Batterien. Die russische Kompagnie, die dort lag, war mehr als einmal daran, sich zu ergeben. Aber die Energie der Offiziere zwang die Mannschaften zum Aushalten. Vielleicht hat ihnen der Feldpope auch das Märchen erzählt, daß den jungen Mannschaften des neuaufgefüllten II. russischen Armeekorps erzählt wurde: „Stürmt nur, fallt nur. Nach drei Tagen werdet ihr wieder lebendig auferstehen!" Es war ein körperliches, tatsächliches Auferstehen gemeint, und die russischen Bauernjungen stürmten in zehn Gliedern. Ihre Körper liegen jetzt in den mächtigen Massengräbern bei Krasnopol und vor Grodno. Vielleicht hat man es ihnen erzählt. Sie haben aber jedenfalls ihre Erfahrungen gemacht, Mannschaften wie Offiziere, und die 10. russische Armee, die hier unseren Linien gegenübersteht, scheint von diesem Auferstehen nicht viel zu halten. Sie wird sehr vorsichtig angesetzt. Hat scheinbar auch Mangel an Artillerie, nicht an Munition, die wie überall reichlich verfeuert wird, Amerika liefert ja!

Inzwischen schmolz die Eisdecke des Wigrysees. Es war möglich, überzusetzen. In der vergangenen Nacht wurden eine Anzahl Pontons und Boote bereitgestellt, und eine deutsche Infanterieabteilung mit Pionieren schiffte sich ein.

Der Übergang ging — nachdem er eine Nacht vorher mißlungen war — diesmal unbemerkt vonstatten. Die

Russen schienen einen Augenblick unentschlossen, ob es Sinn hätte, sich zu verteidigen. Aber dann schossen sie. Es war eine helle Nacht. Ein Ponton wurde leck. Die Mannschaft sprang ans Land. Ein kurzes Gefecht. Der Rest der Russen, fünfzig Mann, wurden gefangen genommen. An der Stelle, wo die Landzunge nach der russischen Seite in Verbindung steht, wurde ein Schützengraben gezogen. Hindernisse konnte man nicht anlegen im grauenden Morgen, denn es prasselte hageldichtes Infanteriefeuer auf die Stellung. So legten die Pioniere ein paar Flattermienen. Als es heller wurde, begann die russische Artillerie.

Eben, da ich nach der zerschossenen Ruine von Wigry blickte, schlug eine Granate ein. Eine Wolke von Staub und Mörtel stieg hoch. Eines der kleinen alten Häuser, die diesen schönen Hof gebildet hatten, mußte getroffen worden sein. Dann, etwas später, ging die Hölle los. Granate auf Granate schlug auf Wigry. Keiner dachte mehr an den schönen Turm, hinter dessen grünen Laden die Glocken des deutschen Meisters von Grodno gehangen hatten. Was gilt ein Bauwerk? Was gilt das Tote? Die Lebendigen, die deutschen Grenadiere hielten in diesem Eisenhagel eine günstige Stellung. Eine tapfere Schar tat ihre Pflicht. Wenn auch zerschossen, von Granaten zerfetzt, Wigry war und blieb unser.

Im Fesselballon über den Stellungen bei Plock.

Plock, den 26. April.

Wie überall, wenn der Stellungskrieg längere Zeit dauert, bildet sich allmählich eine Lage aus, in der man dem Feind das Mögliche abgenommen, kleine „Schönheitsfehler" beseitigt hat, und nun heißt es eigentlich, „vernünftig" mit dem Gegner leben. Dazu der Frühling. Die Russen haben ihn hier in Plock gar nicht gut überstanden, sie hatten schon zu Ostern hübsche Osterkörbe voll bunten Eiern und bunten Wünschen an die vordersten Posten geschmuggelt: „Wir wünschen euch und uns den Frieden!" „Vielleicht schicken sie uns jetzt auch noch Veilchensträuße," sagte

ein Offizier. „Vielleicht auch nicht. Im übrigen sind allerdings gerade unsere Stellungen hier recht wenig geeignet für russische Entscheidungsversuche, die augenblicklich auch kaum brennend sein dürften." Das war nun richtig. Die Stellungen, die uns Exzellenz zeigen ließ, gaben denen von Suwalki nichts nach. Es gab ein paar Verschiedenheiten, die waren durch das verschiedene Gelände bedingt. Man hatte hier bei Plock nicht mit dem breiten Waldgürtel zu rechnen, durch den die Stellungen im Norden gingen, hatte keine bedeutenden Abholzungen vorzunehmen brauchen, um Schußfeld zu gewinnen, dafür war die Anlage der Reserveunterstände und der notwendigen Wirtschaftsräume schwieriger, weil der dichte Waldschleier eben fehlte. Die kleinen, hübschen Einfälle und Verzierungen hatte man deshalb innerhalb des Schützengrabens angebracht. Es ist immer wieder rührend, diesen Sinn für Blumen und Garten in der Granatenzone sich betätigen zu sehen. Auf den Zwischenwänden zwischen den Grabenstücken haben sich die Mannschaften kleine Beete angelegt, aus denen schon dicke, grüne Spitzen heraussehen, jeder Grabenabschnitt hat seinen besonderen Gartenliebhaber, der kunstvoll pflanzt und jätet und Ordnung hält. Radieschen sind auch schon gesät. Der Unterschied zwischen den russischen und den deutschen Schützengräben besteht nicht nur für den Geruchssinn, aber im Anlagesystem. Wie sollte der arme russische Muschik auf den Gedanken verfallen, sich als Liebesgaben von daheim Blumensamen schicken zu lassen, wie es hier geschehen ist? Man fühlt bei diesen Kleinigkeiten, diesen Bildern an den Wänden, diesen Büchern auf den Feldtischen, diesen ganzen deutschen Dingen, wie ein Volk im Kampfe steht und wessen Art das Volk ist, das im Kampf steht. Alle Sehnsucht und Liebe der Heimat, alles, was erarbeitet wurde in manchem schweren Jahr deutscher Geschichte, liegt über diesen deutschen Linien. Immer wieder, wenn die Stille auf der Front einsetzt, setzt der Strom des starken Gefühlslebens ein, der beim Bewegungskrieg sich vor allem nur in dem einen starken Vorwärts äußern kann. Ich weiß, daß dies gar keine neuen Entdeckungen sind, aber diese Schützengräben im

Frühling sind doch eine Entdeckung für sich. Sie haben auch ihre Frühlingspoesie, eine viel schönere, als die vielen tausend Zentner, die sonsten der Frühling brachte.

Auf jeden Fall darf man zu Hause glauben, daß man sich bei dem Sommerwetter gut einrichtet und die Sache ansehen kann als Erholung für die unerhörten Winterstrapazen. Es gibt eine Erdhütte, die eine vollständige Badeeinrichtung enthält: einen Backsteinherd mit acht großen Töpfen, eine Anzahl großer Bottiche und Sitzbänke. „Wird eifrig benutzt, funktioniert großartig," erläutert der Gefreite, der hier Bademann ist. Etwas weiter befindet sich „Villa Lausetot". Der Name sagt eigentlich alles. In dem Keller ist über dem Backofen ein Gestell eingebaut, in dem man bis 90° C Hitze erzeugen kann. Hier werden Uniformen und Wäsche gründlich entlaust, was recht nötig ist. Offiziere und Mannschaften haben die gleiche Not, es gibt kaum jemanden, der ohne Läuse aus Polen zurückkommt. Mitbringsel. In der Gegend von Plock ist es dabei noch am harmlosesten.

Vor den eigentlichen Stellungen liegt eine Vorstellung. Ein niedriger Hügel, den die Russen bis vor kurzem hielten und von dem aus sie sich unangenehm bemerkbar gemacht haben. Es war der Schönheitsfehler, der beseitigt werden mußte. Die Russen hatten ein paar Scharfschützen, die unsere Leute, sobald sie beim Wasserholen oder Geschirrtragen etwas unvorsichtig waren, wegputzten. Da meldeten sich ein Unteroffizier und fünf Mann freiwillig, diesen Zustand zu ändern. In einer Nacht, die wolkig und verhangen war, gingen sie durch das Vlies, das zwischen den Stellungen lag: Ein paar von den russischen Scharfschützen wurden mit dem Kolben niedergeschlagen, zwei gefangen genommen. Es war von da an Ruhe vor den allzu genauen Kugeln. Aber der Schönheitsfehler blieb. Da setzte die Artillerie ein. In der Nähe des Hügels muß einmal ein Dorf gestanden haben, man kann es an ein paar Mauerrestern erkennen, sonst ist es einfach vom Boden geschlagen worden, die Flammen haben es gefressen, die Granaten haben es zerrissen. Man kann in der Tat kaum sein ehemaliges Dasein noch prüfen. Nach der Beschießung

wurde der Hügel genommen. Die Russen leisteten keinen ernsthaften Widerstand mehr. Sie sind hier auch an Artillerie zu sehr unterlegen, außerdem bereitet ihnen der Munitionsnachschub auf den jämmerlichen Wegen ziemliche Schwierigkeiten.

Als wir von dieser vorgeschobenen Stellung nach den russischen Linien blickten, war, wie in diesen Tagen allen, Ruhe hüben und drüben. Man sah durchs Glas die russischen Schützengräben sich an ein paar Stellen abheben. Bewegung oder Leben war nicht zu erkennen. Still und sonderbar friedlich lag das reiche grünende Land in dem warmen Mittagslicht. „Ich glaube, wir wollen aber doch bald den Platz wechseln, wenn wir uns orientiert haben," sagte einer der Offiziere vom Generalkommando. „Wir sind doch hier für die russischen Schützen zu beliebte Objekte." Wir gingen dann zu einem anderen Punkte, der etwas zeigte, was ich in der Form im Osten noch nicht gesehen hatte.

An einer Stelle nämlich ist ein Bauernhaus direkt in den Schützengräben mit einbezogen. Zunächst sieht man das nicht, bis man in das Haus hineingeht und erstaunt merkt, daß der Schützengraben einfach im Innern des Hauses weitergeht. Er zieht sich längs der Breitwand, biegt nach der Schmalwand um und führt unter der Mauer wieder ins Freie. In die Lehmwand des Hauses sind der ganzen Ausdehnung nach Schießscharten gebrochen, so daß die Feuerwirkung gesichert ist. Alle Einrichtungsgegenstände sind natürlich entfernt, ebenso wie der Fußboden. Nur ein paar Heiligenbildchen hängen noch an den Wänden. Die Swenta Maria hebt die schönen Hände bittend empor.

Ein paar Meter weiter vorn beginnen die verdeckten Drahthindernisse.

Die ganze Stellung und die Parallele der Russen sah ich dann noch einmal von 300 Meter Höhe etwa, vom Fesselballon aus. An der Straße zu einem Gutshof stand die „Gasfabrik" der Formation. Denn es war ein richtiger alter ehrlicher Festungsfesselballon, der sich sein Gas selbst herstellte. Das hat den Vorteil, daß man ein-

mal an Ort und Stellung recht unabhängig ist. Andererseits werden Veränderungen des Standortes wieder recht schwierig, was ja aber schließlich beim Stellungskrieg nicht sehr viel ausmacht, und beim Bewegungskrieg wird man den Fesselballon schon aus anderen Gründen lieber durch andere Mittel ersetzen. Hier im Stellungskampf aber leistet der Vielverlästerte Vorzügliches. „Erst wollt' keiner was von uns wissen, und jetzt schrein sie alle nach uns."

Mit der Marine, den Wasserschiffern, haben die Luftschiffer scheinbar das gemeinsam, daß sie ihre Gäste rührend gut behandeln. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß sie beide Mitleid mit denen haben, die demnächst die Seekrankheit packen wird.

Die dicke, gelbe Wurst mit dem Ansatz daran, der beim Freiflug zur Stabilität nötig ist, senkt sich, an dem Drahtseil gezogen, langsam zur Erde. Der Korb steht auf dem Boden. „Bitte!" Ich schwinge mich hinein, ein Leutnant von der Luftschiffertruppe folgt. Es ist ein bißchen eng, da sonst ja nur ein Mann beobachtet, aber es geht. Der Offizier nimmt das Telephon, das die ganze Zeit den Ballon mit der Station verbindet, in die Hand. „Ballon fertig!" — „Los!" Sechzehn Mann lassen die Winden ablaufen, und langsam geht es in die Höhe. Trotz des lebhaften Windes sind die Schwankungen gering, nachher beim Abstieg sind sie etwas stärker, sobald die Reihe der Ballonets schon den Boden berührt hat, und die kleinen gelben Schirme, die wie beim Drachen Stabilität verleihen, nicht mehr wirken.

Wir steigen. Ein paar hundert Meter hoch. Die rote Reißleine hängt neben den Gondelstricken. Eine weiße und eine rote Fahne sind in einer Tasche untergebracht, für den Fall, daß das Telephon versagt. „Weiß" heißt aufwärts dann, „rot" abwärts. Kleine Taschen, um eilige Skizzen nach unten zu befördern, sind ein halbes Dutzend angebracht. Ein kleiner Klapptisch läßt sich über der Gondelwand aufrichten; ein Lederriemen dient als Sitz. „Wenn man so stille sitzt und arbeitet, dann ist's schön hier oben, wunderschön," sagt der Führer.

„Wenn nun feindliche Flieger kommen?"

„Es ist schwer, den Ballon zu treffen, jedenfalls schwerer oben in der Luft als unten auf der Erde. Wir bleiben oben und die Mannschaft unten geht in Deckung. Neulich hat einer auf unseren Gutshof eine Bombe geworfen, hundert Meter zu weit von der Ballonstelle. Nun, es ist nicht so leicht, einen Ballon zu treffen. Ja, und sonst ist Krieg."

Wir halten. Der Führer greift zum Telephon. „Hier Ballon. Bitte noch hundert Meter ablassen, es ist noch nicht genug Sicht bei dem Wetter." Wir steigen wieder langsam. Zwei starke Leinen laufen in Sicherheitsrollen ,die zum Feststellen sind. „Wenn das Seil mal reißt, läßt man die beiden Leinen los, und der Ballon richtet sich auf zur Freifahrt."

Wir stehen wieder. Es ist kein ganz klares Wetter. Doch weit, weit kann man in das Land sehen. Dünne, schwärzliche Striche, unsere Stellungen. Dorf bei Dorf sieht man dahinter in die russischen Linien hinein. Von hier aus kann man Artilleriefeuer lenken. Das glaube ich!

In großen Bogen zieht die Weichsel, man sieht die Spielzeugtürme von Plock. „Drüben steigt sonst der Kollege von der Rawka auf, man kann ihn dann erkennen."

Meilen und meilenweit sehe ich in das polnische Land, über das der Krieg brennt. Nach welcher Richtung ich auch blicke, überall sind Gefechtsgelände, Schlachtfelder bis an den Horizont nach der Rawka hin.

Der Einmarsch in Rußland und der Fall von Libau

Die Einnahme und der Brand von Szawle

Szawle, den 1. Mai.

Im Gouvernement Suwalki begann unter mächtiger Kanonade auf der ganzen Linie der Vorstoß, als die austrocknende Wirkung von Sonne und Wind ihre Schuldigkeit getan hatte. An dem einen Tage, da ich wieder in Suwalki war, dröhnte das Geschützfeuer die ganze Nacht. Ein fast taghelles Vollmondlicht ließ deutlich auf weite Strecken Ziel und Wirkung erkennen. Am Morgen ratterten die Maschinengewehre, das russische Feuer schien nur schwach zu antworten, auf einer Strecke von über zwanzig Kilometern stieß unsere Front vor.

Inzwischen waren Armeegruppen auf dem nördlichsten Flügel bei Tilsit und Memel versammelt worden. Ganz allmählich hatte man die Trains und Kolonnen verschoben, ganz allmählich, ohne den üblichen Bahnverkehr einzuschränken, die Truppen gesammelt. In der Mitte der Woche fingen die großen Kavalleriemassen, die den verschleiernden und aufklärenden Vorhutgürtel bildeten, an zu reiten. Der russische Befehlshaber fürchtet das Schicksal der X. russischen Armee, in toller Flucht riß er seine Truppen zurück. Keine der vorbereiteten Stellungen wurde auch nur ernstlich zu halten versucht. In Eilmärschen, die an die deutschen Divisionen gewaltige Anforderungen stellten, folgte die deutsche Infanterie dem Vordringen der Kavallerie.

Die Erfolge, die zunächst in der Unterbindung der wichtigen Bahnlinien von Libau und zum völligen Abscheiden des Hafens (und Kriegshafens) vom Verkehr führten, sind bekannt.

Schon am Donnerstag wurden die russischen Stellungen von Szawle erreicht. Hier versuchten die Russen Widerstand, um den wichtigen Knotenpunkt wenigstens zu halten.

Aber gleichzeitig mit dem Frontalangriff der Truppenteile, die auf der Reichsstraße Tauroggen—Mitau heranmarschiert waren, setzte ein Flankenstoß der östlichen Flügeltruppen ein, die auf der neu geschlagenen Schiffsbrücke die Memel überschritten hatten und die Stellungen von Südosten her flankierten. Die Russen hatten von dieser Seite sichtlich keinen Angriff erwartet, sie hatten die Einkreisung zu befürchten, und verließen in den Morgenstunden vom Freitag fluchtartig ihre Positionen, wurden durch die Stadt getrieben und auf der Straße nach Mitau verfolgt.

*

Am Freitag vormittag kam ich nach Szawle. Eine ganz hübsche Stadt, vielleicht 25000 Einwohner. Artillerie trabte durch die Straßen, Kolonnen sammelten sich, Offiziere von den Stäben suchten Quartier- und Arbeitsräume für den Kommandierenden. Die Telegraphenabteilung zog mit den Drahtrollen umher. Wir gingen in eines der großen Hotels, das einmal Berliner Hof geheißen hatte. Jetzt nannte es sich Bristol. Eine jammernde Frau kam uns entgegen. Sie war schwer zu verstehen. Alles Personal wäre geflohen, das Haus wäre in Brandgefahr. Wir sahen uns die Zimmer an. Es gab ein paar sehr einladende, frisch überzogene Betten, sehr ordentliche Räume. „Na also!" „Bitte!" sagte die Frau und zeigte auf eines der Zimmer, das nach dem Hof ging. Da stand roter Schein vor den Fenstern. „Es kommt näher, es wird nehmen alles," sagte die Wirtin. Inzwischen kamen Herren vom Stabe. Das war hier eine unsichere Einquartierung, erstens, wenn es nicht brennen sollte, war dies Haus das gegebene Stabsquartier, zweitens würde es vermutlich brennen. Also. Wir zogen weiter. An einer Ecke, jetzt sah man schon dicke Brandwolken am Himmel, war ein verschlossenes Hotel. Klopfen half nichts. Die Gegend schien sonst gut. „Wo sind die Wirte?" „Weiß ich nix," sagte ein Jude. „Wo kann man einen Schlüssel bekommen?" „Sind die Leut' fort, ist geschlossen das Hotel." Die Leute grinsten frech. Die Tür wurde gesprengt. Große Räume,

ein kleiner Eßsaal, Bettstellen mit Matratzen. Das Gepäck kam herauf. Zweistündiger Wachdienst wurde vom Hauptmann B. organisiert. Es schien alles in Ordnung. Nur von den Hinterfenstern aus sah man auch hier ein scharfes rotes Licht, das die Zimmer seltsam beleuchtete.

Das Straßenbild hatte sich inzwischen noch bunter entwickelt. Es war ein Drängen und Schieben und Laufen, ein Fragen, Hasten, Schreien, daß ich zunächst annahm, die Bürger von Szawle hätten über den Schrecken, daß der Krieg hier in ihre Stadt gegriffen hatte, den Verstand verloren. Dann aber, als ich um die nächste Ecke bog, sah ich die Flammengeißel, die diese vor Angst sinnlosen Menschen schlug. Ein wogendes, leuchtendes Flammenmeer war der ganze Ostteil der Straße. Im Vordergrund glühte und flammte es dunkelrot, und das Ende der Straße war nicht mehr zu erkennen, wie eine schwarze Gewitterwolke hing der dicke Rauch über dem Osten vom Himmel bis auf die Erde nieder. Die Leute hatten ihre Habseligkeiten, wie sie die irrsinnige Eile erfaßte, auf die Straße gerettet, aber kaum standen die Möbel, die Bündel, die Geschirre auf dem neuen Platz, als die roten Fahnen sich schon von dem neuen Dach schwangen und nach dem armseligen Gerümpel wehten. Der Wind ging stoßweise und nahm eine Zeitlang sturmartigen Charakter an. Eines der glühendsten und schaurigsten Bilder, die ich je in diesem Kriege gesehen, entrollte sich in der nächsten Stunde. Denn die Stadt begann jetzt an drei Seiten zu brennen. Qualm und Hitze schlug von allen Seiten herein, das Feuer riß die Häuserreihen nieder, wie es vordem einzelne Häuser gefaßt hatte.

Von unseren Truppen waren nur ein paar Fußkranke und Kolonnen in der Stadt. Wo die Feuerspritzen waren, konnte man nicht herausbekommen. Die Einwohner schrien: „Retten Sie, helfen Sie!" oder ein paar gebildete Juden und Polen stellten sich vor und sagten: „Sie müssen helfen!" „Wo ist der Bürgermeister?" „Ist geflohen?" „Wo sind die Spritzen?" „Mer wissen sie nicht." „Sie müssen helfen!" Ich habe aber weder von Polen noch von Juden einen gesehen, der auch nur den kleinen Finger gerührt hätte, einem andern zu helfen. Ein paar Offiziere

und der Divisionspfarrer sprangen zu und retteten mit Einsetzung ihres Lebens ein paar Leute aus den Häusern. Sie taten alle, was möglich war. Mit dem Revolver mußte man die Einwohner zurücktreiben, damit sie nicht in die brennenden Häuser sprangen, um irgendein Stück armseligen Plunders zu retten. Sie schleppten sich mit Säcken voll Kravatten, mit Bündeln von Kochgeschirren, mit eilig zusammengebundenen Handelsartikeln, während die deutschen Offiziere und Mannschaften derweilen die Kinder und Greise retten mußten. Ein Bild sah ich, das allein von anderem sprach als von Abstoßendem: Ein alter jüdischer Lehrer sprang trotz der Versuche, ihn zu halten, in ein brennendes Haus zurück. Seine Frau und seine Tochter schrien gellend auf. Der Mann kam glücklich wieder heraus und trug im schwarzen, silberbestickten Samttuch die Thora, es war das einzige, was er gerettet hatte.

Inzwischen drohte die ganze Straße von der Seite abgeschnitten zu werden; aus dem Dach des Eckhauses, an dem vorbei man allein noch den Rückweg gewinnen konnte, schlugen schon Flammen. In ein paar Minuten brannte auch dies ganze Viertel im Rücken. Die Einwohner saßen auf ihren Sachen und starrten in die Flammen, kräftige junge Burschen und Männer aus den noch nicht gefährdeten Stadtteilen schlenderten umher und sahen das Ganze als aufreizendes, interessantes Schauspiel. Mit Knüffen und Püffen zwangen wir sie, die Habe ihrer Mitbürger rückwärts zu retten, dann bildete die kleine deutsche Gruppe, die voran stand, eine Kette, und wir trieben die Einwohner zurück, an dem Eckhaus vorbei, aus dessen Fenstern auch schon die Flammen weit über die Straße leckten, als der Divisionspfarrer den letzten Mann, einen alten, gebrechlichen Juden, vorüberschleppte.

Durch eine Nebenstraße, die im Bogen herumführte, ging ich zu unserem Auto zurück. Hier war kaum ein Mensch. Es schien die Straße zu sein, in der die Staatsgebäude lagen, stattliche zwei- und dreistöckige Steinhäuser. Inmitten eines Parkes lag ein großes, schönes, weißes Gebäude, das Gymnasium. Die Türen waren geschlossen. An einem Glasfenster standen, mit dem Rücken zur Straße,

eine Anzahl Gipsbüsten. Der Zar und — unser Kaiser. Die Büste, die den Kaiser kurz nach seinem Regierungsantritt darstellt, mit dem weich nach oben gezogenen Schnurrbart und dem straff gescheitelten vollen Haar. Es war kein Mensch hier. Wenn man einen Augenblick stille stand, hörte man deutlich ein trockenes, hartes Geräusch. Als ob richtige Kinnladen aufeinanderschlügen und zermahlten. Das Feuer fraß Szawle, und man konnte es in der Stille hören, wie es die Stadt anpackte und immer gieriger zermalmte.

Für uns war die Lage nun so: Die Straße nach Südwesten, auf der wir allein die Reichsstraße nach Tauroggen erreichen konnten, hatte inzwischen schon Feuer gefangen. Die beiden anderen Seiten der Stadt waren ein Glutmeer. Blieb nur die Straße nach Norden. Dort war noch Rückzugsgefecht, über dessen Stand in dem Chaos der brennenden Stadt nichts zu erfahren war, natürlich. Die Russen konnten Verstärkungen herangebracht haben, es war zu vermuten eigentlich. Also mußten zunächst, solange es vielleicht noch ging, die Autos aus der brennenden Stadt gefahren werden. Das Gepäck wurde verpackt. Das eine Auto fuhr. Unser Auto hatte noch einen kleinen Aufenthalt. Dann: „Los!" Kolonnen stehen dichtgedrängt, die Pferde sind unruhig vor Rauch und Geschrei, aber in erstaunlicher Ordnung geht doch alles weiter, um die Straße nach Mitau, auf der die Truppen vorrücken, zu gewinnen. Jetzt wird die Straße leer. Rechts und links brennende Häuser. Die Hitze nimmt zu. „Dritte Geschwindigkeit." Man duckt sich unwillkürlich unter den Funken. Durch! Die freie, breite Straße, die glänzendste, die ich bisher in Rußland gesehen habe, ist gewonnen. Es ist auch Reichschaussee.

Die mächtigen Holzstöße am Bahnhofe, die die Russen angesteckt haben, schicken ihre Glut bis auf die Chaussee. Die Naphtatanks fangen an, mit giftgelben Flammen zu brennen, ein schwerer, schwarzer Rauch steigt von ihnen auf. Von hier aus sieht man, daß ganz Szawle brennt, und man ist eigentlich erstaunt, daß in dieser Flammenhölle überhaupt noch Menschen sein können.

Wir lassen die Autos außerhalb der Stadt und nehmen das alte Quartier, das Haus „Hotel Central". Unsere Pioniere sind inzwischen an der Arbeit. Man hat Feuerspritzen aufgetrieben und schützt, da sich gegen Abend der Wind legt, mit allen Kräften den Rest der Stadt. Es ist eine schwere Arbeit. Die vielen Holzzäune, die das Überspringen so erleichtern, müssen niedergelegt, die brennenden Ecken heruntergerissen werden, um das Feuer zu dämmen.

In der Nacht wird das Rasen der Flammen noch schauerlicher. Die Einwohner schlafen in dem letzten, noch nicht verbrannten Stadtteil auf der Straße, auf den Treppenstufen, auf den geretteten Betten und Lumpen. Auf den Gedanken, die Synagoge, die für ein paar hundert Menschen Unterkunft gäbe, zur Verfügung zu stellen, scheint niemand zu kommen. Von der besseren Bevölkerung ist niemand zu sehen.

Gegen Mitternacht gehe ich eine Straße entlang, deren eine Seite abgebrannt ist. Auf dem anderen Bürgersteig ist ein seltsames Lagerleben. Die herausgetragenen Sachen, Sofas, Stühle, Bänke geben Sitzgelegenheit, und hier und da sitzt ein Grenadier auf dem Sofa, das er herausgeschleppt hat, neben einem Mädel und tröstet sie und streichelt ihre Hand. Und die Mädchen von Szawle scheinen den Deutschen nicht böse zu sein.

Ein paar Stellen waren noch gefährdet. Das Feuer war an eine Gasse gekommen, hatte sich totgebrannt, nur an einer Stelle konnte die Glut auf zwei Holzhäuser überspringen und damit das letzte erhaltene Viertel bedrohen. Unsere Soldaten, die 80 Kilometer Marsch im Leibe hatten, trugen unermüdlich Wasser nach der Spritze. Die Pioniere arbeiteten dicht unter den Flammen. Auf der Straße aber standen die Einwohner und diskutierten. Schrie man einen an, er solle helfen, sagte er: „Ist kein Eimer, Herr!" obwohl doch überall in den Häusern Gefäße waren und unsere Soldaten ja doch auch Eimer gefunden hatten. Hier half nur eins. Maulschellen. Es war scheußlich. Aber es half. In fünf Minuten waren auf einmal Eimer gefunden, und alle die herumgaffenden Leute schleppten im Schweiße ihres Angesichts Wasser, allmählich wuchsen meine

Klienten auf über 60 Mann an. An der Pumpe arbeiteten in Rauch und Glut die Pioniere. Wasser gab's jetzt reichlich. Die beiden Holzhäuser konnten ordentlich unter Spritze genommen werden. Es war eine Freude, diese Truppe zu sehen, die ja nicht nur ihr bißchen Quartier, sondern den Rest der brennenden Stadt mit der merkwürdigen Einwohnerschaft mit Aufgebot aller Kraft retteten. Merkwürdig jetzt, da die Einwohner sahen, daß der Erfolg sicher schien, waren sie ganz Dankbarkeit, auch die man vorher mit Gewalt hatte zwingen müssen.

„Sie arbeiten gut, die Deutschen," sagte anerkennend ein Jude mit goldener Brille und trug seinen Wassereimer nach vorn.

An anderen Stellen ließen die Pionieroffiziere niederreißen, was niederzulegen war. Sie waren 24 Stunden fast im Dienst.

Lange nach Mitternacht ging ich in das Hotel, das jetzt vermutlich sicher war. Die weiße Kirche von Szawle stand hoch, wie mit Purpur übergossen, über dem glühenden, zusammensinkenden Stadtteil.

Gegen Morgengrauen schrie die Alarmtrompete durch die Stadt. In dem matten Licht sah man den blasenden Trompeter und den schwarzen Schattenriß des Pferdes. Die gesamte deutsche Besatzung wurde aufgeboten, das Feuer vor dem aufkommenden Morgenwind endgültig einzudämmen. Die Töne schlugen hart und gellend über die Straßen.

Gegen Morgen war dann die Arbeit getan. Etwa ein Fünftel der Stadt war gerettet.

Die Russen hatten sie angesteckt, die deutschen Truppen sie beschützt und den Rest bewahrt. Die Einwohner zugesehen, wie man ihre Stadt rettete.

Diese Truppen marschieren, kämpfen, singen und arbeiten in der Zeit, die ihre Ruhe sein sollte, für die Bürger des feindlichen Staates mit Einsetzung ihres Lebens. Mag sich die Lage gestalten wie sie will, diese Truppen müssen den russischen Gegner vernichten.

Mit der Flotte gegen Libau.

An Bord S. M. S. . . ., den 8. Mai.

Elf Uhr nachts im Hafen von Memel. Man kann nicht die Hand vor Augen sehen. Alle Schiffe liegen mit abgeblendeten Lichtern, die Molen und Kais haben kein Licht. Man stolpert über Schienen und Taue vorwärts. In ein paar Stunden geht das Motorboot S . . . ab, das letzte Boot, das mich zur Flotte bringen kann. Endlich heben sich Schornstein und Maste des Schiffes über der Kaimauer ab, und der lange, schmale Schiffskörper ist undeutlich zu erkennen. Der Landungssteg liegt noch, es wird Proviant übernommen. Hinüber. Der Kommandant des Torpedobootes, Kapitänleutnant, bringt uns zu der kleinen Messe, wir legen die paar Kleinigkeiten, die wir in der Hand halten, ab und gehen an Deck. Der Landungssteg wird eingezogen. Mit langsamer Fahrt rückwärts löst sich das Boot vom Land. Noch sieht man die schweren Umrisse des Panzerzuges, der auf dem Gleise steht. Dann hat die Dunkelheit das Land verschluckt. Am Schornstein des Bootes glühen ein paar Lichtsignale auf, dann fahren wir vorwärts. Goldene Funken tanzen in der mächtigen schwarzen Rauchwolke, die über dem Schornstein liegt. „Sonst fahren wir rauchlos, hier macht's ja nichts," sagt der Kapitänleutnant. Ein Zittern geht durch den Schiffskörper, wir gehen mit voller Fahrt in die offene See. Die weißen Bugwellen gehen breit wie sich entfaltende weiße Schwingen am Vorderschiff auf. Das grüne Licht der Außenmole verschwindet. Wir sind auf offenem Meer.

Um 2 Uhr sollen wir das Geschwader, das an geschützter Stelle verankert liegt, erreichen. „Bis dahin müssen Sie mit den kleinen und primitiven Verhältnissen des Torpedobootes vorliebnehmen." Für den, der vom Landheer und von dem Landheer in Polen kommt, ist dies „Vorliebnehmen" geradezu schlemmerhaft. In der kleinen Messe ist es urgemütlich, und das Geheimnis der Marine, daß sich jeder, der an Bord kommt, so — sagen wir es doch — sauwohl fühlt, ist leicht zu ergründen. Es ist der frische, unbekümmert menschliche Ton, der aus jedem Wort, jeder

Kleinigkeit spricht. Man hat uns pflichtschuldigst darauf aufmerksam gemacht, daß eine Torpedobootfahrt durch eine Minenrinne zur Kriegszeit eben gerade keine Spazierfahrt bedeute. „Diesen Punkt wollen wir ausschalten," war entgegnet worden. Als wir uns gegen zu große Fürsorge sträuben wollen, bekommen wir nur unsere eigene Entgegnung: „Diesen Punkt wollen wir ausschalten."

Von dem Innern des Schiffes dringt kein Lichtschimmer nach außen. Selbst das Torpedoboot hat tägliche Verbindung mit den Großfunkenstationen und stets die neueste Zeitung. Solange ich auf dem Kriegsschauplatz bin, habe ich die Nachrichten des W. T. B. niemals so schnell zu lesen bekommen, als in diesen Tagen auf der Flotte.

Wir sausen durch die Nacht, ein leuchtender Sternenhimmel spannt sich über die Ostsee. Allmählich lernt man sehen. Auf der Kommandobrücke leuchtet im matten wie phosphorisierendem Licht nur das Kompaßgehäuse.

Wir laufen über 24 Knoten, die mächtigen Maschinen arbeiten mit aller Kraft. Zuweilen taucht aus der Luke für einen Augenblick das Gesicht eines Heizers auf. Sie sind dunkelbraun, diese Gesichter, aber nicht von der Sonne, sondern von der ungeheuren Glut der Kesselfeuer, die den Herzschlag des Schiffes treiben. Es ist harter Dienst auf den Torpedobooten, dabei ist's jetzt in diesen warmen Frühlingsnächten leicht gegen den Winterdienst, da die kleinen Schiffe mehr Eisbergen als Kriegsfahrzeugen glichen, und die Hände auf der Kommandobrücke blutig wund sprangen bis auf die Knochen, von Kälte und überkommendem Eiswasser. Immer auf der Lauer, immer bereit durchlaufen die Jagdhunde der Ostsee die Wellen.

Im Osten flammt eine dunkelrote Wolke, der Widerschein der aufgehenden Sonne. Um 2 Uhr ist es hell, das Geschwader taucht auf. Das Torpedoboot geht längsseits des Admiralschiffes. Der Admiral bestimmt unsere Verteilung. „Bitte klarmachen zum Übersteigen!" Ich komme an Bord eines Kreuzers. In dem Augenblick, da sich die Bordwand des Torpedobootes hebt, fasse ich die Griffe der Jakobsleiter und turne an der schwarzgrauen Wand empor.

An Bord des Kreuzers ist alles gefechtsklar. Ehe ich mich dem Kommandanten noch vorgestellt habe, rasseln die Anker hoch. Der erste Offizier teilt mir mit, daß russische Kreuzer gesichtet worden seien, oben im nördlichsten Teil der Ostsee. Ich melde mich kurz. Das Schiff fährt eben in die ausgebojte Fahrrinne. Den Minensuchbooten geht es ein wenig wie den Kolonnen des Landheeres. Sie haben die schwere Arbeit, aber der Glanz des Gefechtes ist nicht über ihrem stillen Wirken, neben dem täglich der Tod steht. Ohne ihre Leistung, die in diesem Falle, da die völlig minenverseuchte Straße nach Libau freizumachen war, wirklich nicht klein war, wäre eine Aktion der Flotte überhaupt nicht möglich, aber später, wenn die Kanonen sprechen, treten die kleinen Minensucher bescheiden zurück.

In der Offiziersmesse sind die Bilder, die Uhr, alles Bewegliche von Wänden und Tischen entfernt. Tapeten gibt es selbstverständlich schon lange nicht mehr, selbst die Ölfarbe ist an den meisten Stellen entfernt. Der Schiffsarzt gibt mir eine Mullbinde mit Wattebausch, die beim Gefecht über das Gesicht zu ziehen ist, wegen der giftigen Gase, die von den Brandgranaten entwickelt werden. „Schwimmwesten erst im letzten Augenblick aufblasen, man kommt sonst schlecht aus den Räumen." In Kiellinie folgt das Geschwader dem Flaggschiff, in regelmäßigem Abstand bilden die Torpedoboote einen Schleier nach der See zu. Es geht in voller Fahrt, denn die Flottenunterstützung ist der Landarmee in den ersten Morgenstunden zugesagt.

Nach zweistündiger Fahrt tauchen die Umrisse von Libau, schattenhaft dunkelgrau, bald deulicher die Kirchen und Türme auf. Wir fahren trotzdem in voller Fahrt weiter, da die Aufklärungskreuzer immer noch hoffen, daß sich die russisch-baltische Flotte zum Kampf stellt. Aber nach kurzer Zeit kommt der Funkspruch, daß die russischen Kreuzer in eiliger Fahrt nach Norden ausgebüchst wären. Der Ärger an Bord ist nicht leicht zu überwinden, man hatte so im stillen doch auf die Seeschlacht gehofft. „Rasselbande!" „Faule Köppe!"

Es nützt nichts, die Flotte legt sich vor Anker an den vorher bestimmten Stellen. Deutlich kann ich mit dem Glas die Hafeneinfahrten erkennen, die Molen, weiter nach Süden die weißen Gebäude des Bades Libau. Obwohl sich ein paar der kleinen Kreuzer nahe an das Ufer legen, kommt von Land her keinerlei Antwort auf das Erscheinen der Flotte. Die Strandwerke, die man zum Teil erkennen kann, liegen wie ausgestorben. Man muß diesen merkwürdigen Dornröschenhafen näher besehen. Die Torpedoboote gehen längsseits unseres Kreuzers und nehmen ein Landungsdetachement an Bord. Am Tage vorher schon hatten sich die Matrosen dazu gemeldet, die ganze Besatzung des Kreuzers wollte mit, und ein ganz kleiner Bruchteil konnte doch nur ausgeschifft werden. Es gab einen förmlichen Kampf um das Recht, persönlich möglichst nahe an die Russen heranzukommen. Schließlich gaben besondere Vorzüge den Ausschlag. Da war ein Mann, der hatte sich aus Amerika durchgeschmuggelt. Der verlangte es beinahe als sein gutes Recht, daß er auf die Russen „scheten" dürfte. Einem anderen waren die Brüder gegen die Russen gefallen. Er hätte da gern eine Rechnung in Ordnung gebracht. Der erste Offizier hatte es nicht leicht mit seinem Landungskorps.

„Klar zum Einschiffen!" Die Mannschaft ging an Bord des Torpedobootes, und ich schloß mich der kleinen Abteilung an. In voller Fahrt fuhr das Boot in Richtung der Molen, gleichzeitig lösten sich Boote von der Seite der anderen Kreuzer. Wir sausten, nachdem die Mole erreicht war, an ihr entlang, so daß wir gegen mögliches Feuer vom Land geschützt waren. Der Hafen von Libau hat drei Einfahrten. Wir rasten zuerst an der nördlichen vorbei. Mastspitzen ragten aus dem Fahrwasser, hier schienen mindestens zwei größere Schiffe versenkt, die mittelste Einfahrt schien noch in der Mitte eine schmale Fahrrinne, breit genug, daß ein Torpedoboot durchkonnte, offen zu haben, die nördlichste war wieder völlig versperrt. Saubere Arbeit der Augsburg, die ja gleich bei Beginn des Krieges den Hafen von Libau unbenutzbar für größere Schiffe gemacht hatte. Das Boot ging in langsamer Fahrt,

wie die anderen auch. Eine Pinasse war inzwischen durch die mittlere Einfahrt gegangen, sie signalisierte: Das ganze Fahrwasser minenverseucht. Es wurde vorsichtig gefahren. „In Kiellinie folgen" signalisierte das Divisionsboot, und wir sausten zurück, der Zweck, die Möglichkeiten der Einfahrt, die etwaige russische Verteidigung festzustellen, war ja auch erreicht. Ich muß dabei gestehen, daß es angenehmere Gefühle gibt, als die, welche sich einstellen, wenn man im Torpedoboot über Minenfelder fährt und jeden Augenblick annimmt, unfreiwilliger Flieger zu werden. Die Torpedoleute schienen nicht viel dabei zu finden. „Ja, das gehört zu unserem Krieg."

Das Torpedoboot brachte uns wieder an Bord des Kreuzers, die Pinasse wurde herabgelassen und ein Kutter. Zum zweitenmal ging die Landungsabteilung in dem Kutter dem Lande zu. Diesmal fuhr die Pinasse des Admiralschiffes, der unsere Abteilung zu folgen hatte, in Richtung des Kurhauses in der Nähe der scheinbar unbesetzten Batterien am Südstrande. Man erkannte deutlich den schönen weißen Badestrand, die Anlagen, das Kurhaus und schräg davor einen ziemlich steilen, grünen Wall. „Dei schieten wohl gar nich, die Russen?" fragte ziemlich enttäuscht der „Amerika-Fahrer". „Gewehre schußfertig, bereit zur Landung," befahl der Leutnant zur See, der das Detachement kommandierte, und zog den Revolver. Wir waren jetzt 300 Meter vom Strande etwa. Da prasselte es los. Ich unterschied deutlich den trockenen Ton eines Maschinengewehrs. Teck, teck, teck . . . Dazwischen kräftiges Schnellfeuer von Infanterie. Die Geschosse schlugen ein paar Meter von unserem Boot ein. „Dat gift dicke Luft," sagte der Maat am Steuer. Wir suchten abzuschwenken, gleichzeitig legte sich ein Torpedoboot dicht an den Strand und fing an zu funken. Dann sauste es über unsern Kopf, der kleine Kreuzer hinter uns fing an, die Linie mit Granaten zu belegen. Gleich der zweite Schuß schien in der Schanze zu sitzen. Die Aufgabe, die russischen Verteidigungsmittel aufzuklären, war erfüllt.

An Bord unseres Kreuzers war man inzwischen feuerfertig, und dann auf 8000 Meter wurde der erste Schuß

auf die Nordwerke, nach Verabredung mit der Landarmee, einer Verbindung, die ausgezeichnet „arbeitete“, gelöst. Ich habe sehr große deutsche Landgeschütze, auch die österreichischen Motormörser, im Feuergefecht gehört, hier auf dem Schiffe war die Schallwirkung in ganz anderen Maßen. Man dachte, trotz der Wattestopfen in den Ohren, das Trommelfell müsse springen, und der Feuerstrahl schien dicht neben einem aufzuflammen trotz der Entfernung von zwei Metern. Der Kreuzer, auf dem ich stand, hatte die stärkste Bestückung des hier angesetzten Teils der Ostseeflotte. Das Schiff zitterte, wenn die Riesenrohre sprachen, und ich konnte mir eine Vorstellung von der Seeschlacht machen, wenn ich zu diesen Riesendetonationen mir dachte, daß nun die bis achtzig Meter hohen Wassersäulen, die die Granaten des feindlichen Schiffes hochwarfen, dazu über Bord schlügen oder einer der Riesenzuckerhüte Brand und giftige Gase über das Deck ausbreitete.

Schuß auf Schuß rollte nach den russischen Nordstellungen. Man sah die schwefelgelben Wolken beim Einschlag aufsteigen, vom Ausguck konnte man sehen, wie die alten Bäume der Waldstrecke, die unter Feuer stand, wie Streichhölzer zerbrachen und ganze Strecken entwurzelt wurden. Ich weiß nicht, wie die tatsächliche Wirkung dieser Beschießung im einzelnen war, die moralische Wirkung muß ganz gewaltig gewesen sein. Am nächsten Morgen kam dann auch die Telefunkenmeldung von den Landkräften, daß dank der tatkräftigen Unterstützung der Flotte Libau Stadt und Festung im deutschen Besitz wären.

Die Kreuzer hatten an diesem Morgen eine schwere Nacht hinter sich, denn plötzlich war dicker Nebel gefallen, und das Manövrieren in der Minensperre, während man das nächste Schiff auf keine zehn Meter sehen konnte, war keine Kleinigkeit. Aber gegen Mittag wurde es lichter, man sah die Umrisse der nächsten Schiffe gespensterhaft und riesig durch die grauen, hängenden und ziehenden Schleier.

Aber die Mannschaft, die ja in Alarmbereitschaft gewesen war — ohne Hängematte lag die Hälfte auf den Gängen, während die andere Hälfte im Dienst war —,

schien von allen Anstrengungen wenig berührt, sie schrien Hurra! daß man es bis zum Land hören mußte, und ihr einziger Kummer war, daß sie nicht persönlich den Russen etwas hätten „seggen“ können.

In der Offiziersmesse aber las man außer dem Funkspruch, daß Libau unser wäre, noch die Nachricht von der „englischen“ Seeschlacht. „Sie können sagen was sie wollen, hier waren die Engländer unbedingt siegreich.“ Im übrigen fiel mir auf, wie ruhig, sachlich und gerecht man in allen Gesprächen den Gegner beurteilte.

In Libau.

Libau, den 9. Mai 1915.

Der erste Offizier machte sich klar, um an Land zu gehen. Verabschiedung vom Kommandanten, der mir in diesen Tagen auf der Flotte so freundlich und bereitwilligst jegliche Unterstützung und Erklärung hatte zuteil werden lassen. Die Pinasse ging längsseits, wieder die kurze Turnübung an der Jakobsleiter herunter. Wir fuhren auf den mittleren Hafeneingang zu. Man konnte durch das minenverseuchte Hafenwasser in Sicherheit die Einfahrt zum Kaiser-Alexander-Kanal gewinnen und den langen Kanal, der sich durch die ganze Stadt zieht, entlang fahren, bis zur Stadtbrücke.

In den langgestreckten Kais des Kanals lagen noch große neutrale Dampfer, meist waren es Schweden und Norweger, ein paar Dänen darunter. Die Fahnen flatterten in dem kräftig aufkommenden Wind überall vom Heck. Ein paar große Russen lagen auch noch dort, sie hatten schon deutsche Wachen an Bord. Hocherfreut stellte der Kapitän ein paar kleinere russische Dampfer fest, die sich ausgezeichnet für Transportzwecke als Leichter verwenden ließen. Ein großer, mächtiger alter Kasten war durch das auf weißem Grund aufgemalte rote Kreuz als russisches Hospitalschiff gekennzeichnet.

An der Stadtbrücke landeten wir. Eine große Menschenmenge sah sich neugierig die Pinasse an, so wie die

Bevölkerung einer Großstadt eben fremde Marineoffiziere neugierig betrachtet, die an Land gehen. Wir fragten nach dem „Petersburger Hof", wo der Stab der Landtruppen lag. Der Kapitän hatte dort Besprechungen, die sich auf gemeinsame Arbeit mit der Landarmee bezogen. Man gab bereitwilligst Auskunft. „Aber nehmen Sie doch eine Kibitka, Herr Kapitän," sagte ein älterer Herr zu dem Offizier, und dann verstauten wir uns in die schmalen Droschken. Die russischen Kutscher prügelten unbarmherzig auf die Pferde, und in kurzem Hundegalopp ging es durch die Hauptstraße nach dem Hotel.

Es war wirklich kaum zu merken, daß Libau soeben in deutsche Hände übergegangen war, daß gestern die schweren Schiffsgeschütze stundenlang im Norden und Süden der Stadt gefeuert hatten. Der Portier sagte mir im allerbesten Deutsch, daß schon das Zimmer für mich bereit stände. Ein Hausdiener brachte mich hinauf; elektrisches Licht, Zentralheizung, die in Ordnung war, recht gute Ausstattung. Das Frühstück unten im Eßsaal wurde schon nach deutscher Karte und deutschen Preisen gereicht. Es wurde auffallend sauber und appetitlich serviert.

Schlendern auf der Hauptstraße; überall viel Leben, viel Bewegung. Bürgerpolizisten mit weißer Binde hielten die Ordnung aufrecht, aber sie hatten sichtlich nicht viel zu tun. Es gab da noch eine höhere Kaste von freiwilligen Bürgerbeamten, die eine gelbe Binde trugen, und schließlich, mit blauen Abzeichen, die höchsten Funktionäre, von denen ich aber sehr wenige sah. Ein Rechtsanwalt war, da das Stadtoberhaupt geflohen war, zum Kriegsbürgermeister ernannt worden und machte seine Sache allem Anschein nach recht gut.

Im Café Bonitz saßen die eleganten Libauer und Libauerinnen, tranken Kaffee, aßen den ausgezeichneten Kuchen, und an den Nebentischen taten die Offiziere und Marineoffiziere das gleiche. Ich hatte dabei den Eindruck, daß der weibliche Teil der Bewohner der Festung starken Belagerungen nicht standhalten würde. Überall bekam man auf deutsche Fragen deutsche und freundliche Auskunft. Ich habe während meiner Anwesenheit in Libau keinen

Bewohner gefunden, der eine deutsche Anfrage nicht verstanden hätte.

Am Nachmittag zog ein geschlossenes deutsches Bataillon durch eine der Hauptstraßen. Es war ein famoser Anblick, die Leute sangen und freuten sich über ihren Einmarsch in der sauberen, eroberten Stadt. Die Bürger standen, wie zum Spalier, an den Bürgersteigen entlang und sahen die feste Haltung, den scharfen Schritt der deutschen Soldaten. Ich glaube, sie machten im stillen Vergleiche zwischen der neuen Besatzung und den Truppenteilen der russischen Reichswehr, die hier gehaust hatten. Man erzählte, daß Nüchternheit nicht zu den Eigenschaften des russischen Kommandanten gehört haben solle.

Die hübschen Kuranlagen, sauber gepflegte Wege, schönen grünen Rasenflächen leiten dann zum Kurhaus, zu den Badehäusern und dem Strand über. Ein breiter, sauberer Sandstrand, auf dem die Libauer promenierten und nach den fernen Silhouetten der deutschen Kriegsschiffe blickten. Auf der Terrasse des Kurhauses war freundlich gedeckt. Man konnte dort gut Abendbrot essen, es gab eine ordentliche Sakuska und Krimwein, dazu den Blick über die weite, leuchtende Ostsee. Ach, hier im Osten, wo es keinen Einzug in hübsche und saubere Städte bisher gegeben hatte, wo auch die Erholungstage immer einen peinlichen polnischen Beigeschmack hatten, war einmal für Truppen und Offiziere ein freundlicher Tag gekommen!

In der Kurhausbatterie sah ich die Wirkungen des Feuers des kleinen Kreuzers, der bei dem Landungsmanöver hierher gefunkt hatte. Ein frisches Massengrab der gefallenen Russen. Man hatte Blumen darauf gepflanzt und ein sauberes Kreuz gezimmert. Eine junge Frau stand dabei, sie machte ein so schweres Gesicht, daß ich sie fragte: „Waren Libauer unter den Gefallenen?" „Ach, es waren nicht die Unsrigen, sie sind von irgendwo weit her, aber es waren alte Männer, die werden Frauen gehabt haben und Kinder, und die Frauen und Kinder werden sein wie ich. Mein Mann steht unten in den Karpathen!" Die ersten Gerüchte von den großen Kämpfen in Westgalizien und den anschließenden Karpathenfronten waren auch schon

durch Libau gesickert. An der Mole entlang zog singend eine kleine Abteilung von der Marinedivision, die am Hafen tätig sein sollte.

> „Was nützet mich ein schöner Garten,
> Wenn andre drin spazieren gehen.
> Was nützet mich ein schönes Mädchen,
> Wenn andre immer bei ihr stehn."

Die junge Frau sagte: „Die Unsrigen haben nicht gesungen, ich glaube, die Unsrigen werden auch nicht mehr singen . . ."

Ich ging weiter zum Wall herunter. Ich wollte doch sehen, von woher wir bei der Landung beschossen worden waren. Man hatte in die Batteriestellungen Holzunterlagen eingebaut, es waren gute Infanteriedeckungen so entstanden, von denen aus man den ganzen Strand bestreichen konnte. Mitten in die Stellungen, auf die Höhe des Walles, kurz dahinter hatten die deutschen Granaten getroffen. Die Aufgabe des Landungsdetachements, zu rekognoszieren, war gut erfüllt gewesen.

Eins gab es nicht in Libau, Kleingeld, nirgends. Ich glaube, daß großes Geld auch ziemlich knapp geworden war, aber der Versuch, einen Hundertmarkschein zu wechseln, in russisches oder deutsches Geld, war aussichtslos. Da ich ein paar Kleinigkeiten zu besorgen hatte, ging ich am nächsten Morgen nach einer Schokoladenfabrik, die weit draußen lag, da man mir sagte, daß ich dort Gelegenheit hätte, mein Geld klein zu bekommen. Ich kam so durch entlegenere Straßen. Man merkte hier noch weniger, daß Libau überhaupt im Kriege wäre, wenigstens dem Straßenbilde nach. Es war Markttag scheinbar, und auf einem kleinen Platz, der von niedrigen Häusern umgeben war — und der so deutsch war, wie es nur ein kleiner Platz in irgendeiner deutschen Mittelstadt sein konnte — lagen und standen auf den aufgestellten Tischen allerhand Gemüse, Mohrrüben, Kartoffeln, junge Radieschen, Fische, Salzgurken und eine Unmenge von blühenden Blumentöpfen und Schnittblumen. In der Fabrik konnte man mir natürlich auch nicht wechseln, aber bei einem Nachbar sollte

es möglich sein. Ich ging hinein; man führte mich in den Salon, und während ich wartete, sah hinter einer Glasscheibe mindestens ein halbes Dutzend Mädchenköpfe nacheinander durch, um sich den Deutschen anzugucken. Dann kam ein kleiner Kerl, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Mama kommt gleich!" Zutraulich fragte er mich: „Bist du von unsern neuen deutschen Soldaten?" Das Bild eines älteren Herrn in russischer Offiziersuniform, das an der Wand hing, schien merkwürdig und nervös bei dieser Kinderfrage zu lächeln.

Ich bekam mein Geld gewechselt und bedankte mich. „Ach, wir müssen uns bedanken; die deutschen Soldaten sind soviel anders, als man es hat uns glauben machen wollen," sagte die Frau des Hauses. „Wir wußten es ja freilich immer besser," fügte sie hinzu.

Ich glaube aber, trotz aller dieser Freundlichkeit, trotz dieses recht deutschen Eindrucks, daß die besseren Familien noch gute Russen sind, sie haben zu viel Offiziere in der Armee, zuviel Beamte in der Regierung, und trotz aller Enttäuschungen, die man ihnen immer wieder bereitet hat, sind es vielleicht die zarentreuesten Bürger Rußlands. Es ist ja wohl deutsche Art, so zu sein. Immer gewesen.

Um neun Uhr ist die Stadt wie ausgestorben, nur die Schritte der deutschen Patrouillen und der ihr Quartier suchenden Offiziere und Mannschaften hallen über das Pflaster. Die Häuser haben meist kein Licht mehr. Nur als ich an der Trinitatiskirche, welche die größte Orgel in Rußland besitzt, vorbeikomme, klingt aus dem Küsterhause leise Musik, eine Bachsche Fuge. Ich besteige eine Kibitka, fahre durch die nächtliche Stadt, durch die Villenstraßen, wo die Konsulate liegen, durch das Hafenviertel, durch die Anlagen in die Altstadt hinein, vorbei an den giebeligen, alten Häusern, über die sich der sternendurchwirkte Himmel spannt. Libau schläft ruhig — es ist in deutscher Hand.

Die Kämpfe an der Dubissa und bei Mariampol

In Libau

Libau, den 17. Mai 1915.

So oft auf dem Meere an der Horizontallinie vor Libau Schiffe auftauchten, war es „die siegreiche russische Flotte“, erst wenn die Schiffe dann Libau bombardierten, waren es die Deutschen; so oft Flieger Libau überflogen, waren es „kühne russische Flugzeuge“, erst wenn die Festungswerke die Fliegerbomben zu spüren bekamen, gab man zu, daß es die bösen Deutschen wären. Dies Versteckenspiel, das man so in Kleinigkeiten trieb, wurde natürlich im großen noch viel häufiger gespielt. Die Volksteile, die ihrem Blute und ihrer Sprache nach deutsch sind — wenn sie auch immer sich politisch russisch geben und Rußland fest auf sie zählen konnte —, hatten das Bild der Vernichtung alles baltischen Deutschtums nicht nur täglich in Libau zu sehen, sondern sie mußten die tägliche Lüge hören, daß sich immer hoffnungsloser die Lage des Reiches und Österreichs gestalte. Die Nachricht von der Winterschlacht in Masuren kam wirr und entstellt nach Libau, aber auf die Kunde vom Fall Przemysls wurden Dankgottesdienste in allen Kirchen angeordnet. Zu der Zeit begann die deutsche Flotte Polangen zu beschießen, die Strafexpedition für den Memeler Raubzug hatte begonnen, so daß das ferne Dröhnen der Schiffsgeschütze den Festgottesdienst jäh beendete. Die Haltung der Letten gegen die übrigen Bevölkerungsteile der Stadt wurde unter der Wirkung der papiernen russischen Siege und der Regierungsmaßnahmen immer anmaßender. Die deutschen Straßenbezeichnungen, die nach den offiziellen russischen die zweite Stelle auf den blauen Straßenschildern Libaus einnahmen, wurden überstrichen, die deutsche Sprache verboten. Wer eine andere Sprache reden konnte, durfte deutsch auf Plätzen und Straßen,

allen öffentlichen Orten nicht reden, und in einer der Aprilnummern der Rigaer Zeitung fand ich ein paar Fälle verzeichnet, nach denen junge Mädchen zu ziemlich hoher Geldstrafe verurteilt wurden, weil sie das Verbrechen begangen hatten, deutsch zu sprechen. Dabei ist lettisch die Dienersprache gewesen, es war der Fehler des Deutsch-Balten, daß er gar keinen Wert darauf legte, dem lettischen Untergebenen die deutsche Sprache zu vermitteln. Aus jahrhundertealter Überlieferung wollte er es so, wollte die alte Bequemlichkeit beibehalten: deutsch sprechen die Herren, lettisch die Dienenden. Bis die Entwicklung über solche hochmütigen Besonderheiten hinwegging und das baltische Deutschtum sich im Kampf um seine Sprache, um seine Art gedrängt sah.

Die Neigung, das baltische Herrentum über alles zu stellen, hat vieles in den drei Ostseeprovinzen möglich gemacht, was in den letzten zwanzig Jahren unter harten Prüfungen über Livland, Kurland und Estland (das aber eine Sonderstellung einnimmt), hingegangen ist. Erst in den allerletzten Jahren vor dem Krieg hat man sich mit oft ergreifender Hingabe für sein Deutschtum, das nur das Recht haben wollte, seine alte hohe Kultur zu bewahren, eingesetzt. Dann kam der Krieg, und das Baltentum sah sich einer noch schwereren Lage gegenüber wie in diesen Jahren vorher. Ich will die Strömungen und Unterschiede jetzt nicht untersuchen, die sich in aller Stille entwickelten. Wir sind mitten in einem Kriege, der viele Dinge und Meinungen erschüttert hat, aber wir können und wollen die Rechnungen noch nirgends aufstellen. In dem Kalender der deutschen Vereine für Livland, Estland und Kurland auf 1914 (der auf 1915 ist nicht erschienen) ist der Satz von Lagarde abgedruckt: „Ein Volk sein heißt eine gemeinsame Not empfinden. Diese gemeinsame Not ist aber nicht eine materielle, sondern vor allem eine ideelle, sie wurzelt in der Erkenntnis, nicht so leben zu können, wie es dem nationalen Ideal entspricht."

Die Letten haben aus der Stille der anderen ihre laute Propaganda gezogen. Kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen waren die Vorbereitungen für eine Nieder-

metzelung und Plünderung — vor allem auf die Plünderung kam es wohl an — der nichtlettischen Einwohner fast beendet. Wir kamen dann zu schnell, das Programm unterblieb, die Waffen aber sind gefunden worden.

Jetzt ist Ruhe. Nach neun Uhr abends muß alles in die Häuser, und deutsche Patrouillen durchziehen die Straßen. Die deutsche Ordnung wird selbst von den gebildeten Letten und den paar Russen, die in der Stadt geblieben sind, anerkannt.

Die Scheine, die von der Stadt Libau ausgegeben sind, haben dem peinlichen Kleingeldmangel abgeholfen. Es war die einzige Möglichkeit, für die große Stadt sich irgendwelches Geld zu schaffen. Der Kassenbestand betrug ein paar tausend Rubel und einen Scheck von 600000 Rubel als einzige Bezahlung für die Hafenanlagen des Kriegshafens, für den die Stadt das Gelände hergeben mußte. Das Land ist natürlich mehrere Millionen wert, aber erst nach unendlicher Mühe gelang es, der Stadt den Scheck wenigstens zu erhalten. Dafür aber ist das Marine-Offizierskasino im Mai ein kleines Schloß geworden, das mit fürstlicher Pracht ausgestattet ist. Bis auf die Eßgeschirre, die ein kleines Vermögen darstellen, ist alles mit einem so weitgehenden Luxus ausgestattet, daß der Eindruck, man käme in das Klubhaus von Multimillionären überall vorherrschender ist als der, daß man sich in einem Offizierskasino befindet. Die russische Flotte soll ja denn auch einen ziemlich „klubartigen" Charakter dementsprechend zur Schau getragen haben und tragen.

Die Kämpfe südlich des Njemen.

Jurburg, den 26. Mai.

Nach den vernichtenden Niederlagen in Galizien und unserem erfolgreichen Vormarsch in Kurland suchten die Russen mit starken Kräften gegen unseren Nordflügel zu drücken. Das führte auf der nördlichen Seite des Njemen zu den heftigen Kämpfen im Dubissaabschnitt bei Szawle und Rossienje, bei denen wir in überraschenden Vorstößen und Ausweichen den Russen sehr starke Verluste zufügten,

so daß ihre Offensive, die letzten Endes auf die Befreiung Libaus zielte, nicht vorwärts kam, zumal die an sich erheblichen russischen Kräfte die zunehmende Minderwertigkeit des russischen Soldatenmaterials erkennen ließen, da ganz junge Bürschchen, die kaum das Gewehr handhaben konnten, sich in großer Menge unter diesen Truppenteilen befanden. Auf der südlichen Seite des Njemen machte sich schon seit längerer Zeit eine lebhafte Tätigkeit der Russen bemerkbar, die sich zunächst im verstärkten Artilleriefeuer zeigte. Die Orte Mariampol, Ludwinow, Kalwaria wurden der Reihe nach unter Aufwendung riesiger Munitionsmengen beschossen. Da die Belegung der Orte mit Granaten in fast regelmäßiger Folge vor sich ging, konnten deutscherseits rechtzeitig alle Truppen aus den Plätzen entfernt werden, so daß während der Beschießung kaum ein Dutzend Mann deutscher Truppen in den Städten blieb; diese selbst wurden auf das Furchtbarste zusammengeschossen. In sinnloser Angst flüchteten die Einwohner, von denen viele dem Bombardement zum Opfer fielen, zu den deutschen Stellungen.

Während dieser einleitenden Artilleriekämpfe, in denen wir uns auf gelegentliche Erwiderung beschränkten, fühlten sich stärkere russische Truppenmassen in den Wäldern westlich von Kowno vor. Es war augenscheinlich das Bestreben der russischen Heeresleitung, nicht so sehr aus militärischen wie aus politischen Gründen, an irgendeiner Stelle ostpreußischen Boden zu erreichen und etwa über den Neu-Luböner Forst über die Grenze zu bringen. Auf unserer Seite hatten an der Memel hinter Schillehnen und in der Gegend von Schirwindt inzwischen Truppenzusammenziehungen stattgefunden. Gleichzeitig waren größere Kräfte nördlich von Wilkowischki bereitgestellt worden.

Nachdem die Russen bei Wilken und weiter westlich mehrere Njemenbrücken geschlagen hatten, begann ihr Vormarsch in nordwestlicher Richtung. Kavalleriemassen verschleierten den Aufmarsch der deutschen Kräfte hinter Wilkowischki, die den marschierenden Russen allmählich genau in der Flanke standen. Die Aufklärung der russischen Kavallerie versagte völlig; sie meldeten nur das Vorhandensein von stärkeren deutschen Kavallerieabteilungen.

Am 17. begannen unsere Truppen in der Richtung Gryszkabuda, Syntowty, Szaki den Angriff gegen die vordringenden Russen; der Stoß von Jurburg her wurde gleichzeitig mit dem von Sloboda und Tilwischki geführt, so daß sich die Russen von zwei, fast drei Seiten angegriffen sahen. Die Truppen, die sich in eiligem Rückzug von Syntowty zurückdrängten, trafen mit denen bei Gryszkabuda und Szaki angegriffenen und flankierten Teilen zusammen, so daß eine regellose Flucht einsetzte. Die Njemenbrücken bei Wilki waren nicht mehr zu erreichen; es blieb keine Wahl, die russischen Korps mußten sich in das enge Walddreieck zwischen der Eisenbahnlinie Pilwiszki-Kowno und dem Njemen zurücktretten. In diese Rückzugsstraßen schlugen schon die deutschen Granaten und streuten bald auch Schrapnells, so daß die russischen Verluste außerordentlich blutig waren, wenn auch die Zahl der Gefangenen sich nur auf etwa über 2000 hielt.

Die schützenden Wälder vor Kowno, in denen die schwere Artillerie von Kowno den Rückzug deckte, geboten schließlich der deutschen Verfolgung einen Halt, so daß sich ein Teil der zerrütteten russischen Krüfte wieder nach der Festung retten konnte.

Die deutsche Kavallerie ging inzwischen längs des Njemen in ziemliche Nähe von Kowno bis über Sapieszyszki vor. Alle Stellungen, die zu einer Belagerung von Kowno notwendig waren, sind nach dieser kurzen und glänzend abgeschlossenen Aktion in unserer Hand. Die Russen bereiten sich auch nach ihrer Art auf einen etwaigen deutschen Vormarsch vor. Als ich gestern in das Quartier des an dieser Stelle kommandierenden Generals fuhr, einem wunderschönen Schloß, brannten am Horizont meilenweit die Dörfer und ganze Waldstücke, um den deutschen Truppen die Unterkunftsmöglichkeiten zu nehmen. Bei dem außerordentlich warmen und trockenen Wetter, das hier jetzt schon seit über vierzehn Tagen herrscht, fangen die Truppen aber schon längst an zu biwakieren, so daß die grausamen russischen Maßnahmen nur die eigene schwer leidende Bevölkerung treffen.

Die Kämpfe an der Dubissa.

Armee-Oberkommando, den 12. Juni.

In vergeblichen Vorstößen hatten die Russen unsere Front an der Dubissa zu durchstoßen versucht. Ihre artilleristisch schlecht vorbereiteten Angriffe brachen vor unseren Drahthindernissen zusammen; ihre Verluste in den vergangenen Wochen waren gewaltig, so daß die deutschen Kräfte trotz der russischerseits von Bjelistock über Riga-Mitau herangezogenen Verstärkungen zum Angriff übergehen konnten. In der letzten Woche kam es zu heftigen und blutigen Gefechten, die uns mehrere tausend Gefangene und viel Kriegsmaterial einbrachten. Auf dem südlichen Flügel wurde Eiragola und die Straße Betygola-Ilgize erreicht. Dem schweren Druck in dieser Umfassungsbewegung setzten die Russen neue Kräfte entgegen, die vermutlich anderen Frontteilen des Nordflügels entnommen wurden.

Auf dem nördlichen Flügel der Dubissalinie drangen unsere Truppen inzwischen von Sawkiani aus entlang dem Windawskikanal durch das Waldgebiet nordöstlich Szawle vor. Die Bahnlinie Szawle-Marajewo wurde von unseren Vortruppen unterbrochen.

Die Kämpfe in dem hügeligen, von kleinen Flußläufen durchzogenen Gelände, das die Russen mit jedem Mittel für die Verteidigung hergerichtet hatten, waren sehr schwer, sie wurden von jungen und alten Truppen heldenhaft überwunden. Um das Vordringen der deutschen Divisionen zu erschweren, hatten die Russen das Waldgelände am Kanal in Brand gesteckt, und an vielen Stellen loderten die Waldbrände, die bei der großen Trockenheit schnell weiterfraßen. Die unzähligen russischen Leichen, die noch nicht geborgen werden konnten, verpesteten unter der Wirkung der glühenden Sonne die Luft. Das vor ein paar Wochen noch völlig unberührte Land trägt alle schweren und grausamen Zeichen des Krieges. Es ist zu erwarten, daß die Kämpfe noch an Heftigkeit zunehmen werden, da weitere russische Verstärkungen im Anmarsch sind.

Die Kämpfe bei Mariampol.

Mariampol, den 16. Juni.

Es waren alte Wege, die ich diesmal vom Dubissaabschnitt zu dem Kampfgebiet südlich des Njemen fuhr. Das war in den letzten Tagen des alten Jahres, da ging die Infanterie durch den dichtverschneiten Schoreller Forst auf Lasdehnen, um die Russen von der Bedrohung Tilsits abzuhalten. Mit der Schützenkette war ich damals die Waldchaussee marschiert, auf der die Spuren des russischen Rückzuges zu lesen waren. In Lasdehnen auf dem Markt traf sich Kavallerie und Infanterie. Hausrat lag auf den Straßen und fortgeworfene Munition und Gewehre. Jetzt war schon Bevölkerung zu sehen, das bürgerliche Leben regte sich, ein Gasthaus war geöffnet. Sommerlich grün leuchtete das Land, die Felder wellten im leichten Wind. Das Land und die Straßen hatten die Spuren des Kampfes und des Leidens unter dem Sommergrün verborgen. In Pillkallen spielten Kinder auf dem Marktplatz neben den Ruinen der verbrannten und zerschossenen Häuser. Hier war ich im Februar gewesen, als die Winterschlacht im Brennpunkt stand. Das weiße Haus, mein Quartier, in dem damals neben den paar zerrissenen Matratzen und den paar Tischen und Stühlen nur Unrat und Trümmer waren, schien bewohnt zu sein. Ich sah weiße Gardinen. Wie so oft in diesen sommerlichen Tagen schien mir das Glutbild von Pillkallen über dem hartgefrorenen Schnee wie ein schwerer Traum, schien mir dieses Wiedererwachen von Städten, die gestorben waren, wie ein Wunder. Es ist auch etwas wie ein Wunder, die Art, wie dies Ostpreußen sein Leben wiedergewinnt, wie überall Ordnung, Handel und Tätigkeit einsetzt. In Stallupönen, das ich zum letzten Male auf der Schlittenfahrt nach Wilkowischki während der Winterschlacht gesehen hatte — in dem blassen Morgenlicht regte sich damals nicht der Hauch eines Lebens in den verwüsteten Straßen, und die Gäule mußten Kadavern von verwundeten Rindern und eingegangenen Pferden ausweichen — in Stallupönen konnte man jetzt alles einkaufen, was man für die Front brauchte.

Freilich die Geschäfte hatten sich oft in fremden Nestern auftun müssen, weil das eigene vernichtet war. Es gab manchmal den Eindruck von „Wild-West-Stores", ein Eindruck, der in Eydtkuhnen dann noch viel stärker ausgeprägt war. In einem Kohlenlagerschuppen war eine Drogerie, in einem Gärtnerhaus konnte man Wollwaren kaufen. Schilder vor den schnell hergerichteten Läden verkündeten, was es Gutes dort gäbe. Alle Dinge, die ein Soldatenherz erfreuen, von der Salzgurke bis zu der leichten Sommerlitewka sind so ungefähr zu haben, denn die Front war eine Zeitlang nicht allzuweit. Sie hat sich dan in der letzten Woche noch weiter nach vorn geschoben, aber das Geschäft der wichtigen Etappenstraße wird trotzdem bleiben; ich glaube, daß es ein recht einträgliches Geschäft ist.

Alte Wege, die ich fahre, von Kibarty nach Wilkowischki. Die erste Fahrt nach Wilkowischki im Frühherbst vergangenen Jahres war die erste Fahrt nach Rußland hinein, mit der vorrückenden Hindenburgarmee nach der Schlacht bei den Masurischen Seen. Dann etwa einen Monat später ging es von Kibarty südöstlich nach Masuzie, das von Granaten überhagelt war, die Äpfel schlugen von den Zweigen des Gutsgartens, es roch nach Herbst, und in der Ferne sah man die fremden weißen Türme von Wilkowischki, wo ein russischer Stab lag. Dann war die Straße Kibarty-Wilkowischki der Zeuge des furchtbaren russischen Rückzuges in den Februartagen. Ich denke an die schneidende Kälte, in der unsere Truppen marschierten, auf der eisigen Erde lagen. „Man glaubt es nicht, jetzt in der schönen Zeit, daß Menschen dies leisten konnten," sagte mir ein Stabschef neulich, als wir auf der Terrasse eines Njemenschlosses von der Not und dem Ruhm dieser Februartagen sprachen, und Exzellenz Ludendorff sagte mir bei einem Empfang vor ein paar Wochen, und sein kühles, festes und schönes Soldatengesicht wurde weich dabei: „Es war bitter schwer, ich weiß es, aber es mußte sein. Ich weiß, wie schwer es war."

Die Felder, die von der Etappe Kibarty in wundervoller Ordnung bestellt sind, verbergen die klaffenden Granatwunden des Landes. Ein großes Lazarett mit Blumen

und Garten sieht hell und freundlich aus. Die Straße weiß nichts mehr von den blutigen Worten der Schlacht, die auf ihr zu lesen waren. Mir ist aber dies Stück Land voll Bildern großer Erlebnisse, und ich finde, daß ich jede Stelle wie einen Bekannten grüße, den man unter schweren Zeichen kennen gelernt hat. Ich kann von der leichtgewellten, grünen Landschaft die Geschichte unserer Kämpfe hier oben in Ostpreußen lesen, unserer bittersten und der ruhmvollsten Zeit. Wieviel ist erreicht worden in dieser Spanne, trotzdem die Kampffront immer noch nicht allzuweit liegt! Wieviel Heldentum und Feldherrnkunst hat hier um Sieg gerungen und ihn trotz fast immer ungünstiger Umstände errungen! Es wird niemand diese Straße fahren, ohne in dankbarem Herzen das Ringen und die schwere, heilige Arbeit der Kämpfenden zu fühlen, ohne den Dank an den Feldherrn und seinen Stabschef zu vergessen.

*

In Mariampol war das Dröhnen der Geschütze zu hören. Es war nur ein Nachspiel der vergangenen Tage oder auch ein Auftakt zu den kommenden. In heftigen Gefechten bei Dembowa-Ruda und Korzeißki waren russische Verstärkungen, die nach dem ersten Zurückwerfen auf Kowno wieder zur Offensive vorgegangen waren, in die Festung hineingeworfen worden. Die Straße Mariampol-Kowno wurde erreicht. Bei der nachdrücklichen Verfolgung wurden über 3000 Gefangene gemacht, zwei Fahnen und ein Dutzend Maschinengewehre erbeutet. Die Artillerie, um deren Verlust die Russen die größte Sorge haben, war noch rechtzeitig nach Kowno gezogen worden.

Nachdem gegen die Festungen Sicherungen aufgestellt waren, wurden am 13. die ersten russischen Stellungen südlich und östlich der Straße Mariampol genommen und am nächsten Tage gegen starke russische Kräfte behauptet, gleichzeitig setzte eine Offensive von Kalvaria aus ein, mit der die ersten Gräben den Russen entrissen wurden.

Am Morgen des 15. war ein weiterer Druck von Kalvaria aus beabsichtigt. Stärkere Kräfte standen den russischen Stellungen bei Gudeln und nördlich davon gegen-

über im Gefecht; Kavallerie war etwa nördlich des Landweges Mariampol-Iglischkany bereitgestellt.

Die Russen waren in sichtlicher Unruhe. Fliegermeldungen sagten, es sähe hinter der russischen Front wie in „einem Aalteich" aus, ein Gewimmel von Kolonnen und marschierender Infanterie, die immer wieder Marschrichtung änderte. Die Russen waren sichtlich in Furcht, daß ein Aufrollen ihrer Front bis über Suwalki hinaus möglich wäre; gleichzeitig wiesen die beinahe stündlich eintreffenden Verstärkungen auf den Wert hin, den die Russen diesen Gefechten beinahe im Vorfelde von Kowno beimaßen. Wie es sich bald zeigte, beschlossen sie mit stärkeren Kräften einen Durchbruch in Richtung der Straße Mariampol-Iglischkany.

Des Morgens um sieben Uhr war ich in Iglischkany und fuhr in der Richtung nach Osten weiter, dem Gefechtsfeld bei Gudeln zu. Nach Süden loderten Dörfer auf. Über den Himmel zogen langsam große gelbliche und grauweiße Wolken, die sich zu mächtigen Burgen türmten und der Landschaft eine schwere Stimmung gaben. Dabei war weiter Fernblick und viel Licht, es sah aus, als ob auch oben in den Lüften und Fernen große Dinge geschähen.

In einem kleinen Bauernhaus lag der Stab. Die Straße wurde von jetzt gesperrt, weil „in Einsicht des Feindes". Ein paar Granaten fielen auf das Ackerfeld vor dem Häuschen nieder.

Der russische Druck auf die Straße nach Mariampol wurde inzwischen bemerkbar, es war eine heiße Stunde. Das Telephon ging ununterbrochen, Exzellenz sah eine Zeit angestrengt durch das Scherenfernrohr und verschwand wieder in der Bauernkate, in der zwölf Herren in einer Stube geschlafen hatten.

Durch das Glas sah ich die beiden Kirchtürme von Gudeln und davor den dünnen gelben Streifen der russischen Linie. Jetzt schlugen die schweren deutschen Granaten ein. Man sah die gelben Sandwolken hochsteigen. Auf dem Abhang davor, in der Mitte des Hanges, hatten sich die Unseren eingegraben. Sie kamen nicht vorwärts, auch

seitlich an einem kleinen Wald vorbei nicht. Sobald auf der Lichtung Bewegung war, begann lebhaftes Gewehrfeuer. Weiter nördlich hinauf beginnt das Infanteriegefecht sich stärker zu entwickeln. Aber ich habe den Eindruck, daß man hier keine Entscheidung erzwingen will, man will nur russische Kräfte binden. Um neun Uhr teilt mir ein Offizier mit, daß Höhe 164 bei Kalvaria genommen ist, dort geht es also kräftig vorwärts. Hier ist nur hinhaltendes Gefecht, vorläufig. Ich gehe noch ein Stück vorwärts und sehe den weiten Horizont entlang unter dem massigen Himmel den Rauch von brennenden Gehöften emporsteigen. Es ist hinhaltendes Gefecht, aber Verwundete gibt es auch dort, und für die Verwundeten ist es gleich, welche Bedeutung das Gefecht hat. Ich sitze an einen Birkenstamm gelehnt, ein paar Granaten schlagen vor mir in das Roggenfeld. Langsam kommen drei Mann vorbei. Handschuß, Armschuß. Nicht schwer. Nur müde sind sie. Die rechte Hand ist frei, und alle drei haben sie einen dicken blauen Kornblumenstrauß zwischen dem zweiten und dritten Knopf stecken. „Nun macht mal schon ein bißchen zu!" sagt ein Unteroffizier. Sie sehen fast verächtlich auf die paar aufspritzenden Granaten, sie haben es anders gekannt.

Inzwischen wird die Straße nach Mariampol für Kolonnen gesperrt, es muß also weiter rückwärts lebhafter zugehen als hier. Ich fahre zurück. Schon bald hinter Iglischkany ist das Geschützfeuer viel stärker. Die Russen haben unsere Infanteriestellung zurückgedrängt, die bereitstehende Kavallerie ist eingesetzt worden. Als ich an die Stelle komme, wo der Weg nach Bukonje abbiegt, geht gerade ein neuer Teil der Kavallerie zum Fußgefecht über. Der Stab hält auf einem kleinen Hügel, der voll russischer Schützengräben ist, die gute Deckung geben. Ich stelle das Auto in den Schutz des Hügels und gehe seitwärts nach vorn zu einem höher gelegenen alten Dorfkirchhof, von dem man einen guten Ausblick haben muß.

Der russische Angriff ist schon zum Stehen gekommen. Im Galopp geht eine deutsche Feldbatterie vorwärts und verschwindet hinter einem Hügel. Die Pferde der zu Fuß kämpfenden Ulanen und Kürassiere werden nach vorwärts

gezogen. Hinter einer Scheune, in einer Mulde, werden sie aufgestellt. Die Lanzen werden daneben in die Erde gebohrt. Von Nordosten her beginnt jetzt eine schwere deutsche Batterie zu feuern. Schnellfeuer. Zwei Granaten Aufschlagzünder, zwei Brennzünder. Man sieht die russische Linie. Ununterbrochen spritzen die graugelben Sandwellen neben ihr auf und zerflattern die scharfen weißen Wolken in der Luft. Jetzt erscheinen die Schrapnellwolken der Feldartillerie. Rums, rums, rums, rums wieder die schwere Batterie. Drüben muß alles zugedeckt sein. Die Russen haben fast keine Artillerie, nur zwei schwere Geschütze streuen in großen Pausen wahllos über das Feld, einer der großen Brummer — ein Artillerist schätzt nach der mächtigen Erdwirkung auf 21 cm — schlägt in der Nähe des Kirchhofes ein. Aber nach kurzer Zeit schweigen auch diese beiden Geschütze. Kleingewehrfeuer fängt an zu knattern, auch unsere Artillerie schweigt einen Augenblick. Die Kavallerie dringt im Fußgefecht vor. Nach kurzer Zeit treiben drei Ulanen etwa hundert Gefangene vorüber. Ich gehe nicht zu ihnen hin, denn jetzt machen die Russen, wie ich durch das Glas erkenne, einen verzweifelten Vorstoß aus einem Waldstück heraus über Wiesengelände. Sie stürmen in fünf Reihen. Aber sie haben noch nicht die Mitte der Wiese erreicht, da hat sie die schwere Batterie gefaßt. Das Wiesenstück wird förmlich mit Geschossen übersät. Nur ein Dutzend graubrauner Gestalten erhebt sich noch einmal wieder und läuft nach dem Waldrand zurück. Es scheint der letzte Offensivstoß an dieser Stelle zu sein. Der russische Angriff ist abgewiesen, und bei Kalvaria rücken wir inzwischen weiter vor, wie ich beim Stab höre, als ich bei dem Kommandeur einen Teller Erbssuppe bekomme. Es handelt sich jetzt darum, unsererseits auch an dieser Stelle vorwärts zu gehen. Wir bedrohen schon die Flanke (in diesem engeren Gefechtsraume), da Teile von Norden einschwenken.

Plötzlich setzt starker Regen ein, ein dichter grauer Schleier legt sich über das Gefechtsfeld, aber aus dem rieselnden Grau tönt immer wieder die Stimme der Artillerie, die sich nach vorwärts entfernt.

Ruhe an der Dubissa.

Kurtowiany, Anfang Juli.

Wieder sieht die weiße, hohe Spitze, der Turm von Szawle, über die staubige und sonnige Straße. „Es ist Ruhe an der Dubissa," sagt der Artilleriehauptmann. Wir schweigen, und die Russen krabbeln ab und zu so ein bißchen. „Ihr Auto kann ruhig bis zu der kleinen Kirche auf der Höhe fahren."

Da setzt das Heulen und Dröhnen ein, die scharfen, weißen Wolken flattern über den Erlengebüschen vor uns. „Sehen Sie, die Russen schießen sogar!"

Auf der linken Seite der Straße, gegen Sicht geschützt, geht es wieder auf den Hügel zu. Irgendwo aus den Erlengebüschen zur Seite werde ich angerufen. Die paar Schrapnells, planlos in das Gelände gestreut, haben doch Opfer gefordert. Zwei Verwundete. Ein Brustschuß. Ich gehe zur leichten Artillerie, um zu fragen, ob die Sache schlimm wäre und das Auto für den Transport zur nächsten Verbandstelle zur Verfügung zu stellen. Da heult es wieder auf, und diesmal sausen zwei 12-cm-Granaten in das Gestrüpp. Eine gräbt sich dicht neben dem Erdwall, an dem wir uns einträchtig allesamt niedergeworfen haben, ein. Die Leute springen auf, und der Unteroffizier schreit, daß es eine absolute Schw...... wäre, daß die gesamte Batterie auf einem Klumpen hocke.

Die beiden Verwundeten werden zum Auto gebracht.

„Und wie ist das mit der Flasche Rotwein?" fragt der eine, der nur einen leichten Streifschuß am Bein hat.

„Die hat dabei den Hals verloren, Kehlkopfschuß," sagt ein Mann. „Und?"

„Und da habe ich sie alle gemacht," sagt der Kanonier strahlend. Das Gespräch wird unterbrochen, denn wieder sausen zwei Granaten. Diesmal dicht neben der Straße in das Erdreich.

„So sieht Ihre Ruhe an der Dubissa aus!" sagte ich dem Hauptmann, als ich zurückkehre und auf das Auto warte. „Es ist auch heute seit acht Tagen der lebhafteste Tag, außerdem ist die Sache zu Ende."

Wirklich, die Russen tun keinen Schuß mehr. Es ist, als ob das Schicksal nur den einen armen Mann hätte fassen wollen, an diesem sonnenflimmernden, ruhigen Sonnentag an der Dubissa.

Die Ordonnanz bringt einen tüchtigen Bottich voll frischgefangener Karpfen, die im Eiswasser auskühlen. „Die Karpfen gibt es überall hier in den Fischteichen, und das Eis ist von den Bauern massenhaft in den primitiven Eiskellern im Walde aufgestapelt. Eine Erdhütte, etwas Sägemehl darüber, und der Eiskeller ist fertig. Nach sieben alkohollosen Tagen haben wir auch gestern Bier bekommen. Es ist ganz famos kalt, und die ruhige plaudersame Stunde auf diesem Boden, der so viel Kampf und Not gesehen hat, scheint mir wie ein Traum, der vergehen muß, wenn die schweren Mörser da vor mir wieder ihren Mund auftun. Aber die Sonne spielt grün-blaue Blätterschatten auf dem dicken, grauen Rohre, die Kanoniere liegen auf dem weichen Grund und räkeln sich.

Das Gespräch geht zu den letzten Kämpfen hier. Es gab da einen harten Augenblick für ein Regiment. Beim Vordringen aus dem Wald hinter uns waren die Linien etwas durcheinander gekommen; als sie sich nun auf dem freien Gelände entwickelten, blieb eine Lücke, eine Kompagnie lag ziemlich weit vorgeschoben an der östlichen Seite dieses Lochs. Wie sehr oft, hatten die Russen gut beobachtet, und plötzlich brachen vier neue Regimenter unter Hurrarufen zum Gegenangriff in Richtung gegen diese schwache Stelle vor. Die in weitem Vorgehen begriffene deutsche Kompagnie nahm Stellung. Sie war eben dabei gewesen, ein paar hundert gefangene Russen, die sich aus der alten Front ergeben hatten, hinter ihrer Linie zu entwaffnen, als der neue, mächtige Angriff sich bemerkbar machte. Es war, als ob die ganze Kompagnie den Atem anhielt, als sie so plötzlich Sturm vor sich sah. Einer der russischen Offiziere versuchte, den Teil der gefangenen Mannschaft, der noch Gewehre besaß, dazu zu bekommen, wieder auf die Deutschen loszugehen, als die ferne graubraune Linie näher und näher kam. Ein Unteroffizier schlug ihm den Kolben über den Schädel, und ein paar Leute

hieben gleich weiter auf die russische Mannschaft, die nicht schnell genug das Gewehr fortwarf. Das half. Aber von vorn kam die unausbleibliche Vernichtung näher. Hilfe von den übrigen Kompagnien war nach Lage der Dinge nicht rechtzeitig zu erwarten. Doch unsere Feldartillerie hatte gut aufgepaßt und den russischen Stoß rechtzeitig bemerkt. Die erste Lage saß gleich, und dann gab die Batterie Schnellfeuer, was die Rohre halten wollten. Ein paar Augenblicke später konnte auch die natürlich langsamer sich einwendende schwere Artillerie in die sich stauende russische Masse hineinhauen. Es sah aus, sagten die deutschen Infanteristen, als ob ein neuer Wolkenhimmel plötzlich über den russischen Linien entstanden wäre. Der erste Angriff brach noch vor der Kompagnie zusammen, und auf 200 qm zählte man 500 russische Tote. Die arme russische Infanterie wird geopfert wie Schlachtvieh, man setzt der vorwärtsgetriebenen, sterbenden Masse zuliebe kein Geschütz mehr aufs Spiel. Es wird der Tag kommen, wo die Rechnung zwischen Menschenblut und Stahl, die da so kühl aufgestellt ist, ausgeglichen wird.

Eine Ordonnanz bringt Kaffee. Es wird aus fünf Tassen getrunken, die natürlich alle verschieden sind. Es gibt sogar Milch. Die schwere Batterie hat ihre eigene Kuh. Es ist ein kleines, verkommenes polnisches Stück Vieh, das nur $1^1/_2$ Liter Milch gibt. Sie ähnelt dem verkommenen Lande, das auch nicht ein Fünftel dessen trägt, was es bei sachgemäßer Behandlung hergeben müßte. Ein Major führt mich später durch das sehr große Gut des Grafen Siebert Platern. Das einzige, was in Ordnung ist, ist die Fischwirtschaft, die noch von der Zeit des Deutschen Ordens herrührt. Jede Bodensenkung ist für Karpfenteiche ausgenutzt, und ein deutscher Ingenieur, der die riesigen Moorstrecken bearbeiten sollte, hat scheinbar das Seinige getan, daß dies alte deutsche Erbe nicht auch verkommen ist. Bis zum Ufer der Niewiaza reichte einmal die Grenze des deutschen Ordensgebietes nach Osten (1384—1422); daß aber diese Gegend um Szawle dazu gehört hat, deuten nur eben noch die Fischteiche an.

Kaum an einer Stelle in Deutschland werden Ahorn

und Linde eine solche Höhe erreichen wie hier in diesem Gutspark. Es ist fruchtbarster, kalkreicher Boden, der schwere Ernte tragen könnte, wenn an Stelle des Latifundienbesitzers, der sein Geld in Monako und Paris ausgibt, ein gründlicher Arbeiter wäre.

Die Waldtäler erinnern an Thüringen, die schweren Tannen stehen über einer leuchtend grünen, saftigen Weidefläche, die für den Viehbestand der Truppen ausgenutzt wird. Denn auch dies Stück Land, in dem sich die Operationen abspielen, wird verwaltet. Wie etwas weiter hinter der Front die Verwaltungsarbeit der Etappe einsetzt, so sorgt hier unmittelbar bei der Linie ein Verwaltungsoffizier, daß nichts vorkommt. Er sorgt auch für die Bevölkerung, und dafür, daß, wer arbeitet, auch seine Ernährung sichergestellt bekommt. Ein außerordentlich gesunder, ein deutscher Grundsatz der Bevölkerung gegenüber.

Die jungen Polinnen suchen Walderdbeeren, ganze Körbe voll sah ich an das Lazarett abliefern, es wird ordentlich und entsprechend gezahlt. Die Verwundeten sind mit diesen schönen Sommersachen — Erdbeeren und Krebsen — auch recht zufrieden. Sie liegen in einer Kirche, die von außen den Anschein erweckt, als sei sie eine Ruine. Der Hauptraum ist aber völlig erhalten und wundervoll kühl. Nur Stroh fehlt, an seiner Stelle hat man Wacholderreisig nehmen müssen.

Wirklich, wenn man das weidende Vieh sieht und die Kolonnenpferde, die sich auf der Weide erholen, muß man an den allertiefsten Frieden denken, aber noch friedlicher wird das Aussehen, wenn man bemerkt, daß hier eine Rennbahn abgesteckt ist und in den nächsten Tagen ein richtiges Rennen geritten werden soll. Es sind an 50 Pferde gemeldet worden. Eben saust ein junger Offizier in vollem Galopp in den Auslauf. Man reitet sich für den Renntag ein — es ist Ruhe an der Dubissa.

Der große Vormarsch im Juli

Der Durchbruch von Prasnysz

Während die Armeen Mackensens von Süden her mit starken Schlägen die Linie des vorgeschobenen Vierecks der russischen Stellung, in dessen Mittelpunkt etwa Warschau liegt, aufbrachen, setzte auch von Norden aus allgemeiner Richtung Mlawa eine Offensivbewegung der Armeen Hindenburgs ein. Wieder an einer Stelle, an der die Russen eine deutsche Offensive für unmöglich hielten, weil sie unsere Kräfte im Süden gebunden hielten.

Nachdem die Armeeleitung unter Exzellenz Gallwitz in umfassender Weise den Angriff vorbereitet hatte — Vorbereitungen, die trotz der Sorgfalt, mit der sie ausgeführt wurden, den Russen völlig verborgen blieben — begann in der Nacht vom 12. zum 13. Juli die planmäßige Beschießung der russischen Stellungen. Als sich die Artillerie an den vorhergehenden Tagen einschoß, wurden die russischen Führer unruhig. Sie nahmen aber an, daß es sich um einen der vielen kleinen Versuche handelte, die in den vergangenen Wochen zur Fortnahme kleiner Stellungsteile geführt hatten. Als noch um Mitternacht Ruhe herrschte, wurden sie in dieser Meinung bestärkt, und unsere gewaltige Kanonade, die gegen 4 Uhr morgens begann, traf die Russen meistens in tiefem Schlaf. Punkt 8 Uhr setzte unsere Infanterie auf der ganzen Front zum Sturm an.

Auf dem westlichen Flügel wurde Hügel 164 westlich der Eisenbahn Mlawa—Ziechanow eine Viertelstunde später im glänzenden Sturmlauf genommen. Auf dem östlichen Flügel waren die Stellungen bei Grudusk in der gleichen Zeit in unserer Hand. Die russischen ersten Linien wurden so im starken Anprall überrannt. Viele Geschütze und

Maschinengewehre fielen den Stürmenden in die Hand. Allein an der zerschossenen Kirche von Grudusk sah ich fünf russische Feldgeschütze stehen.

Gegen Przasnysz wurde der Durchbruch in Form einer Zange angesetzt, indem die Stellung westlich und östlich Przasnysz erzwungen wurde; die Truppen versuchten sich hinter Przasnysz wieder zu vereinigen, so daß die Russen gezwungen wurden, die starke Stellung bei Przasnysz selbst aufzugeben. Nach der glänzend durchgeführten „Zange von Przasnysz", die ihren Namen in der Kriegsgeschichte haben wird, schlugen die wieder zusammengefaßten Divisionen gleich einem Hammer die russische Hauptstellung bei Sbiki entzwei. Diese außerordentlich starke russische festungsähnliche Linie zog sich über Bogate, Sbiki, Opinogora nach Ziechanow. Es wurde hier nachdrücklicher Widerstand geleistet, aber die Artillerie ebnete die Stellung zum Teil einfach ein. Die Bilder aus den russischen Schützengräben bei Grudusk waren matt gegen den furchtbaren Eindruck bei Opinogora. Die russischen Pioniere hatten hier ein sauberes feldmäßiges Festungswerk geschaffen, das völlig mit dicken Holzbohlen unterkleidet, mit besonders kräftigen Rücken- und Seitendeckungen außerordentlich stark schien. Die Drahthindernisse lagen versenkt vor der Höhenstellung. Die deutschen Granaten hatten ganze Grabenstücke mitsamt den Verteidigern auseinandergerissen, so daß nur unkenntliche Überreste geblieben waren. Nach dem, was ich hier sah, müssen die russischen Verluste entsetzlich gewesen sein, denn in vielen Abschnitten lagen Mann bei Mann der Verteidiger tot in den Gräben. Auch der Sturm war nicht leicht, aber erfolgte schnell und durchschlagend. An einer Stelle wußten die Russen unseren unermüdlichen Truppen, die sich schon drohend gegen Pultusk schoben, nichts als die 14. Kavalleriebrigade entgegenzustellen, die den rasend schnellen Vormarsch, koste es, was es wolle, wenn auch für kurze Zeit zum Stehen bringen sollte, um Gelegenheit zur Sammlung zu geben. Ein Regiment Kosaken und ein Husarenregiment ritten an. Unsere Infanterie lag gedeckt in einem Kartoffelacker. Sie wartete ruhig, bis die Reiter auf 300 Meter heran waren, dann

eröffnete sie Schnellfeuer. Maschinengewehre setzten ein. Die Wirkung war vernichtend, ein Chaos von gestürzten, schlagenden Pferden, sterbenden Reitern. Nur ein winziger Bruchteil der Brigade konnte sich retten. Ein tapferes, aber nutzloses Opfer, denn wir stehen vor dem äußersten Gürtel der feldmäßigen Befestigungen von Pultusk.

Der westliche Flügel ging inzwischen, nachdem er Truppen über die Bahn geschoben hatte, gegen Ziechanow vor. In einer Reihe von kleineren Einzelgefechten brach er den stets wieder einsetzenden Widerstand der Russen. Nachdem der taktische Durchbruch gelungen war, wurde die russische Stellung aufgerollt. Dicht vor Ziechanow und im Ort selbst war noch Gefecht. Am 16. um 6 Uhr morgens wurde Ziechanow besetzt, und mit augenblicklicher Schwenkung gingen die Truppenteile weiter. Am 17., morgens 4 Uhr, wurde Plonsk von den Russen geräumt, und der westliche Flügel steht im Vorfelde von Nowo-Georgijewsk.

Das außerordentlich geschickte, fast geniale Verteidigungssystem in diesem Raume hat den Russen nichts genützt. So wichtige Zwischenstellungen wie die beherrschenden Höhen von Gorne wurden von uns auf einen Anlauf genommen. Die gründliche Vorbereitung, Führung und der Sturmgeist unserer Truppen warfen den überraschten Gegner auf allen Punkten. Nicht um den Trümmerhaufen Przasnysz, von dem vielleicht noch vier Häuser stehen, nicht um das kümmerliche Nest Ziechanow, sondern um den Weg, die russische Armee völlig zu vernichten, handelte es sich. Auf diesem Wege sind unsere Truppen in diesen letzten schweren, aber leuchtenden und hochgemuten Siegestagen wieder ein kräftiges Stück vorwärts geschritten.

*

Mlawa, 14. Juli.

Bei Przasnysz und Demsk waren in den letzten Februartagen und im Anfang März heftige Gefechte. Die Felder hinter Demsk sind mit Granaten besät. Gegen tausend hagelten über das kleine weiße Gutshaus in die jungen Roggensaaten. Dann war Ruhe in Mlawa. Die

Stadt wurde allmählich an Sauberkeit gewöhnt, sogar ein neuer Platz mit gärtnerischem Schmuck wurde angelegt. Man verlor in den langen Monaten des Stellungskrieges auch hier den Humor nicht. Exzellenz Gallwitz erzählte mir, daß man ihn dicht hinter den Stellungen zu einem Platz geführt habe, der mit großen Buchstaben auf weißem Schilde als „Nicolaijewitsch-Platz" bezeichnet war. Auf die Untersuchung dieser merkwürdigen Ehrung stellte es sich heraus, daß hier Röcke geklopft und Wäsche aufgehängt wurden. Namentlich auf die letzte Tätigkeit soll man bei Auswahl des Namens besondere Rücksicht genommen haben.

Aus der Ruhe des Stellungskrieges kam der Zipfel Ostpreußens und die Gegend von Mlawa wieder in operative Bewegung. Es gibt kaum einen Winkel in Mlawa, der nicht belegt gewesen wäre. Die Straßen waren grau von durchmarschierenden Truppen, die Tage waren voll Spannung und Erwartung. Das Kommende hing in der Luft, man las es von allen Augen. Die Zufahrtsstraßen waren belegt von Kolonnen und Automobilen.

An einer Stelle traf ich einen Divisionsstab, den wir um Unterstützung bei einer Automobilpanne baten. Der Herzog von Koburg-Gotha war, wie es ja bei den deutschen Bundesfürsten üblich ist, hier in der Nähe seiner Truppen. Sehr frisch. Shagpfeife im Munde, liebenswürdig. Libau interessierte den Herzog sehr, ja, und sein Regiment läge jetzt auf 150 Meter dem Feinde gegenüber, man könne bei Tage nicht mehr recht hin. Morgen würde es wohl anders sein.

Truppen, Truppen und wieder Kolonnen kommen uns entgegen, es sind die Reserven, die einrücken. Ein starker Gewitterregen geht nieder, es geht im Schritt, der Weg fängt an, unergründlich zu werden. Stumm, die Zeltbahn über die Schultern, ziehen die Leute vorwärts. Sanitätswagen stampfen vorbei. Stroh, in feste Ballen gepreßt, wird nach vorn gebracht. Morgen spricht die Schlacht.

Die Russen sind ahnungslos. Gerüchten, die zu ihnen kommen, haben sie, wie sich später herausstellt, keinen Glauben beigemessen. Die deutschen Batterien sind überall

in Stellung; sobald es hell wird, werden sie das erste Wort in dem großen Ringen sagen, das in dieser Nacht beginnt.

*

Gegen fünf Uhr ist die Sonne wie eine dunkelrote, klaffende Wunde am Himmelsrand. Die Wolken schleiern bald dichter und schwerer über den roten Schein, der Himmel wird dunkel. Als ich gegen sechs Uhr an dem Beobachtungspunkt des Artilleriekommandeurs in der Nähe von Borowe ankomme, ist eben noch die zerschossene Kirche von Grudusk durch das Scherenfernrohr zu erkennen. Davor liegen die starken Stellungen der Russen, die durchbrochen werden sollen. Die Artillerie — Kanonen, Mörser und Haubitzen —, die einen Augenblick geschwiegen hatte, setzte wieder ein. Die Riesenorgel der Schlacht spielt. Es ist mir — und nicht mir allein — feierlich und beklommen wie als Junge in der Kirche bei diesem Orgelklang, der da braust und singt; ich fühle mehr, als daß ich es weiß, daß hier eine schwere und große Entscheidung einsetzt, und ich denke, wann spielt die andere Orgel den Schluß dieser heldenschönen und heldengroßen, starken deutschen Musik den Schluß: „Nun danket alle Gott . . ."

Die Ferne verhängt sich, noch ist Licht über Grudusk, aber schwere Fransen streichen schon darüber. Die Wolken ziehen wie wandernde Heere, wie schwarze wehende Fahnen flattert es über den russischen Linien. Dann zuckt es auf, und in das Dröhnen der Geschütze wallt das Donnern eines schweren Gewitters, bis die Artillerie, der der dicke, graue Regenschleier auch jeden Zielpunkt nimmt, vor dem himmlischen Artillerielärm schweigt. Er war stärker.

Bald nach sieben Uhr wird es lichter; die Batterien setzen wieder ein und verstärken von Minute zu Minute ihr Feuer. Um acht Uhr bricht die Infanterie aus ihren letzten Stellungen, die dem Feinde ja oft auf 150 Meter genähert sind, zum großen Sturmangriff vor. Von $^1/_2$8 Uhr an wird das Geschützfeuer betäubend, die großen, schweren Kanonen, die bisher noch geschwiegen haben, setzen ein. Punkt acht Uhr sieht man die deutschen Linien aufspringen. Sie verschwinden wieder. Der Atem stockt, jedes Vermögen des Körpers ist in die Augen gebannt. „Sie

sind durch!" sagt der Artillerieoberst am Scherenfernrohr. Er rast durch den Gang von der Beobachtungsstelle zum Telephon, um das Feuer verlängern zu lassen. Ein paar russische Schrapnells erscheinen jetzt auch über dem Dorfrand, sonst ist von der russischen Artillerie nicht viel zu merken, erst im Laufe des Tages macht sie sich hier und da störend — aber nie ernstlich eingreifend — bemerkbar. Es kommt die Meldung, daß die Infanterie die Mitte von Grudusk erreicht habe. „Hunderte von Gefangenen laufen über."

Los! Wir setzen uns in Marsch auf Grudusk. Das Auto bleibt in einem Dorf stehen. Rechts ist das Infanteriegefecht immer noch in voller Entwicklung. Die schweren Geschütze donnern ununterbrochen. Man kann unter dem wolkigen, zerrissenen Himmel weit in die leichtgewellte Landschaft sehen. Wir durchschreiten die letzte deutsche Stellung, immer deutlicher heben sich die Ruinen von Grudusk ab. Jetzt kommen die schnell gegrabenen Schützenlinien, die in der letzten Nacht von unserer Infanterie gegraben wurden mit dem flüchtig angelegten Stacheldrahtverhau davor. Die Brandwolken von Grudusk schlagen hoch. Die ersten Toten liegen auf dem Felde, die ersten, die in diesem neuen Kampfe ihr Blut gaben. Das Gewehr mit dem aufgepflanzten Seitengewehr zeigt nach vorn bei dem ersten Mann, der kaum zwei Sprungschritte aus dem Graben vorwärts getan hat. Sein blondes Gesicht ist still und schön, seine Faust liegt fest am Schaft. Ein paar Kameraden liegen weiter vorn. Alle die leben, müssen diesen Stillen danken. Es brennt die Gedanken wie Feuer ein, so ein Heldenfeld, wer ihrer vergißt und ihres stillen, deutschen, tapferen Soldatentodes, den soll Deutschland vergessen. Zeit und Ewigkeit kommen nahe zueinander auf diesen blutigen Feldern, Dank und Ehre denen, die als Helden über die goldene Brücke gehen.

Die Verluste sind nicht groß, ganz verschwindend gegen den Erfolg; für den einzelnen ist's immer freilich der Tod, den er zu sterben hat.

Die russische Stellung am Rande des Dorfes ist festungsähnlich ausgebaut. Die schmalen Schießscharten sind meterhoch mit Erde überdeckt, breite Gänge führen

durch eine ganze unterirdische Stadt, in der es Nischen mit Tischen und Bänken gibt. Mitten hinein in diese überdeckten Gänge und Gräben haben die deutschen Granaten geschlagen. Die Gewehre, die in der Schießscharte im Anschlag lagen, sind dabei mitten durchgebrochen. Der Lauf mit dem spitzen Bajonett starrt noch aus den Luken. Die Schützen liegen, oft furchtbar zerrissen, bei den Kolbenteilen unten im Graben. Die Russen müssen furchtbare Verluste gehabt haben, denn ganze vollbesetzte Grabenteile sind nur noch ein Chaos. In den erhaltenen Stücken sind die Zeichen der wilden Flucht zu sehen, alles liegt wirr durcheinander, Brotbeutel und Gewehre, Handgranaten und Tausende von Patronen noch in den Blechbüchsen verpackt, Brote und Gemüsekonserven, Tabak und Witzblätter, die schmutzige und lüsterne Bilder zeigen. Ein kleiner Apparat fällt auf, ein Instrument, das erlaubt, daß man in das Vorfeld sehen kann, ohne den Kopf zu zeigen. Ein länglicher Kasten mit seitlichen Öffnungen oben und unten, hinter denen im Winkel zueinander geneigt zwei Spiegel befestigt sind. Sicherlich ist das Kästchen ganz praktisch; beim Sturm haben ihn die Russen mitsamt den Gewehren fortgeworfen und sind in Scharen übergelaufen. Die ersten hundert Gefangenen waren uns vorhin begegnet, jetzt werden wieder über hundert durch das Dorf getrieben. Es sind kräftige Gestalten. Sie gehören einer sibirischen Division an. Sie meinen, daß das Artilleriefeuer entsetzlich gewesen wäre. „Wie jüngster Tag." Ein gefangener Oberst ist schon zum Divisionsstab geführt worden. Die Begleitmannschaften erzählen, daß sich bei Lysakowo die Russen noch einmal gestellt hätten. „Aber wir sind druff," und der Mann zeigt in ein Waldstück, vor dem ein paar mächtige Heumieten zu erkennen sind. „Und jetzt gehn mer weiter," und er zeigt mit derselben großartigen Bewegung gegen die Höhen, hinter denen Przasnysz liegt. Alle Leute von den stürmenden Regimentern, mit denen ich sprach, sind in der gleichen „uffgekratzten" Stimmung. Man sieht den Sieg ordentlich in allen Augen glänzen, und sie erklären alle, daß „mer diesmal Schluß machen." Ich will ihnen gar nicht widersprechen. Ich habe nach der Winter-

schlacht gemeint, daß die Russen den Feldzug verloren, wenn wir ihn auch noch lange nicht gewonnen hatten. Ich glaube, daß man allmählich die Zeitspanne, die dieses „noch“ bedeutet, wird abschätzen können. Ich will dabei den Vorwurf eines allzugroßen Optimismus gern auf mich nehmen; wenn man auf den Schlachtfeldern dicht bei unseren Truppen weilt, muß man ein Optimist werden.

Als wir gerade dabei sind, durch den Gutsgarten zu gehen, dessen Obstbäume voll Birnen und Äpfel angesetzt haben, sausen ein paar russische Schrapnells in das Dorf. Wollen sie diesem granatendurchfurchten Garten auch noch die paar letzten Zweige von den Bäumen schlagen? Was können sie anderes wollen, in dem Dorf ist außer uns — zwei Hauptleuten und einem Kriegsberichterstatter — kaum jemand zu finden. Aber da saust schon eine zweite Ladung in den Garten. Wir ziehen es vor, in einem der verlassenen Unterstände die weiteren russischen Schießversuche abzuwarten. „Die sind so sinnlos und treffen uns!“ sagt der Hauptmann vom Großen Generalstab.

Nach einiger Zeit scheinen die Schüsse etwas südlicher zu gehen. Wir treten auf die Straße und gehen zum Ausgang des Dorfes zurück.

Hier auf freiem Feld hat man Überblick. Die Straße von Demsk trifft sich in Grudusk im spitzen Winkel mit der von Mlawa, und auf der Demsker Straße jagen in vollem Galopp Munitionskolonnen vorwärts. Da — diesmal Granaten — saust es über unsere Köpfe. Zwei fallen zu kurz, zwei schlagen in die Kolonnen ein. Ein Pferd fällt. In rasender Eile wird es ausgeschirrt, die anderen Wagen jagen vorbei. Wieder Granaten genau auf die Straße. Das getroffene Gespann setzt sich wieder in Galopp, er scheint nicht viel beschädigt zu sein. Von der anderen Seite hinter uns beginnt das Dröhnen einer schweren deutschen Batterie, man scheint die russische Batterie zu suchen. Die Kolonne hat den Schutz des Dorfes erreicht. Eine neue hält schon hinter dem Hügel, der gegen Sicht deckt. Einzeln jagen die Gespanne jetzt vorwärts, die Peitschen klatschen nieder, die Pferde setzen das Letzte ein,

als wüßten sie, um was es sich handelte. Wieder sausen die Granaten. Durch. Endlich, nach langer Zeit, macht die russische Batterie — vermutlich aus Munitionsmangel oder weil sie infolge deutscher Beschießung Stellungswechsel vornehmen muß — Pause. Wir gehen zurück.

Die Schlacht rückt weiter vorwärts, scheinbar mit ziemlicher Schnelligkeit. Was an den anderen Punkten geschieht, weiß ich nicht, ich fühle nur, der Sieg schlägt mit rauschenden Flügeln über den Regimentern. Wir rücken vor, das Donnern der Geschütze wird schwächer durch die Entfernung, das Infanteriefeuer ist nicht mehr zu hören.

*

Da ich diesen Bericht anfing zu schreiben, fuhren eben Hindenburg und Ludendorff an meinem Fenster vorüber. Die Einwohner standen in großen Mengen in staunender Bewunderung. Der Feldherr fuhr selbst auf das Schlachtfeld. Seine schönen graublauen Augen waren wie fast immer nach innen gerichtet. Nun, da ich zum Ende komme, zieht ein endloser Zug von Gefangenen vorüber. Viele tausend.

*

Ziechanow, den 21. Juli 1915.

Das erstemal war ich in Grudusk unmittelbar nach der Einnahme, während die russischen Geschütze noch die Trümmer des Ortes beschossen. Das Pfarrhaus brannte, in dem flackrigen Feuerschein standen die eroberten Geschütze. Jetzt, zwei Tage später, fuhr ich die Straße auf dem Wege nach Ziechanow (Ciechanow), diesmal im Wagen, um die Höhenstellung bei Gorne zu Pferde zu erreichen. Das Pfarrhaus war jetzt völlig niedergebrannt. Am Wege standen schon die stillen Kreuze und Doppelkreuze.

Vor der zerfallenen Kirche waren Landsturmmänner beschäftigt, die großen Mengen von erbeuteten Gewehren und Kriegsmaterial zu ordnen. Ein wirrer Haufen von Maschinengewehren, Patronen, Taschen, Telephonapparaten, Brotbeuteln, Gewehren, Drahtrollen, Uniformteilen, daneben der rotbraune Mauerschutt der zerschossenen Kirche. Eine abgestürzte Glocke hängt in dem schmutzigen Wirrsal.

Ich kann den Glockenspruch nicht entziffern, es lohnt auch kaum, da die Kanonen schon vorwärts bei Makow ihren immer gleichen Spruch tun, der stärker spricht als Glockensprüche.

Dicht vor dem Eingang zu der einst gewiß ganz hübschen Kirche stehen fünf russische Feldgeschütze, die sollten nach Przasnysz hin flankieren, Przasnysz, das jetzt wie Grudusk nur noch ein Trümmerhaufen ist ...

Die Landstraße nach Gorne ist an vielen Stellen von dem lehmigen, feuchten Acker kaum zu unterscheiden, doch während bei Grudusk und Przasnysz die Gegend wie ausgestorben ist, fängt in der Richtung auf Ziechanow zu sich wieder Leben an zu regen. Kümmerliche, erbärmliche Dörfer und Wohnstätten, die auf diesem fruchtbaren und fetten Boden stehen, ärmliches und gedrücktes Leben, das in dem reichen Lande dahindämmert!

Von der Höhe von Gorne aus kann man in das Land sehen. An den Gräbern vorbei, an den einzelnen deutschen und den russischen Massengräbern — „hier ruhen dreißig russische Krieger“ — kommt man zum Schlüssel der Stellung. In einer der Espen haben die Russen einen Auslug gebaut. Von oben sehe ich die roten Trümmer der Grudusker Kirche, ganz fern ist Mlawa zu sehen. Klar stehen Dörfer und Gehöfte vor einem, jeder Weg ist zu erkennen, und ich wundere mich nicht mehr über das saubere russische Schießen nach der Demsker Straße, man kann so hier jeden Mann, jede Bewegung deutlich erkennen. Um so erstaunlicher ist es, daß diese Höhe aufgegeben wurde, die furchtbare Erschütterung von Grudusk ließ die Truppen eben den neuen deutschen Sturm nicht aushalten. Die Heldenleistung des hier stürmenden Regiments bleibt in gleichem Glanz.

*

In der Gegend von Ziechanow haben die Russen ihr neuerdings angenommenes oder wenigstens angedrohtes Verwüstungssystem noch nicht angewandt. Die vorwärts gehenden deutschen Truppen kamen zu schnell, die letzten Zwischenstellungen dicht vor der Stadt sind noch nicht

fertig ausgebaut, der Draht für die Hindernisse lag in vielen Rollen bereit, aber er diente nur dazu, unsere Beute zu vermehren. Die Felder, über die das Gefecht dahinlief, zeigen kaum Spuren des Kampfes. Selten sah ich so gute, dichte Haferfelder wie hinter dem zerschossenen Schlosse von von Opinogewa nach Ziechanow zu.

Die Stadt — wohl ebenso groß wie Mlawa, nur unendlich schmutziger, weil die deutsche „Behandlung“ noch nicht eingesetzt hat — ist kaum mitgenommen worden. Viele russische Heeresgeräte, wie Telephonapparate (noch in der Verpackung), Drahtscheren, Leinewand, auch Öle und Petroleum ließen die Abziehenden zurück. Russische Konserven gibt es reichlich zu kaufen.

In der ersten Nacht fuhren die Wagen mit Flüchtlingen rasselnd und schütternd durch die dunklen, schmutzigen Straßen wieder ihren Dörfern zu, denn sie haben ein besonderes Vertrauen, die Polen, daß sie unter der deutschen Gewalt Ruhe finden, und aus ihren müden, stumpfen Gesichtern spricht immer nur dieser Wunsch: Ruhe.

Dicht bei der Stadt stehen über fruchtbaren Wiesen die starken Mauern einer alten Burg. Nur die mächtigen, meterdicken Außenmauern und die beiden Türme sind erhalten, sonst ist der Innenraum völlig leer. So ist ein ziemlich großer umfriedeter Platz innerhalb des Schlosses entstanden; auf dem wuchernden Unkraut haben die Leute von Ziechanow ihr Sommertheater aufgeschlagen. Ein kleiner Bretterbau mit armseligen Kulissen bildet die Bühne, davor haben die Sitzreihen unter freiem Himmel gestanden; trotzdem muß das Ganze nicht ohne Reiz gewesen sein. Ein wohl ansprechendes „Freilichttheater“, nur haben die Russen in der Zeit, da die Musen schweigen, ein absonderliches Schauspiel auf dem Platze aufgeführt. Sie errichteten vor der Bühne einen Galgen und hingen hier dutzendweise Spione oder besser die Leute, die ihnen oder guten Nachbarn nicht paßten. Der Schemel für die armen Sünder stand noch unter dem Pfahl, und der Wind, der den Strick schaukelte, wehte vergilbte, zerrissene Notenblätter von den Musikständern auf der Bühne. Die Soldaten haben Platz und Schloß natürlich Nicolai-Schloß

genannt, und diesmal ließe sich die schauerliche Allegorie weit ausmalen . . .

Die Kinder von Ziechanow spielten neben der Tragbahre für die Gerichteten Verstecken und kletterten an den Turngeräten, die aufgestellt sind.

Durch die Stadt zog ein singendes Landsturmbataillon. Recht fest in Schritt und Gesang. Es war, als ob man aus Rußland nach Deutschland sähe, wenn man die Augen aus dem seltsamen Bluthof nach den Marschierenden hob.

Vor Pultusk.

Makow, 21. Juli.

In dem stürmischen Vormarsche ist ein Atemholen eingetreten. Die schweren Geschütze müssen jetzt sprechen: wir sind dicht vor Pultusk. Die Straße von Ostrolenka nach Pultusk liegt im Artilleriefeuer, das noch langsam und in großen Pausen einsetzt. Als ich heute durch das schöne, saftgrüne Wiesental der Oshitz zur Front fuhr, fielen ein Dutzend Schüsse während des ganzen Vormittags. Nur die Ballonabwehrkanonen hatten etwas zu tun, da ein russischer Flieger sich in Richtung Makow sehen ließ. Vor den aufsteigenden Schrapnellwölkchen flog er bald in Richtung des Narew zurück.

In dem schnell fließenden recht klaren Wasser der Oshitz badeten die Truppen den Staub der letzten schweren Märsche herunter — soweit sie nicht in der Schützenlinie standen. Gestern hatten die Russen mit einem frischen Korps angegriffen, allerdings ohne große Kraft; trotzdem war der Tag heiß, und die nächsten Tage versprachen noch heißere Arbeit.

Das Gefühl, daß „es geht", „glänzend geht", und diese Freude über die ungeheure Offensive mit ihrem greifbaren Erfolg Tag für Tag ist in jedem Mann lebendig. Es geht manches Gefühlchen in solchen schweren Tagen verloren, aber das starke Gefühl bleibt. In dem Gutspark von dem Vorwerk Kobylin liegen die Gräber der dort in heftigen Kämpfen Gefallenen. Ihrem Hauptmann und Batteriechef haben die Leute — müde und noch im Gefecht fast — ein Grab geschaufelt, für die die paar Blumen mühsam genug

geholt werden mußten. An dem schönen sauberen Kreuz hängen ein paar Stunden Arbeit und starkes deutsches Soldatengedenken. Wie viele solcher, mit rührender Sorge geschmückten Gräber habe ich gesehen in diesen Tagen und eines gemerkt: je länger dies alles währt, desto heißer fühlen sie sich zusammen, alle, deren Leben unter den Kanonen steht, denen die Heimat ein ferner guter Traum ist und deren täglicher Wille und Gedanke dem Siege gehört.

Vor Kobylin liegt das Feld — Kartoffelacker und niedriger Hafer —, auf dem Landwehr und Reserven die russische Kavallerieattacke der 14. Husaren und Kosaken abwehrten. Eine weit geschwungene Linie, in der sich die Unseren leicht eingegraben hatten und davor 300 Meter, 400 bis 1000 liegt wohl alle 20 Schritt Pferd und Reiter. Vielleicht etwas über ein Dutzend Pferde sind über die Linie gekommen, sie liegen dicht hinter dem Infanteriegraben, nur fünf oder sechs haben das Gutshaus von Kobylin erreicht, hier fand auch ihr Galopp ein Ende.

Das lichte Herrschaftshaus sieht deutsch aus. Es lag völlig verlassen hinter den schönen Parkbäumen und den noch sorgfältig geschnittenen Hecken. Das übliche Kriegsbild sonst, viel Wirrwarr, Kinderbilder, eine blonde Puppe, dann eine Nummer der „Illustration" vom 14. September 1912. Sie liegen zuoberst auf dem Schreibtisch. Ich schlage auf: Das erste Bild auf der ganzen Seite: „Ein Händedruck auf neutralem Gelände: Wilhelm II. und General Pau". Das Bild ist während der Schweizer Manöver 1912 aufgenommen. Unser Kaiser reicht dem sich tief verneigenden General die Hand. Pau, der 1870 den rechten Arm verlor, streckt die Linke hin. Es gibt merkwürdige Erinnerungen in diesen verlassenen Zimmern . . .

Schloß, Park und Äcker sind völlig einsam, weder Truppen noch Bewohner: man fährt durch Land, das gespenstisch in der Mittagshitze anmutet, wenn das Sonnesflirren über den Roggenfeldern das einzige Bewegen und ein Vogelrascheln das einzige Leben auf Meilen ist und das Schloß um die Felder von eben vergangenem Werktag tätiger Menschen sprechen.

Nach Makow zu wird's wieder lebendiger. In

Przasnysz huschen nur die Katzen durch das verbrannte Gemäuer, aber Kolonnen rattern an dem kleinen weißgelben Rathaus, das unversehrt inmitten des Marktplatzes steht, vorbei. In Makow selbst herrscht dann das rührige Leben einer Stadt unmittelbar hinter der Linie. Alle Quartiere sind belegt, — aber alles Bier — leichtes kühles Warschauer Gebräu — ist noch nicht getrunken. Die Leute freuen sich über das Unverhoffte. „In Warschau gibt's mehr," sagt mir ein Gefreiter, der mit mehreren Dutzend Flaschen zu den Kameraden nach vorn fährt, nachdem ich ihm die Quelle verraten habe. „Wohl bekomm's!" „Wird schon!" Wird schon.

Zur Einnahme von Rozan und Pultusk.

Makow, den 24. Juli (Telegramm).

Das erste Vorwerk von Rozan fiel am 19. Juli, süddeutsche Truppen stießen in einem unerhört tapferen, 1600 Meter langen Sprung vorwärts und nahmen Höhe 132 links und rechts der Reichsstraße Pultusk-Rozan. Die genommene russische Stellung wurde sofort als deutsche Sturmstellung ausgebaut. Sie ist keine drei Kilometer von Rozan entfernt; durch das Scherenfernrohr konnte ich deutlich die roten Dächer und Giebel von Rozan erkennen, ebenso die hohen Erdwerke von Fort 234, hinter denen die Ziegeldächer von Kasernenbauten ziemlich unvorsichtig leuchteten. Die hübsche alte Kirche, auf deren Turm die russische Artilleriebeobachtung war, wurde mit 40 Schuß zertrümmert.

Am 22. wurde von norddeutschen Truppen Höhe 105 genommen, von Höhe 132 konnte ich deutlich die vernichtende Wirkung unserer ganz schweren Artillerie beobachten, von der fast jeder Schuß saß. Gegen 2 Uhr zeigten die Russen eine weiße Fahne. Über 500 wurden gefangen genommen. Die Höhe 132 hatte derweilen ziemlich heftig unter russischem Artilleriefeuer zu leiden, die Granaten gingen dicht neben den Graben, der, weil seine Front natürlich verändert worden war, keinen guten Schutz bot.

Am 23. Juli wurde Höhe 118 gegen 10 Uhr innerhalb 10 Minuten genommen, so daß der Kranz von festen Vor-

stellungen vor Rozan heute in deutscher Hand ist. Gleichzeitig begann in der Nacht vom 22. zum 23. die Beschießung von Pultusk mit ganz schweren Kalibern, und der Narewübergang wurde artilleristisch mit ungeheurer Wucht vorbereitet. Unter dem Dröhnen der allerschwersten Geschütze schien die ganze kleine Stadt Makow zu erzittern, die entsetzten Einwohner flüchteten in die Keller. Die scheinbar jedenfalls nicht erhebliche Artillerie der Festung wurde so niedergehalten und die russischen Stellungen südwestlich von Boby mit schwerstem Kaliber zugedeckt, ebenso wie der Brückenkopf von Chmelicwo, der festungsähnlich ausgebaut war und den Übergang über den Narew deckte. Gegen Mittag des 23. war das rechte Narewufer hier und an zwei Stellen oberhalb in der Hand der Stürmenden, und die Pioniere begannen unter feindlichem Feuer mit dem Brückenschlag. Unweit Gejo sah ich die wackeren nackenden Pioniermannschaften, wie sie ihre Schiffsbrücke über den Narew eben fertig bekamen. Die Sonne glänzte auf den weißen Körpern. Das russische Infanterie- und Maschinengewehrfeuer am anderen Ufer war von der vorgezogenen Feldartillerie zum Schweigen gebracht worden. Es war ein schönes Bild, das da heraufleuchtete aus dem grünen Waldtal des Narew. Um so furchtbarer wirkten ein paar Kilometer weiter auf der Straße nach Pultusk die genommenen russischen Brückenkopfstellungen. Bei Grudusk und Ostinogera habe ich den Erfolg der deutschen Artillerie sehen können und meinte, stärkere Wirkung gäbe es nicht. Dies hier war grauenvoller: ganze Grabenstücke waren bis oben hin mit Toten und Sterbenden und Schwerverwundeten, die sich in die erhaltenen Teile gerettet hatten, buchstäblich gefüllt. Das Feld lag voll Toter und Verwundeter, die nach Wasser schrien. Russische Gefangene und deutsche Sanitäter arbeiteten mit allen Kräften, Hilfe zu bringen. Wieder bewunderte ich die unermüdliche Arbeitskraft der deutschen Sanitätsmannschaften, von denen ich in diesen Tagen Wunder der Todesverachtung gesehen habe. Die russischen Verluste müssen hier über jedes Maß gewesen sein. Erstaunlich bleibt nur, daß die prachtvoll stürmenden deutschen Bataillone überhaupt noch Widerstand fanden,

nachdem die Artillerie die Stellung einfach zu Klumpen zerschlagen hatte.

Am Narew unten war inzwischen die Pionierbrücke fertig geworden, und die erste Kompagnie überschritt den Fluß. Russisches Maschinengewehr- und Infanteriefeuer setzt wieder ein, aber die Artillerie belegte den Waldrand so dicht, daß es bald verstummte. Unten am Narewufer hinter einer kleinen bebuschten Insel lagerten inzwischen in der Abendsonne die Kompagnien, die übergehen sollten. Von Dunst, Rauch und dem Jammer des Schlachtfeldes war hier nichts zu spüren. Der Fluß zog still sich verbreiternd und wieder verengernd zwischen den schönen grünen Waldufern. Die Leute, in allerbester Laune, konnten kaum erwarten, den Narew zu überschreiten. Sie verschwanden drüben im Wald. Der war auch hier erzwungen. Nachdem so am 23. Juli die Vorstellungen beider Festungen in unserem Besitz waren, wurde heute Rozan und Pultusk von den Russen geräumt. Der wichtige Teil der Narewlinie ist fest in unserer Hand.

Gegen den Bug-Narew-Abschnitt.

Pultusk, 28. Juli.

Im Nordwesten zogen sich die russischen Stellungen vor Pultusk von Tscharnopowo in leichtem Bogen gegen Gsy und verliefen dann beinahe genau nord-südlich. An zwei Punkten — südwestlich von Tscharnopowo — durchbrachen die hier angesetzten deutschen Sturmkolonnen die russische Stellung, es kam zum blutigen Bajonettkampf innerhalb des Grabens, aber die Linie wurde mit zähem Kampfe genommen. Bereitgestellte Reserven griffen ein und von Norden her mit sofortiger Einschwenkung wurde die russische Linie nun aufgerollt, eine erfolgreichere, aber nicht leichte Arbeit. Am Abend des 23. standen diese Kräfte im Nordwesten und Westen vor Pultusk, während gleichzeitig andere Verbände den Brückenkopf von Cohmeljewo erstürmt und den schon geschilderten Narewübergang mit großer Bravour erzwungen hatten. Am Morgen des 24. hatten die Russen Pultusk geräumt. Nach Herstellung verschiedener Schiffsbrücken — die Russen hatten natürlich die

neue vor kurzem für 300000 Rubel erbaute Brücke und die alte gesprengt — gingen unsere Truppen in breiter Linie gegen den Bug-Narew-Abschnitt und seine Vorstellungen vor. Die Russen haben heute und gestern heftige Gegenangriffe gemacht, um diesen Vormarsch aufzuhalten. Rücksichtslos setzten sie die Bataillone ein. Ein deutsches Regiment hatte sechs Angriffe hintereinader abzuschlagen, so daß das Vorfeld seiner Stellungen mit Leichen besät ist. Man wird sich beim Vormarsch in dem schwierigen Gelände auf noch heftigere Kämpfe gefaßt machen müssen. Wir sind an dieser Stelle etwa 40 Kilometer vor Warschau.

*

Die Räumung — nachdem die starken Vorstellungen erstürmt waren — macht es auch erklärlich, daß die Stadt Pultusk nicht gelitten hat. Ich wäre gern an dem Abend, oder besser in der Nacht nach dem Narewübergang weiter gezogen, aber die russische Sommerkrankheit fing mich so abscheulich, daß ich zurückkehrte und in dem kleinen, schmutzigen Zimmer in Makow zwei Tage Gelegenheit hatte, die stündliche Vermehrung der Fliegen zu beobachten. In Makow war der Herzenswunsch eines jungen Leutnants einmal, eine Stunde ohne Fliegen zu sein; nur wer die Millionen gesehen hat, die jedes Möbelstück, jedes Geschirr und jeden schlafenwollenden Menschen schwarz punktiert erscheinen lassen, kann diesen Wunsch verstehen. Sein zweiter Wunsch ist zu unästhetisch, als daß ich ihn andeuten könnte, aber — er ist erst recht zu verstehen.

Wenn man den Dingen nicht zu nahe kommt, sieht die Stadt Pultusk recht hübsch aus. Eine schöne orthodoxe Zwiebelkirche mit kobaltblauen Türmen bringt einen starken und belebenden Farbenton in das Stadtbild.

Zauberhaft schön — wirklich — sieht der Marktplatz am Spätabend aus. Gestern kam der Vollmond dunkelgelb über die Häuser der linken Seite, die bescheiden mit roten Ziegeldächern und hellen Fenstern sich in die Reihe ziehen; aber je mehr sie sich der alten Burg — dem Residenzschloß der Bischöfe von Plock — nähern, desto schöner und voller werden die Bäume vor ihnen. Der alte sechs-

eckige Stadtturm hebt sich stark und schwarzrot in dem flirrenden Licht, das all seinen Glanz für den fernen Abschluß des alten weißen, leuchtenden Schlosses auf der Höhe aufgespart hat. In dem großen länglichen Viereck stehen Trains und Bagagen, und dicht bei der katholischen Kirche, deren Glockenturm den anderen Abschluß des Marktes bildet, hält ein Bataillon Appell. Man sieht die lange dunkle Linie. „Stillgestanden!" Ich höre nicht, um was es sich handelt, nach einiger Zeit aber tauchen viele Dutzend glühender Pünktchen auf, die Reihe löst sich, — man raucht wieder. Der Mond geht höher, die Stadt liegt ganz still, auch von Süden ist kein Kanonendonner, kein Geräusch zu hören. Nur der Wind geht durch die Bäume und klatscht leicht auf die Planen und Tücher der Bagagen und Brückentrains.

Aber man darf den Dingen nicht zu nahe kommen. Das schöne Schloß — in das ein paar Granaten gefallen sind — ist innen wüst und leer, nur zwei marmorne Badewannen unter dem Schutt zeugen von der einstigen Herrlichkeit. Vom zweiten Stockwerk kann man den Lauf des Narew verfolgen, man sieht nach Süden, wo Warschau liegt. In anderen Sommertagen fuhr man in zweieinhalb Stunden mit täglichem Automobil nach der Hauptstadt Polens. Das war die Verbindung von Pultusk mit der Welt, im Winter schlief man den Schlaf der kleinen polnischen Städte.

Bevor ich nach Pultusk fuhr, war ich auf ein paar Stunden in Rozan, das eben die letzten russischen Granaten abbekam. Durch das Fernglas hatte ich vor einer Woche noch Häuser erkannt, jetzt standen vielleicht noch ein Dutzend Hütten. Erst hatte deutsches Feuer über der Stadt gelegen und dann russisches nach der Einnahme von dem anderen Narewufer herüber, das die Stadt überhöht. Heut sind unsere Truppen vorwärts und haben die Eisenbahn nach Ostrolenka erreicht. Am wenigsten gelitten haben die Forts, von denen Fort IV nicht betoniert ist, sondern nur Erdunterstände hat. Auch die Kasernen haben nicht viel abbekommen. Auf der Höhe von Fort IV ist eine kleine rote Soldatenkapelle. Da sieht man weit in das Narewtal,

sieht drüben die Steine eines alten Judenkirchofes und die Sonne glänzen auf der neuen deutschen Brücke. Ferne hinter den Wäldern schwingen sich Rauchfahnen hoch — dort ist die Linie, wo die Unseren in unermüdlichem Heldenkampfe den eisernen Ring weiterschieben, von Rozan wie von Pultusk trotz aller Schwierigkeiten und letzten Widerstände.

Über die Bahn Warschau-Ostrolenka.

Pultusk, den 5. August 1915.

In der Nacht, nachdem Rozan genommen war, wurden Truppen auf das rechte Narewufer geworfen, in aller Stille verstärkt, und am nächsten Morgen wurden die Russen aus der Kasernenstadt, die sich am rechten Ufer hochzieht, geworfen. Anfangs waren sie über die Schnelligkeit des Angriffs überrascht, aber dann leisteten sie nachhaltigen Widerstand, so daß es zum wütenden Handgemenge kam, aber die Pommern bewährten ihren alten Ruhm im Dreinschlagen. An einer Stelle zählte man neunhundert tote Russen. Am gleichen Tage noch arbeiteten sich die Truppen bis in die Stellungen längs des Bahndamms der Bahn Warschau-Ostrolenka vor.

Ein ziemlich dichter Wald schiebt sich hier bis beinahe an die deutschen Infanteriestellungen, so daß es möglich ist, in nahe Beobachtung zu kommen. Die letzten drei Tage war ich täglicher Gast bei der Division, die zu beiden Seiten der ausgezeichneten Straße Rozan—Ostrow gegen den Bahndamm angesetzt war. Am Waldrand lag das kleine braune Zelt, der Gefechtsstand des Verbandes. Von dort ritt ich nach dem Gefechtsstand des Brigadestabes, einer mächtigen Kornmiete, und sah mit dem Glas das Angriffsziel. Links die Türme von Goworowo — in unserem Besitz — und davor deutlich erkennbar der stark befestigte Bahndamm. Von einer anderen Stelle, einem kleinen grauen Bauernhaus an der Ostrower Straße, schon im russischen Feuerbereich, war noch deutlicher die Stärke der russischen Anlagen zu erkennen. Vom Dach aus sieht man jede Schießscharte rechts und links der Straße. Die Bahn muß hier im Hohlweg laufen, denn die Straße scheint mit

einer Brücke zu enden. Man hat eine Panoramakarte der Gegend gezeichnet, jedes Häuschen, jede Telegraphenstange ist darauf vermerkt. Man kann sich überhaupt keine Vorstellung machen, mit welch unheimlicher Genauigkeit solch großer Offensivstoß bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet wird. Jedes Stück des Geländes ist an die Artillerie verteilt, jeder Punkt, der dem Sturme Schwierigkeiten bereiten könnte, wird einzeln besprochen, jede Terrainfalte hundertmal geprüft und beobachtet. Eine Sauberkeit und Sorgfalt der militärischen Arbeit wird da geleistet, die — das ist leicht vorzustellen — der Russe einfach nicht ausführen kann, weil ihm die geistigen Vorbedingungen dazu fehlen.

Endlich, gestern, begann um 11 Uhr das Wirkungsschießen, das sich gegen $^1/_2$ 1 Uhr zum Sturmschießen steigerte. Der ganze Wald von Rozan schien Granaten zu speien, und gleichzeitig bedeckte sich der Himmel mit weißen Schrapnellwolken, weil deutsche und russische Flieger aufklären wollten und die gegenseitigen Abwehrkanonen in Tätigkeit traten. Um $^1/_2$ 1 Uhr begann der Infanteriesturm. Trotz des schweren deutschen Artilleriefeuers, das stundenlang auf den Verteidigungswerken gelegen hatte, hielten sich die Russen hartnäckig. Ihre Artillerie griff diesmal mit großer Lebhaftigkeit ein. Bald brannten auf deutscher und russischer Seite die Dörfer und Gehöfte, und von der Höhe der Strohmiete sah ich die flackrigen Brände, die ziehenden Rauchschwaden, die Wirkung der deutschen Artillerie, die hochspritzenden gelben und grauen Erdwolken und die unaufhörlich auftauchenden und zerflatternden russischen Schrapnellwolken.

Plötzlich springt die schwarzgraue deutsche Linie über ein Roggenfeld, mit rasender Eile geht es vorwärts. Jetzt sind sie im toten Winkel des Bahndamms. Die russische Artillerie schießt ununterbrochen in vollen Salven. Eine kleine herzschwere Pause; da, sie sind auf der Höhe, sie tauchen hinab, Leuchtkugeln steigen auf, das Zeichen für die deutsche Artillerie, ihr Feuer weiter nach vorwärts zu verlegen. Trotzdem nimmt das rasende Geknatter, das wie Brandung auf- und abschwillt, nicht ab, in der Bahn-

krümmung halten sich die Russen mit verzweifelter Tapferkeit. Sie wissen auch, um was es sich handelt. Hier wird das Schicksal von Warschau und der russischen Armee mit entschieden, denn keine dreißig Kilometer in gerader Richtung geht die Hauptrückzugsstraße der Russen, die Bahn Warschau—Petersburg. Und es ist kein Zufall, daß gleichzeitig mit dem Gelingen dieses Vorstoßes die Nachricht vom Fall der Blonjelinie kommt. Dieser Stoß hier längs der Straße Rozan—Ostrow bedroht die russische Rückwärtsverbindung so stark, daß nur die Wahl zwischen Verzweiflungskampf oder Aufgabe von Warschau bleiben kann. Das wissen die Russen natürlich ebensogut wie die Stürmenden, und die sonst so sparsam arbeitende russische Artillerie treibt geradezu Munitionsverschwendung. Mit unvergleichlicher Tapferkeit gehen die preußischen Regimenter vor, und trotz aller Energie der Russen ist gegen 5 Uhr die Stellung in der gesamten Ausdehnung in unserem Besitz.

Als ich auf der Straße vorwärts schreite, um die eroberten Werke am Bahnübergang zu sehen, setzt sogar ein russischer Gegenstoß ein. Das Bienensummen geht den Weg entlang. In der eroberten Stellung aber steht schon Exzellenz und beobachtet das Gefecht, das nach schnellem Abfang des Stoßes den Waldrand jenseits der Bahn hinaufläuft. Die Stellung ist noch im Strichfeuer, und selbst jetzt noch funkt die russische schwere Artillerie, die sonst weiter keine Sorge kennt, als sich in Sicherheit zu bringen, hierher.

Schon nachmittags waren Hunderte von Gefangenen nach rückwärts gebracht worden, jetzt treffen wieder frische ein, und sie müssen die eigenen Maschinengewehre rückwärts tragen.

Am Bahndamm sieht es schlimm aus. Russische Verwundete jammern, und Tote, mit dem Gesicht fast gegen die Böschung gedrückt, liegen in der Haltung von Erstarrten da. Deutsche Verwundete werden rückwärts getragen, und immer wieder summen die blauen Bienen. Pulverrauch und dichter Qualm liegt über dem Ganzen.

Unten auf der Sohle des Bahngleises, die tatsächlich in einem sechs Meter tiefen Hohlweg läuft, ist ein Voll-

treffer mitten in den Schienenstrang gegangen. Über die Brücke — als ob die russischen Kugeln nicht vorhanden wären — trabt jetzt eine leichte Munitionskolonne, denn vorn wird viel gebraucht. Auch gegen Abend läßt das Gefecht noch nicht nach. Maschinengewehre schlagen ununterbrochen ihr Tak-tak, und selbst oben am Himmel beginnt ein Kampf auf Tod und Leben. Eines der großen russischen Flugzeuge, von zwei Propellern getrieben, beginnt eine deutsche Maschine zu beschießen. Gleichzeitig setzen die russischen Abwehrkanonen dem deutschen Flieger, der den russischen zu übersteigen sucht, tüchtig zu. Bald steigen aber auch deutsche Schrapnells auf. Die beiden Flugzeuge vergrößern die Entfernung zwischen sich und gehen in starken Bogen jedes nach seiner Richtung zurück.

Ununterbrochen rollt das Infanteriefeuer, als ich bei einbrechendem Abend zurückgehe. Die Unseren sind weiter im stürmischen Vorgehen an einem der wichtigsten Punkte dieses an wichtigen Punkten eben nicht armen Kriegsschauplatzes, und eben, da ich diese Zeilen schreibe, meldet mir mein Bursche freudestrahlend, Warschau-West sei gefallen. Dieser tapfere Kampf da vor Ostrow, in dem die braven Pommern so heldenhaft gestürmt haben, hat seinen Teil mit auch an diesem weiteren glücklichen Lauf nach dem unumstößlichen Gesetz von Ursache und Wirkung.

*

Alle Glocken von Pultusk fangen eben auf Befehl an zu läuten, an die Straßenecken werden große Plakate in deutscher und polnischer Sprache geklebt: „Warschau von den Deutschen besetzt." Die Glocken von Pultusk läuten wunderschön, so schön wie ich selten habe Glocken läuten hören.

Die Einnahme von Warschau und Nowo-Georgiewsk

Im deutschen Warschau

Warschau, den 6. August.

Im gleichen Maße, wie sich der starke Druck der Armee Gallwitz auf die russische Narewstellung und schließlich auf die russische Rückzugslinie von Warschau nach erbitterten Kämpfen bemerkbar machte, zog sich die russische Front im Westen von Warschau schrittweise zurück. Unter täglichen Gefechten und Scharmützeln drangen Teile der 9. deutschen Armee nach, und nachdem die starke Blonielinie nicht mehr ernstlich gehalten wurde, drangen in der Nacht zum 5. August die ersten deutschen Truppen in Warschau ein. Als ich heute von Sochaczew über Blonie die Einmarschstraße der deutschen Truppen nach Warschau hineinfuhr, glich die breite Reichsstraße einem Heerweg, auf dem sich eine ganze Völkerschaft zu bewegen schien. Viele Hunderte von Wagen mit Bauern und Städtern, reich und arm, voll beladen, folgten sich in ununterbrochenen Zügen. Es waren die vielen tausend Flüchtlinge, die aus allen Teilen des von uns besetzten Polens nach Warschau geflüchtet waren; und die nun ihre Heimatsorte wieder erreichen wollten. Hinter Sochaczew tauchten die hohen Schornsteine der Ziegeleien und Fabriken auf, die ersten Kirchtürme stiegen schmal und steil am Horizont empor. Durch die schmutzige und ärmliche Vorstadt Przedmiescie-Wola rollte der Wagen nach dem Mittelpunkt der Stadt, die beim ersten Anblick vom Kriege kaum berührt schien. Eine elegante und neugierige Großstadtbevölkerung drängte sich auf den Hauptstraßen, alle Läden waren geöffnet. Dieser erste Eindruck, daß alle Nachrichten über Warschauer Nöte und russische Zerstörungspläne stark übertrieben worden waren, verstärkte sich mir dann, als ich nachmittags auf der Terrasse des Europäischen Hofes saß und das bunte Leben der Groß-

stadt an mir vorbeizog. Das elektrische Licht ist in Ordnung, die Wasserleitung arbeitet, die elektrische Bahn fährt, die Läden und Hotels haben alles zu verkaufen, was man für Geld verlangen kann.

An den Straßenecken kleben große Anschläge, in denen Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern die Bevölkerung zur Ruhe ermahnt und den friedlichen Bürgern deutschen Schutz verspricht. Gleichzeitig wird erklärt, daß der Armeeleitung Anschläge gegen das deutsche Heer, das Warschau besetzt hält, bekannt geworden seien. Die Bevölkerung wird dringend ermahnt, solchen Anschlägen keinerlei Vorschub zu leisten. Die Warschauer Zeitungen, die in Extrablättern erscheinen, drucken die Aufrufe ab und richten im Anschluß die Mahnung an die Bürger, sich nach ihm zu richten. Allerlei nationalpolnische Wünsche scheinen emporzutauchen, die Bevölkerung gibt sich sichtlich alle Mühe, liebenswürdig zu erscheinen. Als Prinz Leopolds feste und ehrwürdige Soldatenerscheinung nachmittags vor einem großen Hotel zu sehen war, staute sich die Menge zu einem großen Ring, der den deutschen Oberbefehlshaber ehrfürchtig grüßte.

Während eine deutsche Kapelle vor dem Brühlschen Gasthof Märsche und Vaterlandslieder spielte, tauchte plötzlich ein russischer Flieger über der Stadt auf, und die deutschen Musiker fanden sich schnell allein, bis die Ballonabwehrkanonen den Schatten vertrieben hatten und die neugierige Masse wieder den deutschen Siegesliedern zuhörte.

In hartem Gegensatz zu den farbigen Bildern westländischen Großstadtlebens stehen die Straßen, die zur Weichsel führen. Eine knappe Viertelstunde von dem Brennpunkte des Warschauer Tagestreibens sausen die Gewehrkugeln über die Weichsel, denn das rechte Weichselufer, auf dem der Vorort Praga liegt, ist heute noch von den Russen besetzt. Die beiden Weichselbrücken sind von den Russen gesprengt worden, allerdings scheint nur das Mittelstück bei der Alexandrowskibrücke ernstlich beschädigt worden zu sein. An den Weichselufern liegt sich die Infanterie gegenüber, und den ganzen Tag setzte das Schießen eigentlich nie

recht aus. Das Summen der Gewehrkugeln über Brücken und Heerstraßen dicht neben dem leichtfertigsten Lebensgenuß macht einen Eindruck, den man nicht leicht vergißt. Am Abend, als sich bei elektrischer Bogenbeleuchtung Warschau immer noch nicht zur Ruhe begab, fing das Feuern stärker an, und eben gegen Mitternacht höre ich an meinem Fenster im Hotel Brühl das Auf- und Abschallen des Feuerlärms an der Weichsel, und zuweilen sausen zu hoch gehende Geschosse über den großen dunklen Garten, der nach dem Fluß liegt. Es sind Schüsse, die nichts mehr entscheiden. Warschau, die heißumworbene Hauptstadt des westlichen Rußland, ist fest in unserer Hand. Alles weitere ist noch nicht zu übersehen. Als eine Landsturmkompagnie einzog, sang sie: „Nun danket alle Gott", und viele tausend deutsche Soldaten, die die Türme War-Warschaus auftauchen sahen, wird in heißen Herzen das alte Lied von Leuthen bewegt haben.

Warschauer Einzugstage.

In Sochaczew sah ich das erste Zeichen von Warschau. Die hübschen kleinen Droschken mit den städtischen, blaulivrierten Kutschern und den Pferden in nickelbeschlagenen Geschirren. Es folgten bald viele solcher Wagen mit so westeuropäisch angezogenen Menschen, daß ich nicht recht wußte, was mit diesem Auszug anzufangen war. Ich hielt eine Droschke an und fragte. Der junge Mann sprach Deutsch. „Das sind alles Flüchtlinge, die in ihre Heimat wollen, aus Lublin und Wlozlawek und so viele aus Lodz. Ich war gerade auf der Hochzeitsreise in Warschau" — und er machte eine vorstellende Bewegung zu einer jungen Frau — „da fing es an." Es ist der deutsche Vormarsch natürlich. „Und nun wollen wir nach Hause." Ich fand das Unternehmen etwas verfrüht, konnte aber schließlich nur den Trost geben, daß die deutschen Militärbehörden sich Mühe gäben, jedem Fall gerecht zu werden. „Es sind zweihunderttausend Flüchtlinge in Warschau," sagt der junge Pole noch. „Aber sonst war es ganz gemütlich." Ich wunderte mich

über diese Auffassung von Gemütlichkeit. Als ich aber dann über die Krakauer Vorstadt in das Innere der Großstadt wollte, fand ich, daß die meisten oder sehr viele Warschauer der Ansicht dieses jungen Polen sein müssen. Es war der Mittag des 6. August, und durch die Straßen, die nach der Weichsel führten, pfiffen die Kugeln von Praga her; aber auf der Markowska- und der Krakauer Vorstadtstraße war das Leben so bunt, wie es in einer westeuropäischen Großstadt nur immer im Frieden sein kann.

Das westeuropäisch ist zu betonen. Ganz Polen haben die Russen verdorben und verlotterte, Warschau hat ihnen widerstanden, es ist eine westliche, eine polnische Stadt geblieben, auch während der drückenden Monate, da russische Riesenarmeen durch Warschau zogen und bei Warschau lagen. Die polnische Leichtlebigkeit hat sich hier glücklich gezeigt, auch das letzte Versuchen der Zeit prallte ab an ihr. Nicht nur allein an ihr. Das Dasein des Polentums leugnen zu wollen, wäre Torheit, und daß in Warschau — anders als in Lodz — der Herzschlag polnischen Lebens rein und lebendig schlägt, kann jeder merken, der nur ein wenig durch die schönen Straßen voll Erinnerungen schlendert, an diesen duftigen Palästen, diesen geschmackvollen Häusern, diesen katholischen von westlicher Kultur und nur von ihr sprechenden Kirchen vorbeigeht. Der Einzug der siegreichen 9. deutschen Armee hat dies polnische Leben nicht gestört; es ist überraschend zu beobachten, wie wenig Einfluß der große schicksalsschwere Tag auf die Bevölkerung gemacht zu haben scheint. Darüber hinaus ist — aus nicht zu weit entfernt liegenden Gründen — eine sichtlich betonte Liebenswürdigkeit der Bevölkerung festzustellen. Die glänzenden Seiten polnischen Lebens zeigen sich zuweilen in recht angenehmem Licht. Das war auch heute beim feierlichen Einzug des Führers der 9. Armee, des Prinzen Leopold von Bayern, zu merken, die Tausende, die hinter den spalierbildenden Truppen, auf den Plätzen, an den Straßenkreuzungen den militärisch betonten Einmarsch sahen, hatten eine durchaus freundliche Haltung, die sich vor allem in der Beflissenheit äußerte, jede Störung schon bei den Vorbereitungen zu dem würdigen Schauspiel

und während seines Ablaufes zu vermeiden. Es ging dann auch der ganze Einzug mit starkem Eindruck vorüber.

Der kommandierende General von Scheffer-Boyadel, dessen Truppen die Warschauer Forts genommen hatten und dessen Sorgfalt und Geschick die letzte schnelle und gelungene Besetzung der Stadt zu verdanken ist, begrüßte den Generalfeldmarschall am Warschauer Bahnhof. Die Herren mit Gefolge stiegen zu Pferde. Ritt durch die Hauptstraße, vorbei an den salutierenden Truppen, zu dem alten sächsischen Königsschloß. Regimentsmusik. Vorbeimarsch eines Bataillons und zweier Eskadrons. Stramm, fest, kurz. Gestampftes Pflaster, kerzengerade Reihen, Degensenken. Der Prinz liebenswürdig grüßend, rechte Hand am Helm; der Feldmarschallstab hängt über der Linken. Die teilweise schon älteren Leute reißen die Knochen zusammen, daß es eine Freude ist. Die Polen begreifen diese Art kargen militärischen Schauspiels kaum, aber es imponiert ihnen.

Schon zwei Tage vorher, als ich Gast beim Generalkommando war, kam so etwas wie eine kleine Feierlichkeit zustande, als die neutralen Militärattachés an der Abendtafel teilnahmen. Der Bruder der Kaiserin, Herzog Günther, und Prinz Friedrich Wilhelm waren anwesend. Der argentinische Herr trank auf den Deutschen Kaiser, und als in dem hellen Prunksaal des großen Warschauer Hotels die Kaiserhymne dröhnte und die Gläser anklangen, war der Glanz einer hellen und siegesschönen Stunde über der Versammlung.

Von Festen ist sonst natürlich nicht viel die Rede, es ist anderes und ernsteres zu tun, und nachdem der knappe Siegesbecher getrunken ist, steht auch keinem der Sinn danach. In der Nacht zum Sonntag gingen die deutschen Truppen nach Praga über, aber noch während des großen Dankgottesdienstes am Sonntag fielen drüben ein paar Schüsse, und der Rauch der brennenden Bahnhofsanlagen schwelte noch über die Weichsel.

In den alten Stadtteilen Warschaus waren die Kirchen so überfüllt, daß die Polen bis auf die Straße hinaus standen und der Weihrauchgeruch sich in der Enge der Gasse fing.

Der Abend gehörte dann wieder dem üblichen Sonntagstreiben, die Cafés waren überfüllt, ebenso die Kinos. Das „Polnische Theater" spielte. Der sehr geschmackvolle, weißgraue Zuschauerraum war mittelmäßig besucht, die teuren Plätze mehr belegt als die billigen. Es wurde eine historische Komödie aus der Zeit von Siegismund August gegeben. Das nationale Polentum wurde da gegen die Französlinge in Seidenstrumpf und Spitzenjabot herausgestellt. So oft von den polnischen Herzen die Rede war, ging ein leichtes Rauschen durch den Zuschauerraum. Es wäre erfreulich gewesen, wenn man die Hinneigung zu dem Französischen und Fremden schon eher und außerhalb der Bühne als antipolnisch und lächerlich empfunden hätte.

Das Theater hatte schon um 7 Uhr begonnen, denn vorläufig muß um 9 Uhr noch Ruhe eintreten. Die Restaurants müssen schließen, und nur die Hotels dürfen an ihre Gäste bis 11 Uhr verkaufen. Eine Maßregel, die übrigens recht liebenswürdig gehandhabt wird. Daß es die Warschauer überhaupt besser als zur Russenzeit haben, scheint von Tag zu Tag mehr in das Bewußtsein der Bevölkerung zu dringen, so stark, daß einige Schattenseiten polnischen Wesens sich auch bemerkbar machen. An zu geringer eigener Einschätzung seines Wertes leidet jedenfalls auch in diesen Übergangstagen der Pole nicht.

Die Russen haben bei ihrem Abzug auf polnische Empfindlichkeit wenig Rücksicht genommen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Galerie Warschauer Schönheiten, polnischer Könige und Erinnerungen an große Zeit polnischer Geschichte in dem entzückenden Lustschloß Lazienki, das Stanislaus Poniatowski erbaut hat, ist nach Petersburg geschleppt worden. „Man kann nicht wissen," dachten die Russen. Daß wir uns an den Bildern nicht bereichern würden, wußten die russischen Herrschaften, aber sie wollten der Stadt Warschau in deutscher Gewalt diese kostbaren polnischen Erinnerungen nicht lassen. So sind die seidenbespannten Wände nur mit den dunklen Flecken versehen, die die Stellen ankünden, wo die Bilder hingen. Den großen Park mit den Wasseranlagen vor dem Schloß und dem Reiterstandbild des Türkensiegers Johann Sobieski haben

die Russen doch so sein lassen müssen, wie er war: schön, sauber und in dunkelgrüner Sommerpracht.

Die Weichselbrücken sind freilich mehr beschädigt, als es zuerst den Anschein hatte. Bei der prächtigen neuen Brücke hat die Sprengwirkung erst im letzten Drittel nach Praga zu eingesetzt, hier ist ein Pfeiler glatt gesprengt worden, so daß die Fahrbahn auseinandergerissen ist und ein Teil unten in der Höhe des Wasserspiegels liegt. Die Straßenlaternen, die auf der Brücke waren, haben die Sprengung überstanden und ragen unten sauber und ohne Biegung rechts und links neben der Fahrstraße. Am wenigsten beschädigt ist die Eisenbahnbrücke, die unterhalb der beiden anderen Brücken über den Strom führt. Wenn man nicht zu schlecht bei Fuß ist, kann man auf ihr die Weichsel überschreiten.

An anderer Stelle haben aber unsere Pioniere eine Schiffsbrücke gebaut, die heute von Kavallerie überschritten wurde. In der Strömung war natürlich ein leises Schwanken zu merken, aber die Gäule fanden sich ausgezeichnet damit ab, und bald trabten die Schwadronen drüben weiter. Da hatte man von Praga her die schönen Kuppeln und Türme von Warschau vor Augen, die Stadt glänzte ordentlich am Weichselufer, und im Vordergrund zog ununterbrochen Schwadron bei Schwadron, um in den Rücken der fliehenden Russen zu kommen.

Praga ist Vorstadt, durchaus Vorstadt. Am Ufer ziehen sich Wiesen und Geröllstrecken — und die russischen Schützengräben hin. Vieh weidet in großen Herden auf den Uferwiesen. Der Vorort selbst ist nicht beschädigt, nur der große Petersburger Bahnhof mit Schuppen und Nebengebäuden ist abgebrannt worden; in der Nacht von Sonnabend zum Sonntag begannen hier die Sprengungen.

Am Ufer stehen Hunderte von Menschen, die nach Warschau hinüber wollen, und selbst um den kleinen Kahn, der jeden Augenblick umzuschlagen droht, werde ich beneidet, als ich mich nach Warschau hinüberrudern lasse. Die Weichsel strömt gegen die Bordwand ziemlich schnell, und wenn sich der Schiffer nicht dagegenstemmte, käme man in nicht allzu langer Zeit nach Nowo-Georgiewsk. Man

wird aber, glaube ich, auch anders bald genug hinkommen.

Für den größeren Teil der Truppen sind die Warschauer Einzugstage jedenfalls zu Ende. Ich bedaure es kaum sehr, daß ich so schnell die liebenswürdige Stadt verlasse, ich meine, diese kurze Reihe von Tagen ist so voll von Eindrücken und schönen erhebenden Stunden gewesen, daß man frisch wieder in die polnische Kümmerlichkeit der kleinen Nester zurückgehen kann, zumal eben dort der Glanz deutschen Heldentums und Sturmgeistes in diesen Tagen hell leuchtet.

Über die Warschau—Petersburger Bahn.

Goworowo, den 12. August.

In Goworowo stehen fünfzehn Häuser etwa. In einem dieser Häuschen schreibe ich und sehe dabei auf die verlassenen russischen Schützengräben, die mitten durch den Ort gehen. Am Abend schimmert aus zwei Häusern der toten Stadt Licht, aus unserem und einem „fürstlichen" Steinhaus, in dem auch ein paar Offiziere wohnen. Die Schornsteine der Häuser am Markt ragen über den Schutt der Häuser und werfen lange blaue Schatten im Mondlicht über die verbrannten Mauern und über den Wirrwarr von verkohlten Möbelstücken, Eisenteilen, Drahtleitungen und unkenntlichem Gerümpel. Die Roggenfelder sind noch nicht abgeerntet, und über dem Zittern und mondhellen Wiegen stehen die kleinen dunklen Kreuze, die Zeichen der Erstürmung des Bahndamms. Gegen das Bild des abendlichen Warschaus, da die Wagen im hellen Bogenlicht über die Straßen steppten und so viel Lächeln und Liebenswürdigkeit in den Gesichtern stand, wirkt mir dies Mondbild in der stillen Herbheit der Frühherbstnacht um so erschütternder. Anders, hatte ich schon am Tage gesehen, liegt der Krieg auf der großen Stadt, anders auf dem Lande. Auch aus Warschau kamen Tausende von Flüchtlingen, aber das Elend der Flüchtlingswagen, die mir auf der Straße nach Ostrow heute begegneten, sah ich doch nicht. Die Russen hatten auf dem Lande die Bevölkerung einfach

vor sich hergetrieben, wie man Vieh treibt, und nun, da den Russen Lust und Gelegenheit — sie haben recht sehr mit anderen Dingen jetzt zu tun — zum Weitertransport der armen polnischen Bauern fehlte, kamen die Vertriebenen zurück. Ihr bißchen Hausrat, ihre paar Schweine, die Kuh, alles war mit auf der Landstraße. Zu Tausenden zogen sie vorbei in den Wagen und zu Fuß. Da war ein alter Mann, der trieb ein Schweinchen vor sich her, und als es nicht weiter ging, setzte er sich mit dem Stock dazu und bewachte das Tier, mit dem er unverständliche Worte sprach. Da war ein kleines fünfjähriges Mädel, das lief mit Tränen hinter dem Fohlen her, weil das junge Tier immer in Gefahr war, zwischen die fortwährend ziehenden Kolonnen zu kommen. Das Mädel schien in seiner Angst keine Furcht vor den schweren Kolonnenpferden und den Rädern, nicht einmal vor den Autos mehr zu haben. Sie aßen die rohen Kartoffeln, und eine Mutter, die allein mit ihren Kindern wanderte, gab den Kleinen aus der hohlen Hand das trübe, recht trübe Wasser aus der Broczyslo zu trinken. In Warschau, in einem erstklassigen Delikateßladen, hatte mir ein älterer polnischer Herr, der jedes Jahr nach Nauheim zu gehen pflegt, erklärt, daß es Warschau sehr schwer gehabt habe unter den Russen, und eine Dame ließ mir sagen, man glaube nicht, wie schreckliche Zeiten sie hinter sich hätten, dabei war sie sehr ungnädig, daß der gekochte Schinken zu fett wäre und daß die Butter nicht ungesalzen da war. Ich glaube wohl, daß es Warschau unter den Russen nicht leicht gehabt hat, aber anders zeichnet der Krieg die Stadt, anders das Land.

In schweren, fortlaufenden Gefechten ist Ostrow erreicht worden, alle paar hundert Meter liegen Schützengräben rechts und links des Weges und die braven Divisionen, deren Erstürmung des Bahndamms Ostrolenka—Warschau und deren ersten Stoß darüber ich gesehen hatte, haben Gefechtstag nach Gefechtstag hinter sich.

Gefallen ist Ostrow dann auf den Druck von Südwesten, von Wyszkow her. In geradem Stoß Pultusk—Wyszkow Ostrow gedrückt. Schon hier artete die Flucht der Russen an mancher Stelle zur Panik aus. Die Einwohner von

Ostrow erzählen, wie sich auf der Hauptstraße des Fleckens, von der alle Wege nach Osten und Südosten abbiegen, Artillerie und Kolonnen durcheinader festgefahren hätten, wie die Mannschaften sich gegenseitig mit den schweren Peitschen geschlagen hätten, wie dazwischen schreiende Kavallerie und Infanterie eingekeilt gewesen wäre.

Verhältnismäßig schnell wurde dann auch von unseren nachdrängenden Truppen der Broczyskoabschnitt gestürmt, der die Bahnlinie nach Petersburg noch schützen sollte. Schon in den Tagen vorher hatte man den Feuerschein der angezündeten kleinen Bahnstationen längs der Bahn beobachten können. Er ging von Warschau aus ziemlich schnell weiter aufwärts und zeigte deutlich das Tempo des russischen Rückzuges und den Punkt, bis zu dem er gelangt war. Am 10. August um $^1/_2$ 8 Uhr abends wurde noch der Sturm auf den Broczyskoabschnitt angesetzt, und schon um 11 Uhr abends war die Bahnstation Malkin und die Bahn Warschau—Petersburg erreicht. Um 9 Uhr ist der letzte russische Zug in Richtung Bjalistock abgegangen.

Malkin hatten die Russen beim Abzug angezündet, aber sie hatten keine Zeit, gründlich zu verfahren. Ein paar Häuser schwelten noch, als ich dort war, aber die Bahnhofsanlagen waren ziemlich unversehrt. Die sauberen braunen Stationshäuser mit den roten Dächern, der Wasserturm und die Warteräume waren kaum beschädigt. Selbst die großen Stapelhallen für Militärzwecke, die eben fertig geworden zu sein schienen, waren unbeschädigt, und es wird der deutschen Heeresverwaltung recht angenehm sein, an solchem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt auf so breit angelegte, saubere und gute Stapelanlagen rechnen zu können.

Der ganze Horizont war überweht von den Rauchfahnen brennender Gehöfte. Der russische Rückzug. Es ist alles in so schnellem Vormarsch, daß niemand weiß, wie das morgen aussehen wird. Das Bild von gestern ist am nächsten Tage schon alt und überholt, die Generalkommandos und selbst das hohe A. O. K. sind zu „Fliegerstationen" geworden. Nowo-Georgiewsk liegt — völlig eingeschlossen — weit hinter der Hauptlinie. Warschau ist

nach den ersten drei Tagen, da die Kugeln von Praga die Weichselstraßen entlang pfiffen, schon außerhalb der Operationen, die sich in immer engerem Raum zunächst zusammenpressen.

Nowo-Georgiewsk.

Serock, den 14. August.

Seit dem 9. August ist Nowo-Georgiewsk völlig eingeschlossen, und gestern sind auch die letzten Vorstellungen mit stürmender Hand genommen worden, nachdem die vorgeschobenen Forts Zegrze und Dembe schon zu Beginn der Woche erobert waren.

Der Brückenkopf Zegrze, der den Narewübergang vor Nowo-Georgiewsk deckt, ist ein ziemlich starkes Werk mit mächtigen betonierten Unterständen, gewaltigen Wallanlagen. Das Ganze ist etwas veraltet und braucht wegen der Weitläufigkeit viel Artillerie und Infanterie zur Verteidigung. Trotzdem man durch meterlange tiefe Gänge schreiten kann, so daß das Tageslicht nur fern grünlich-blau durch die Öffnungen schimmert, trotz der baumdicken eisernen Schraubentüren und der eisernen Fensterverschlüsse vor den Kasematten glaube ich nicht, daß die Werke einer ernsthaften längeren Beschießung — die die Russen gar nicht abgewartet haben — hätte widerstehen können. Das zeigte die Wirkung unserer 42er bei Dembe. Ein Schuß hat die ganze meterstarke Betonierung an einer Stelle auseinadergerissen und die „bombensicheren" Unterstände einfach eingeebnet, ein anderer hat Drahthindernis und Vorstellung in einem zur Seite gesetzt. Dembe ist sonst ein kleines Werk ohne Baulichkeiten und Kasernements, während inmitten der grünen Wälle und der unkrautüberwucherten Höhe von Zegrze das stattliche Haus des Kommandanten steht und der Eingang durch den Wall in das innere Fort architektonisch betont ist, mit einem Sandsteinportal, das von Steinkugeln gekrönt ist. Über dem thront der russische Doppeladler. Jetzt ist das mächtige Eisengußstück als erinnerungsvolle Kriegstrophäe bereit zum Abtransport.

Von Dembe fuhr ich nach dem Gefechtsstand der Brigade, die diesem Abschnitt gegenübersteht. Gestern waren die Orte Dembinki, Ponsini und Kikoly gestürmt worden. Namentlich der Kampf um Ponsini war blutig. Um 1 Uhr begann der Sturm, um 1 Uhr 40 Minuten waren die Vorwerke in deutscher Hand. Wie stark der Angriffsgeist der Truppen ist, zeigt sich daran, daß eine Abteilung, die nicht zu halten war, zweitausend Meter über das Angriffsziel hinausstieß und schon in den eigentlichen Festungsgürtel, in das Fort Janowek, eingedrungen war. Natürlich konnten sich die paar Mann nicht ernstlich festsetzen und mußten vor der russischen Übermacht in die erstürmte Stellung zurückgenommen werden.

Die Russen haben genügend schwere Artillerie in der Festung gelassen, sie schießen sehr lebhaft, und neben dem Bauernhaus, wo der Brigadestab lag, waren die üblichen tiefen Erdhöhlen vorbereitet. Denn die schweren Festungsgeschütze sind wenig spaßhaft; eben war ein Brummer in die Nähe geflogen, und der Brigadier zeigte mir ein niederträchtig dickes Sprengstück, das Besuch gemacht hatte. „Schenke ich Ihnen als Erinnerung. Hübsch, was?" Ich fand es etwas schwer fürs Handgepäck. Das nicht zersprungene Verschlußstück war kaum zu heben. $23^1/_2$ cm. Die amerikanische Munition scheint auch für die Russen besser geliefert zu werden ...

Von einem Ausguck in einer mächtigen Kiefer konnte man das ganze Feld und die Festung übersehen. Im Rücken stand der deutsche Fesselballon, und drüben sah man die beiden russischen. Am Waldrand gegenüber, wo die Fortlinie beginnt, spritzten die hohen Sandsäulen der deutschen Geschosse auf, und links vorwärts hörte man den zischenden Flugton und den Einschlag der russischen Granaten.

Deutlich sah ich die graue Militärkirche von Nowo-Georgiewsk und ein paar hohe Schornsteine. Drüben über dem Wald unterschied man genau einen russischen Beobachtungsturm, von dem sich verschiedentlich auch Gläser gegen uns richteten. Im Norden leuchteten die roten Trümmer der Kirche von Nassalsk, das die Russen zwecklos völlig zerschossen haben. Es war ja nur eine polnische Stadt, und

sie hatten genug schwere Munition in der eingeschlossenen Festung, die wohl nur der Not gehorchend — weil man Artillerie und Munition nicht mehr fortbekam — verteidigt wird.

Heute nacht geht die Infanterie bis auf 200 Meter an die Werke heran, eine nicht leichte Nacht — und dann beginnt das rasende Hämmerwerk der schweren und schwersten Artillerie.

Als ich auf der Straße hinter Serock fuhr, um mein Quartier zu erreichen, sprang plötzlich ein russischer Soldat aus dem Graben. „Hände hoch!" „Rußki Soldat," sagte der Kerl und stand stramm. „Karoi Divisia?" „Turkestanski." Der Mann hatte sich wahrscheinlich erst nach der Festung hinein und nun scheinbar wieder hinausgemogelt. Ich nahm ihn mit und gab ihn an der Gefangenensammelstelle ab, vergnügt, daß ich auch einmal mit gesammelt hatte.

*

Fort Zegrze, den 18. August.

Seit drei Tagen ist der Himmel grau verhängt, und Regenhusche folgt auf Platzregen. Unsere Leute, die überall auf 150 und 200 Meter dem russischen Drahthindernis gegenüberliegen, haben es schwer. Aber trotz des gießenden Regens schweigt das Hammerwerk unserer Geschütze kaum eine Stunde. Vorgestern in den Morgenstunden steigerte es sich zu Höllenlärm, denn dem Wirkungsschießen folgte der Sturm der Infanterie auf Fort 15. Es war wundervoll und erschütternd, wie die teilweise schon alten Leute unter dem Schrapnellhagel der russischen Geschütze vorgingen. Den Nacken wie eingezogen, das Gesicht zur Erde. Sprung vorwärts! Ausnutzung jeder Geländefalte. Sprung vorwärts! Am Abend war das große Werk und zwei Nebenwerke in der Hand der Stürmenden, 19 Geschütze wurden genommen.

An allen Stellen stößt die eiserne Faust der stürmenden Armee erfolgreich gegen den Ring der Festung.

Die Stimmung dort ist gedrückt, der deutsche Eisenhagel läßt keine Stelle mehr sicher erscheinen. Jüdische Gefangene erzählten mir heute: „Der Kommandant wird

einstehen können für nix. Man verschießt die viele Munition, weil sie für lange doch nicht reicht."

Man hat in der Tat den Eindruck, daß die Russen stellenweise mit dieser großen Verschwendung feuern, weil sie denken, daß schon bald keine Gelegenheit dazu sein würde. An der Ostfront der Festung wurden auf einem Streifen, auf dem sechs deutsche Kompagnien lagen, 3000 Granaten und Schrapnells an einem Tage gezählt. Eine für östliche Verhältnisse geradezu unwahrscheinlich hohe Zahl, die mir aber auf das bestimmteste angegeben wurde. Die verwendete Munition ist sehr verschieden, neben recht alten Vorräten wird auch ganz neue amerikanische verschossen.

Die Wirkung der deutschen Beschießung ist nach dem Urteil eines russischen Arztes „einfach unerträglich". Der Mann kam heute im Morgengrauen ziemlich betrunken in einem Wagen zur deutschen Linie. Er schrie auf den Kutscher ein, als er die Posten sah, aber man führte ihn natürlich ab, es war zu spät. Als er wieder nüchterner war, meinte er, daß es auch ganz gut so wäre, er hätte jetzt genug, die letzten Tage wären mehr gewesen, als man nötig hätte, auszuhalten. „Kein Weg, kein Ort ohne Granaten. Dieser Lärm. Das ist mehr als Krieg!"

Einen merkwürdigen Gegensatz zu der Kanonade und der Erbitterung des Endkampfes um die Festung bildet die Ruhe auf dem Lande hier ein paar Kilometer hinter der Linie.

In Serock wohnte ich in dem Quartier des Kommandanten. Der Narew floß in breiter Biegung hinter dem schönen Obstgarten vorbei, und der Herr Kommandant verstand die Kunst, jeder Sache und jedem Raum die günstige Seite abzugewinnen, in seltenem Maße. Der Regen schlug prasselnd gegen die Scheiben, es hatte nicht viel Sinn, draußen zu sein, weil jede Sicht fehlte. So saß man in der Doktorwohnung des nahen fürstlich Radziwillschen Schlosses und besah sich die Dinge, die man bisher kaum hatte ansehen können: Die bunten französischen Kriegshefte aus Warschau. Es gab da noch eine ganze Menge solch kleiner Dokumente zu kaufen.

Namentlich die Fünfcentimeshefte „Sur le Front“, die für den Soldaten bestimmt zu sein schienen, sind von einer so gleichmäßigen Prahlerei und solcher Albernheit schriften und Bilderchen lächelnd erstaunt. Da ist die Photographie eines belgischen Kavallerieregiments, das auf einer französischen Landstraße im Schritt reitet. Ein paar französische Radfahrer fahren an der anderen Seite der Straße vorüber. Unterschrift: „Unsere belgischen Verbündeten. Klein an Zahl, aber groß an Mut und erreichten Erfolgen (!), befindet sich die belgische Armee augenblicklich in voller Stärke. Ihre Organisation ist seit langem vollendet. Man sieht auf dem Bilde, mit welcher Ruhe und welcher Methode (!) die Kavallerie eine Radfahrkompagnie auf einer Strecke in Nordfrankreich vorüberziehen läßt.“

Man kann ja wohl kaum noch mehr und glücklicher schriften die deutsche Linie, die Belgien fast ganz umschließt, richtig eingezeichnet und die deutsche Stellung vor dem Fall Warschaus gegenüber Rußland auch ziemlich genau angegeben.

In diese westlichen Betrachtungen regneten dem Kommandanten dann immer durchaus östliche Zwischenfälle. Passagierscheine nach Warschau, Höchstpreise und vor allem Zank zwischen Polen und Juden. Daß sich beide meist wie Feuer und Wasser vertragen, stammt nicht von heute, aber die Änderung der Verhältnisse bringt oft alle aufgespeicherte und zurückgehaltene Erbitterung zum Ausbruch. Es gehört salomonische Urteilskraft dazu, immer richtig zu entscheiden.

*

Dichte Nebelwände schieben sich vom Narewufer jetzt gegen Abend hoch. Ich kann die gestürzten und wie von Riesenfaust durcheinandergeworfenen Teile der Narewbrücke nicht mehr sehen. Es ist kühl. Das Licht flackert in dem großen leeren Zimmer der Beamtenwohnung des Forts Zegrze vor feuchtem Windzug.

Nach Osten hin schläft meilenweit stilles Land, das sich

von Tag zu Tag mehr in den neuen, besseren Lauf der Dinge gewöhnt, und dann wacht wieder die kämpfende Linie. Wie ein Rest einer überwundenen Kriegsepoche schon wirkt der Kampf um die Festung. Ein Kampffeld inmitten des eroberten und aufatmenden Polens. Wohl bald das letzte Stück von russischem Widerstand auf polnischer Erde spielt sich blutig zu Ende.

Zum Fall von Nowo-Georgiewsk.

An einem Wald entlang, der nach dem Festungsplan durchaus nicht stehen dürfte — die Versuche, ihn im letzten Augenblick abzubrennen, mißlangen —, führt die feste Militärstraße von Dembe weiter nach Fort 16a, das wie 16 und 16b gestern in die Hand der Sturmkolonnen kam. Alle die Forts sind ziemlich modern, gut betoniert, mit elektrischen Lichtanlagen, ausgezeichneten Schützenständen, und sie waren hinreichend armiert. Nach den ungeheuren Schlägen der deutschen Batterien haben nur zwei den deutschen Infanteriesturm abgewartet. Fort 16a, das dicht am Narew und ebenso dicht an der Straße liegt, wurde vorher aufgegeben. Heute im Morgengrauen schoß die Artillerie von Werk 3 noch gelegentlich ungezielte Schüsse in Richtung des eroberten Forts und auf die Straße. Zu erkennen war nichts, weder hüben noch drüben. Dicker Nebel quillte über dem Narewtal, und die massige orthodoxe Militärkirche von Aleksandyiska und die schlanke polnische Kirche von Pomiechow wirkten wie gespenstige dunkle Riesen in dem flattrigen Grau.

Gegen neun Uhr setzte allmählich die Artillerie ein. Von dem eroberten Fort 16a war eine ausgezeichnete Batteriebeobachtung auf das große Werk, das letzte, das an dieser Stelle die eigentliche Zitadelle noch deckte. Über die Riesentrichter der 42er hindurch konnte man auf die Böschung klettern und sah bei langsam klarer werdender Ferne jeden Aufschlag der schweren und schwersten Mörser. Einmal versuchte die Festung das Feuer aus schweren Stücken zu eröffnen. Man erkannte das Aufblitzen drüben an dem langgestreckten grünen Wall, aber bald sprang

eine hohe Rauchsäule von der Stelle hoch, da die Schüsse geblitzt hatten; ein großer Brummer war scheinbar mitten in die Batterie geflogen. Bald schien das ganze Werk unter Rauch und Nebel zu versinken, und hinter dem Fort schwangen sich mächtige Rauchsäulen hoch, die auf Sprengungen schließen ließen. Wie das Sausen eines Eisenbahnzuges hörte sich der Lärm der Riesengranaten an, wenn sie im absteigenden Ast in die Richtung ihres Zieles gingen.

In das Heulen und Dröhnen des Artillerielärms mischte sich gegen $^1/_2$1 Uhr das Knattern des Infanteriesturms, und der trockene Ton russischer Maschinengewehre setzte ein. Man sah Infanterie an dem Waldrand links vor dem Werk erscheinen. Die beiden Kirchen außerhalb des Walles waren besetzt, und etwas nach $^1/_2$2 Uhr endlich stiegen dicht vor dem Hindernis die Leuchtkugeln, die das Vorrücken der Infanterie anzeigten, hoch. Es hieß in diesem Augenblick, das Fort habe die weiße Fahne gezeigt, also los! Kurz vor den Wällen an der Brücke über die Wkra, die bald darauf den Narew erreicht, muß das Auto halten, weil die Brücke natürlich verbrannt war. Von dem höher gelegenen rechten Wkra-Ufer konnte man den Festungswall und das Drahthindernis in jeder Einzelheit erkennen. Mit der weißen Fahne schienen die Russen wie oft nur die Meinung irgendeiner kleinen Abteilung haben andeuten wollen; denn das Infanteriefeuer flatterte plötzlich lebhaft auf. Einzelne Gruppen, die ziemlich unbekümmert an dem schrägen Wall herausgestürmt waren, warfen sich nieder, Maschinengewehre streuten in rasendem Hämmern, aber von der anderen Seite waren schon Gruppen in die Festung eingedrungen, und aus dem Wald rechts neben mir kamen jetzt helle Kommandos und Schützenschwärme. Offiziere, den Degen hoch voraus, sprangen den schrägen Rasen hoch, man hörte das durchdringende „Hurra", und dann sah man die schwarze Silhouette einen Augenblick auf der Wallspitze. Hinüber! Werk 2 schoß in diesem Augenblick seine letzten Schüsse vor der Einnahme flankierend auf die Straße und den Wkra-Einschnitt, so daß die Reserven und Pioniere, neben denen ich stand, eiligst

auseinanderspritzten. Auf Bohlen konnte man die Wkra überschreiten. Noch einmal fing Infanteriefeuer aus einem Wäldchen hinter dem Fort an, aber die Batterien lagen bald über dem Wald und dem Abschnitt dahinter. Die Besatzung hob inzwischen die Hände. An einer Seite der hohen weitläufigen Anlagen wurde sie zur Reihe geordnet; es war etwas mehr als ein Bataillon, was da mit den so sichtlich zufriedenen Gesichtern russischer Gefangener abtransportiert wurde. Die Offiziere, ich zählte nur sechs, sahen müde und gleichgültig aus.

In dem Augenblick, da sich der Kommandant des Werkes ergab, sah man aus der Zitadelle Nowo-Georgiewsk einen Freiballon hochsteigen. Der Festungskommandant, sagte der gefangene Offizier und zuckte die Achseln. Ich weiß nicht, ob tatsächlich der Kommandant in Nowo-Georgiewsk sich in dem Freiballon befand. Daß sein Unterführer diese Meinung hatte, genügte mir für die Beurteilung des letzten Restes von Widerstand, der noch zu erwarten ist. Im übrigen war günstiger Wind, und der Ballon verschwand ziemlich schnell nach Osten.

Die Wirkung unserer Artillerie war an dem eben genommenen Werk nicht so eindringlich zu sehen wie in den übrigen Forts, weil die Anlagen allzu ausgedehnt waren. Ein Schuß war mitten in eines der großen Munitionslager gegangen. Er muß gräßliche Sprengwirkungen gehabt haben. Jedenfalls haben die Russen die kleinen auf Schienen laufenden Eisenwagen, die die Granaten zu der Artillerie bringen sollten, nicht mehr benutzt, weil Wagen und Schienen und Granaten zerrissen waren. In allen Gewölben fanden sich gewaltige Vorräte von Munition jeden Kalibers. Die Menge läßt sich nicht leicht abschätzen, ist aber erstaunlich groß. Die einziehenden Truppen freuten sich außerdem über die vielen Kisten von Konserven, die ihnen in die Hand fielen. Geschütze wurden, soviel ich gesehen habe — es ist aber leicht möglich, daß die Zahl nicht stimmt —, acht erbeutet und etwa ein Dutzend Maschinengewehre. Überall waren die weißen Zettel mit der Nummer des betreffenden Bataillons, das die Beute gemacht hatte, befestigt.

Ununterbrochen sausten inzwischen die deutschen Granaten über das Fort der Zitadelle zu, und ich glaube, ein biederer alter Landwehrmann, der langsam eine russische Fleischkonserve aß, beurteilte die Sachlage ziemlich richtig, als er plötzlich in einer Eßpause den Pariser Einzugsmarsch zu pfeifen versuchte. „Das pfeift man doch beim Einmarsch in Festungen und so," und er zeigte mit dem Daumen nach Nowo-Georgiewsk. Da wir außerordentlich geringe Verluste bei der Einnahme hatten, war die Stimmung des Regiments, das nun in harten Tagen hintereinander drei Forts gestürmt hatte, ganz besonders glänzend, und als der Oberst in das genommene Werk eintritt und den Offizieren des zuerst eingedrungenen Bataillons zurief: „Ich gratuliere dem Bataillon!" strahlten trotz des hundemiserablen Wetters die ganzen Stürmer vom Fort III.

In Nowo-Georgiewsk waren inzwischen Detonationen zu hören, hohe schwarze Rauchwolken stiegen auf, bald aber war jede Fernsicht wieder verhängt. Die Infanterie arbeitet sich weiter. Am Abend spät endlich fällt Nowo-Georgiewsk.

In dem eroberten Nowo-Georgiewsk.

Fort Zegrze, 20. August.

Nach der Einnahme des Innenfortsgürtels im Nordosten am Nachmittag drangen unsere Infanteriespitzen gestern gegen Abend um 6 Uhr stürmend in die Zitadelle ein. Der Kommandant der Festung, General Bobyr — der sich in dem um Mittag abgeflogenen Freiballon doch nicht befunden hatte — begab sich zu dem Kommandierenden der deutschen Belagerungsarmee Exzellenz Beseler. Nowo-Georgiewsk war gefallen.

Nach der Einnahme von Fort II und III war die Zitadelle auch kaum noch zu halten, zumal der größere Teil der Besatzungstruppen durch die Beschießung so erschüttert war, daß er sich nicht mehr in der Hand der Führer befand. Die Besatzung des noch völlig intakten Forts IV, in dem spitzen Winkel zwischen Narew und Weichsel, ergab sich in den ersten Nachtstunden gegen den Willen des ener-

gischen Kommandanten. Ein weißes Tuch wurde mit elektrischen Laternen von hinten grell beleuchtet, und dann machte sich eine Deputation mit diesem Instrument auf der Straße Nowi-Dwor—Jablonna in Richtung der deutschen Posten auf. Eine deutsche Patrouille wurde vorgetrieben, die Russen boten die Ergebung an, und der vorgeschickte deutsche Offizier fand eine Strecke rückwärts auf der Straße die gesamte Besatzung in Reih und Glied in Marschkolonnen mit fast allen Offizieren mit Ausnahme des Generals und des Obersten vor. Gleichzeitig steigerten sich die Detonationen. Das letzte intakte Werk war gesprengt.

*

Heute in den ersten Morgenstunden fuhr ich die Straße von Jablonna in die Festung hinein, da ich nicht wußte, ob im Nordosten die Notbrücke über die Wkra schon passierbar war. Nach dem Waldstück, das auch hier unglaublicherweise stehen geblieben war, kamen die russischen Schützengräben, die sich quer über den Weg zogen. Ein Trupp eben von vorwärts eingetroffener russischer Pioniere mußte sie zuschütten, die Lücken in den Drahthindernissen wurden verbreitert, und es ging weiter nach dem Flecken Nowi-Dwor zu. In einzelnen Trupps kamen die russischen Gefangenen entgegen, aus den Gruppen wurden bald endlose bunte Züge, in denen jede russische Waffengattung vertreten zu sein schien: Pioniere, Artilleristen, Luftschiffer mit den blauen Kappen, die ähnlich wie die schottischen Hochländermützen aussahen, Kavalleristen, Armierungsbataillone, Sanitäter . . . Aus der Richtung der Zitadelle schien ein unerschöpflicher Menschenstrom zu fließen. Alle, aber alle waren sichtlich außerordentlich zufrieden, daß die letzten Tage vorüber waren. Viel polnische Truppen waren unter den langsam Vorbeimarschierenden und zahlreiche Warschauer, die nach dem Aussehen ihrer Vaterstadt fragten. In Nowi-Dwor wurde noch aus den Häusern neuer Zuwachs für die Massen gefunden, die den ganzen Marktplatz ausfüllten. Deutsche marschierende Bataillone zogen vorwärts an dem Strom vorbei, russische Schwestern und Ärzte standen vor den Lazarettüren, und

leichter verwundete russische Soldaten saßen in sehr sauberer Krankentracht vor den Türen. Eine verwirrende Menge von kriegerischem Leben und von Bewegung war auf dem schmutzigen Platz zusammengepreßt, und die schwarze Rauchwand von der Zitadelle her, in der es zuweilen rot und hoch aufflammte, wölbte sich als kolossaler Abschluß dahinter.

Die großen Eisenbrücken über Weichsel und Narew waren gesprengt. Jenseits der Weichsel klang es wie prasselndes Infanteriefeuer, aber es waren nur die bei den aufflackernden Kasernenbränden explodierenden Patronen. Ein alter Mann sprach mich an, als ich am Ufer stand und in den Brand über dem hohen jenseitigen Ufergebüsch schaute. Es war ein Bewohner eines der deutschen Weichseldörfer, die die Russen in der brutalsten Weise zerstört haben. Nicht einmal der Kirchhof mit den deutschen Grabinschriften war vor ihrer Zerstörungswut sicher gewesen. Der Mann sprach reines, fehlerfreies Deutsch, er war schon hier geboren: „Es waren schlimme Zeiten für die Russen, schlechtere für die Polen, die schlechtesten für uns. Eine sehr böse Zeit ist das. Was hat unser Dorf den Russen getan? Muß unser Unglück so groß sein?" Seine blauen, kindlichen Augen fragten noch immer, als er langsam und schwerfällig voranging und mir den Weg zur Pontonbrücke über die Weichsel zeigte.

Denn das ist das Erstaunliche, alle Brücken haben die Russen gesprengt, aber die auf eisernen Röhren ruhende ziemlich feste Holzbrücke, die für Wagenverkehr benutzbar ist, haben sie vergessen.

Im Narew lagen eine ganze Anzahl von kleinen und größeren Dampfern und ebensoviele schienen versenkt worden zu sein, denn man sah Maste und Schiffsteile aus dem Wasser ragen. Der Flußspiegel schillerte in rötlichen und blauen Farben, man hatte wohl Petroleumfässer entleert. Drüben am anderen Ufer war der Eingang in tiefe Gewölbe. Das Ufer fällt nach der Weichsel und nach dem Narew ziemlich steil ab, und man hat in den bis 30 Meter hohen Abhang mächtige Stapel- und auch Wohnanlagen hineingebaut, die eigentlichen Bauwerke der Zitadelle be-

finden sich denn auf der Höhe, die Außenmauer der äußersten Gebäudereihen setzt sich in dem ausgemauerten Abhang fort.

Auch in die Uferstraße am Narew hatten Granaten eingeschlagen. Ein kleiner Wagen stand da vollgepackt mit allerlei Habseligkeiten. Eine russische Schwester legte eben noch ein Bündelchen dazu. Sie fragte, ob man das würde fortführen dürfen, es seien die Sachen der Schwestern, die hier gewohnt hätten. „Es war eine schreckliche Nacht. Wir sind von hier fort, aber oben war es ja auch nicht besser, man dachte, die ganze Festung fliegt in die Luft, als die Sprengungen anfingen."

Daß trotzdem sehr viele Beute geblieben war, zeigte ein Blick in die breiten Wölbungen, in denen Kiste neben Kiste voll Stearinlichtern lagerten.

„Wie kommt man in die Zitadelle?" „Ich werde Sie führen." Sie nahm eines von den Lichten und ging in die Dunkelheit hinein. Das Licht drohte vom Windzug der Luft zu erlöschen, als wir ein paar Schritte gegangen waren. Das Gewölbe wurde schmaler. Man war in dunkelroter Finsternis, nur das Licht meiner Führerin gab einen hellen Schein um ihren Kopf. Treppen kamen. Dann sprang das Tageslicht durch eine geöffnete Tür, man war auf dem Hof der Zitadelle. Hier war die Spur des Krieges auf jedes Fleckchen Erde gebrannt. Der Teil der Kasernenbauten, vor dem wir standen, war vom Feuer verschont. In den wahrscheinlich ehemaligen Offiziersstuben hatten die Mannschaften geschlafen. Alles zeigte den eiligsten Aufbruch, die Mäntel lagen dort, die Eßgeschirre, die Brotbeutel, die bunten Ziehharmonikas und die kleinen dreieckigen russischen Lauten, die Balalaikas. Die deutschen Granaten hatten mächtige Löcher dicht vor dem Gebäude gerissen und Fleischfetzen und unkenntliche Lumpen lagen umher. Etwas weiter durch tiefe Torwege an brennenden Kasernen vorbei, kam man auf einen größeren Hof, der war bedeckt mit toten Pferden und Rindern und Tausenden von ausgetrunkenen Schnaps- und Weinflaschen. Es muß an diesem letzten Tag unter dem Donner der deutschen Geschütze, während schon die Stürmenden über die Außen-

mauern kamen, eine wilde Orgie in Nowo-Georgiewsk gefeiert worden sein. In den Gebüschen neben den herumliegenden Säbeln, Gewehren, Musikinstrumenten, Satteln, den aufgedunsenen, vergifteten Kühen lagen noch völlig betrunkene Russen, die von dem Fall der Festung nichts wußten.

Darüber hat man die Gründlichkeit der Zerstörungen vergessen. Wohl brannten Kasernen und Vorratsräume, Schuppen und Lagerplätze, aber dazwischen hatte man ganze Festungsteile vergessen, und die Betonierungen waren fast überall nicht gründlich gesprengt. Bei den leichten Geschützen hier auf dem Hofe hatte man teilweise Sprengversuche gemacht, aber bei den mächtigen Rohren im Nordosten war dazu keine Zeit mehr gewesen, und in einem der östlichen Vorwerke standen ein paar schwere Rohre, wie ich auf dem Hinwege gesehen hatte, noch völlig unversehrt mit den Lederkappen.

Die Pferde hatte man zu vieren an Bäume gebunden und dann erschossen, ein Fohlen und ein paar Kälber liefen noch suchend unter den Kadavern herum. Auf einem anderen Hofe war die Tötung der Pferde wieder vergessen worden und sie standen rudelweise umher.

Eine merkwürdige Übung war das Verbrennen riesiger Haufen von tatsächlich leeren Konservenbüchsen, vielleicht war es ein Rechnungsausgleich der Intendanz, der da geschaffen wurde.

Überall stieß man auf Geschütze jeglichen Kalibers, Maschinengewehre, Ballonabwehrkanonen. Die Beute von allein über 700 Geschützen stand da verstreut.

Die Flugzeuge hatten die Festung am Mittwoch verlassen, und aus dem gelben festen Stoff der Fesselballons hatten sich die Mannschaften Zeltbahnen und Tücher zum Tragen ihrer Habseligkeiten geschnitten.

In dem Lazarettviertel sah es weniger grauenvoll aus, weil hier die Beschießung nicht angesetzt war. Aber alle Lazarette, auch schon die von Nowi-Dwor, waren überfüllt. Die Russen haben sehr starke Verluste gehabt. Erst der Blick in diese vollen, großen Säle erklärt es völlig, wieso die so starke russische Festung so rasch fiel. Denn die

Besatzung, vier Divisionen und 20000 Mann Festungsartillerie, war über Erwarten groß, und Munition und Vorrat reichlich vorhanden. Jedenfalls wurden die russischen Konserven überall kistenweise gefunden.

In einem der völlig unbeschädigten Häuser des mittleren Festungsraumes ging ich in eine Offizierswohnung. Da war alles auf den Abtransport vorbereitet, die Möbel verpackt und schon mit der neuen Adresse versehen. Das bestätigte mir von neuem die Ansicht, daß man aus der Not eine Tugend gemacht hatte. Man hatte nichts mehr fortbekommen über Praga und hatte die Festung gehalten, weil man sie nicht mehr aufgeben konnte.

In dem Speisezimmer der einmal hübschen Wohnung standen noch die Reste der Abendmahlzeit von gestern, und in der Küche kochte noch das Teewasser auf dem Petroleumkocher. Der Dampf stieg singend auf. Niemand hatte mehr an Tee gedacht, — als sich draußen in rasender Schnelligkeit die Endkatastrophe vollzog. Es war eines der merkwürdigsten Lieder, das da die Teemaschine in der brennenden Festung summte.

Die Brandwolken machten das Verweilen an manchem Platz unerträglich. Die Flammen stiegen höher, man hörte das Fressen und Beißen. Eine einzige große flatternde schwarze Rauchfahne schwang sich weithin über das eroberte Nowo-Georgiewsk.

*

Am Nachmittag fuhr der Kaiser unter dem Jubel der aufgestellten Truppen am Fort III vorbei in die Festung. Der kaiserliche Wagenzug fuhr von Szerock die Straße über Dembe vorbei an Fort XVI und III den schweren Siegesweg der Belagerungsarmee Beseler. Der Wegrand war besetzt mit Truppen. Stille — Hurra! Das feste kaiserliche Auge auf den glücklichen Soldatengesichtern. Regimentsmusik.

Ein großer Tag, da der Kaiser an den zehntausend russischen Gefangenen vorbei inmitten seiner strahlenden Truppen in die genommene Festung fuhr. Zwischen Modlin und Fort II auf dem Schlachtfeld war Parade. In dem

großen kaiserlichen Gefolge befanden sich Hindenburg und der Chef des Generalstabs Falkenhayn.

Nach dem Vorbeimarsch bildeten die Truppen ein Karree, und in festen, kurzen Worten dankte der Kaiser seinen Soldaten, daß dies feste Bollwerk Rußlands so rasch von ihnen mit stürmender Hand genommen wäre, der Kaiser erwähnte dabei besonders die Sachsen. „Ihr kämpft, und die zu Hause beten zu dem Herrn der Heerscharen." Feste und freudige Siegesgewißheit sprach aus den kaiserlichen Worten, die hell weit über das Feld klangen. Auch bei Fort 16 dankte der Kaiser den versammelten Truppen. Ein großer Tag für die heldenmütige Armee, die es in diesen zehn Tagen wahrlich nicht leicht gehabt hatte, ein Tag, der manche Zeit überglänzen wird.

Rührend war es auf dem Rückweg, wie die Landstürmer, die am Wege aufmarschiert waren, ihren Hindenburg wiedererkannten. Die alten Leute freuten sich wie die Kinder und jubelten dem Feldherrn zu, daß einem unter diesem Jubel fast allzu weich für die harte Zeit ums Herz wurde. Es war keine Gloriaglut unter dem wolkenbehangenen Himmel, aber eine glücklich strahlende und warme Siegesstunde rauschte da vorüber.

*

Am Abend ritt ein Offizier an unser Haus in Fort Zegrze und fragte, ob es wohl möglich wäre, einen russischen General und zwei Obersten und einen alten Obersten zweiten Grades unterzubringen. 3000 Mannschaften kämen in die Kaserne. Es war möglich. Der Kommandant, dessen Kunst in Verpflegung und Unterbringung immer Rat wußte, hatte in kurzer Zeit alles eingerichtet. Wir hatten nachmittags schon heizen lassen, weil die feuchte Kälte sonst nicht aus den Kleidern zu bringen war. Die russischen Herren bekamen also ein warmes Zimmer, und dann aß man zusammen zu Abend. Der General sprach deutsch, es war der Kommandant von Fort IV gewesen, der sich nicht hatte ergeben wollen. Ein liebenswürdiger, zierlicher alter Herr, der über die gastliche und ritterliche Art des Kommandanten — wie ich den Leutnant der

Landwehr Graf X. einmal nennen will — fast gerührt war. Ich wünschte, daß es unsere gefangenen Offiziere stets so treffen wie die russischen Herren, die hier in Zegrze sind. Übrigens waren die Herren ihrerseits von dem Gleichen überzeugt. Aber . . . Genug! Man sprach bei Tee und Zigaretten. Der General schätzte die Zahl der russischen Armee in Nowo=Georgiewsk auf 90000. Danach müßten die Russen etwa 8000 Mann Verluste gehabt haben, was etwa stimmen könnte.

Merkwürdig genug war das Schicksal des einen Obersten, der aus Kiew stammte und wehmütig von der Schönheit seiner Stadt sprach. Er hatte mit seinem Regiment zu den Eroberern von Przemysl gehört, war in die Festung eingezogen und hatte sich, als die deutsche und österreichische Armee den neuen Ring um Przemysl legte, noch rechtzeitig mit den anderen zurückgerettet. Jetzt ereilte ihn und sein Regiment hier in Nowo=Georgiewsk das Schicksal, dem beide damals in schweren Tagen entwischt waren.

Der General hatte in den Karpathen gegen die Österreicher eine Brigade geführt. „Es ist sehr schwer gewesen," sagte der alte Herr. „Essen konnten unsere Leute nur in der Nacht, man lag zu nahe. Und so bittere Kälte!" Er vergaß das Teetrinken in der Erinnerung. Sehr lobte die russische Exzellenz die österreichischen „Tiroler Landesschützen", gegen die er eine Zeitlang gestanden hatte. „Eine glänzende Truppe." Sonst machte er allerlei Unterschiede.

Er fragte immer wieder, ob er durch Warschau käme. „Wenn man 27 Jahre dort gewesen ist . . . aber la guerre comme à la guerre." Auf der kleinen Bahn von Zegrze nach Nowo=Georgiewsk war er vor 25 Jahren gefahren, als die Neubauten an der Festung begannen. Der Bahnhof ist noch da und die Gleisanlagen, aber die Bahn ist seit diesen 25 Jahren kaum mehr befahren worden.

Das Stroh wurde ausgebreitet. Man war einen Augenblick still. „Hier ist es ruhiger, Exzellenz, als . . ." Er ließ nicht aussprechen . . . „Das Herz ist sehr wenig ruhig. Rußland hat zu vielen Grund, traurig zu sein."

Die russischen Burschen der Herren saßen draußen in

der Küche, und als ich schon längst auf meinem Stroh lag, klang draußen leicht und dünn ein lustiger Ton von der Balalaika. Arme, kleine Exzellenz! Rußland hat wohl Grund, traurig zu sein; aber der russische Soldat geht fröhlich in die Gefangenschaft. Leise, leicht und hell klang das russische Lied am Abend, da uns die heiße Freude über den großen Erfolg von Nowo-Georgiewsk nicht schlafen ließ.

Die letzten Tage von Nowo-Georgiewsk.

Rudka, den 24. August.

Am Nachmittage des 19. August, als eben Fort III genommen war, zog aus der Zitadelle, wie ich erwähnt habe, ein russischer Freiballon in östlicher Richtung davon. Er verschwand bald hinter den Wolken und entkam glücklich; später ist er doch seinem Schicksale nicht entgangen. Er mußte beim Überfliegen der Armee Gallwitz landen, und die Briefe, die er womöglich — wie es sich herausgestellt hat — nach Kiew bringen sollte, fielen in deutsche Hand. Bei der Armee Gallwitz, zu der ich mich wieder begab, durfte ich Einsicht nehmen in die Papiere.

Es sind meistens die letzten Briefe, die von den Offizieren mit eiliger Hand geschrieben wurden; die letzten Grüße vor der Gefangenschaft, mit der man schon am 18. sicher rechnete. Oft sind die Zeilen auf irgendeinem Zettel kaum leserlich hingeworfen, schon während der Zeit, da man das Gas in den Ballonkörper ließ. Der Kommandant der Luftschifferabteilung schreibt: „. . . In etwa zwei Stunden wird mein bester Offizier abfliegen, der mich überreden wollte, daß ich aufstiege. Aber ich habe beschlossen, bei meinem Leutnant zu bleiben und dem Stabskapitän B. befohlen, zu fliegen. Er wird daher auch möglicherweise diesen Zettel zur Post befördern . . .“ „Es regnet . . . ich warte, bis der Ballon gefüllt ist, und dann lasse ich diesen Offizier mit einem anderen zum freien Fluge aufsteigen. Uns bleibt noch ein schlechter Äroſtat, den wir in der Nacht abbringen, wenn wir Zeit genug haben, ihn mit zwei bis drei Mann zu besetzen . . .“

Inzwischen wurde um 6 Uhr die Zitadelle genommen.

Ein paar Briefe sprechen noch von den Anfängen der Belagerung, sie sind früher geschrieben, und die Schreiber haben sie im letzten Augenblick der Beförderungsmöglichkeit nicht mehr geändert.

Vom 4. August schreibt eine Schwester vom Roten Kreuz: „Der Deutsche ist stark, und wir werden noch lange kämpfen müssen. Bitte, ängstige Dich nicht, wenn Du erfährst, daß die Festung umzingelt ist. Es befinden sich ja hier fast zweihundert Schwestern, und ich hoffe, daß Gott uns nicht verlassen wird. Wenn wir belagert sind, so werden wir noch lange sitzen müssen, bis die Unsrigen die deutsche Umklammerung durchbrechen."

Wie wenig in vielen Kreisen der Belagerten von der wirklichen Kriegslage bekannt war, zeigt neben dieser hoffnungsvollen Schlußbemerkung die Adresse einer Postkarte, die in russischer Sprache nach Lublin gerichtet ist.

Am 5. August machte sich die Einschließung — die bekanntlich erst am 9. vollendet wurde — bemerkbar. Man bereitet sich auf die Belagerung vor: „... Die Post geht nicht mehr" (erstaunlich, da doch noch Verbindung nach Praga sein mußte). „Das Volk aus den Dörfern ist nach Rußland verschickt, und die Dörfer werden angezündet. Tag und Nacht brennen die Gehöfte ringsum ..."

Die letzten Briefe, die am Tage der Übergabe geschrieben wurden, enthalten in fast denselben Sätzen die Beschreibung der Schlußkatastrophe; der Hinweis, daß Nowo-Georgiewsk durch Verrat gefallen sei, fehlt selbstverständlich nicht.

Auf einem dieser Zettelchen heißt es: „... Herzlichen Gruß aus der belagerten und bereits vor der Übergabe stehenden Festung Nowo-Georgiewsk; sie war unsere Hoffnung, aber man hat uns dem Ekel von Deutschen verraten, plötzlich wie die Gänse. Augenblicklich befinden wir uns noch unter einem Hagel von Schrapnells und Bomben und entlassen unsere Ballons zur freien Fahrt, zerstören alles staatliche und private Eigentum und werden dann unser Schicksal erwarten ..."

Aus einem anderen Briefe: „Alles ist zur Übergabe bereit. Die Forts sind gesprengt" (was zum größten Teile

nicht der Fall war!) „und in der Festung alles verbrannt, sowohl Proviant und Vieh. An Pferden und Hornvieh sind etwa 6000 Stück getötet und mit Karbol übergossen worden. Etwa 2000 Pferde sind erschossen worden, kurz, augenblicklich herrscht das Jüngste Gericht ...“

Es fehlt in diesen letzten Grüßen nicht an Briefen, die das Tragische, das mit dem Fall jeder Festung verknüpft ist, zum Ausdruck bringen:

Liebe Tanja!

Wenn Du wüßtest, wie schwer es ist, eine Festung zu verlassen, in der man seine ganze Dienstzeit verbracht hat! Jetzt nach zwei Wochen Kampf muß man von ihr scheiden. Tanja, bei dem Gedanken blutet das Herz, man ist traurig und weiß nicht, was man tun soll. Besser wäre es, schnell zu sterben, um nicht mit Schanden in die Heimat zurückzukehren. Diese Festung, Tanja, war eine uneinnehmbare Festung, und sie ist gefallen. Leb wohl, und denke nichts Schlechtes über „das graue Vieh“ (sjerojs skotinje), wie wir Soldaten genannt werden ...

(5.) 18. August, 12 Uhr nachts.

Liebe gute Witja!

Beschuldige mich nicht, daß Du keine Briefe erhältst, die ganze Zeit habe ich in den vordersten Stellungen verbracht unter dem Hagel der schweren deutschen Geschosse. Einen Tag schossen die Deutschen Tausende von Granaten in den Schützengraben meiner Kompagnie. Schützengraben vollständig vernichtet, sehr viele Tote. Ich habe aber durch den Willen Gottes mich noch bis zuletzt gehalten. Erst nach dem Befehl der Vorgesetzten, nachdem wir durch deutsche Umgehung bedroht wurden, bin ich zurückgegangen. Was nun weiter wird, weiß ich nicht, das ist Gottes Wille, aber nach Berlin gehen — ist wie ein Messerstich, ich habe sogar geweint. Schmutzig, heruntergekommen, halb taub und schließlich auch entnervt, bin ich noch immer ganz von dem Wunsche beseelt, auszuhalten bis zum Äußersten, dem Tode. Unser Abschnitt hat den Sturm ausgehalten, aber es heißt, der

benachbarte sei erlegen, und die Reservisten hätten die Hände hochgehoben und die Forts übergeben. Wenn ich lebend nach Deutschland komme, werde ich Dir Nachricht geben; sollte es nicht der Fall sein, so denke meiner nicht mit schlechten Worten und beschuldige mich nicht, an der Übergabe der Festung mit schuld zu sein: „Einer im Felde ist noch kein Krieger" (ein tapferer Soldat nützt allein auch nichts).

„Man hätte Nowo-Georgiewsk überhaupt aufgeben sollen," sagte mir ein hoher russischer Offizier. „Oder man hätte es lange halten müssen. Ich habe an den Durchbruch gedacht, aber . . ." Mir fiel beim letzten Brief das hoffnungslose Achselzucken der tapferen kleinen russischen Exzellenz ein.

Gegen den Wald von Bialowiesk-Bialystok

Gegen den Wald von Bialowiesk

Rudka, den 25. August.

Am Abend, als ich mich von der Armeegruppe Beseler verabschiedete, ästen auf den weiten Wiesenflächen des Radziwillschen Schloßparkes Rehe und Dammwild, ein glitzriges Mondlicht streifte über das zauberhaft schöne Friedensbild, es war so still, daß man den Schritt des Postens auf dem Kiesweg bis in den Park hinein hörte, Das donnerdunkle Dröhnen in der Luft war verstummt, der Abend atmete in tiefen kühlen Zügen. Die Luft wehte von dem mattglänzenden Narewtal her. Selbst der wenig schöne Ankersteinbau des Schlosses Zegrzynek hob sich leicht und anmutig in diesem Lichte aus dem Dunkel der alten Bäume.

Das war der letzte Eindruck nach den aufreibenden Gluttagen der Belagerung. Dies abendliche Verklingen in dem Dämmergrün des Parkes. Dann, am nächsten Morgen, fuhr ich über Pultusk — wie ruhig, ohne durchmarschierende Bataillone, vergessen schlief die Stadt —, über Wyszkopf —, war das gestern, daß da die blutigen Kämpfe gingen — vor vierzehn Tagen — vor einem Monat? Die Zeit fließt, man weiß nicht Wochentag und Sonntag —, über Wyszkopf am Narew, über Ostrow nach Zambrowo und dann die Straße, entlang, der sich die Armee Gallwitz in den letzten Tagen unter täglichen, stündlichen Gefechten vorwärtsgekämpft hat.

Das sumpfige Tal der Nurzek war ein schwer zu überwindender Abschnitt, da die Russen unaufhörlich die aus der Verkürzung der Hauptfront gewonnenen Kräfte gegen die Stoßgruppe Gallwitz warfen. Aber die vier russischen

Divisionen, die eben frisch aus der Bahn kamen — ausgeladen und in die Linie —, wurden in den allgemeinen Wirrwarr des Rückzuges hineingerissen. Die russischen Verluste in diesem frontalen Ringen sind sehr schwer. Am Anfang dieser Kämpfe nahmen sie noch sorgfältig ihre Verwundeten zurück, aber bald ließ die doch endlich einsetzende furchtbare Zerrüttung die Zurückweichenden an solche Dinge nicht mehr denken. Der Sumpfwald von Bialowiesk, der ihnen den Rückzug zur Katastrophe gestalten kann, droht im Rücken, und je mehr sich die vordringenden deutschen Armeeteile Bielsk näherten, desto erbitterter wurde der russische Widerstand. Wenn in den Abschnitten vorher sich die Grabenlinien in fünfzehn Kilometer Entfernung hintereinander hingezogen hatten, so mußten jetzt alle fünf Kilometer die Gräben genommen werden. Diese Kämpfe, die nun seit über eine Woche entlang der Straße Ostrow—Bielsk gehen, stellten an unsere Truppen ungeheure Anforderungen, ebensolche an die Armeeleitung, die die Aufgabe hatte, auf einer langen und schwierigen Strecke Munition und Verpflegung sicherzustellen. Es läßt sich da aus militärischen Gründen manches nicht sagen, aber ich glaube dem Oberquartiermeister, daß es sich selbst in seinen Träumen darum handelte, ob eine gewisse Bahnlinie rechtzeitig wiederhergestellt würde. Übrigens sie wird es, es ist erstaunlich und bewundernswert, wie schnell scheinbar unmögliche Dinge auf diesem Gebiete möglich gemacht werden.

Vor drei Tagen wurde Bielsk erreicht. Als ich dort war, feuerte eine schwere Batterie, die am Eingang des Ortes aufgestellt war. Östlich von Bielsk war heftiges Gefecht, das gegen Abend gut voran kam. Wieder waren die Russen ein Stück gegen den Wald von Bialowiesk zurückgedrängt. In der Stadt erfuhr ich, daß soeben auch Ossowiec gefallen sei, und Teile der Armee drängen gegen Bialystok von Norden, während jedes weitere Vordringen der Armee Gallwitz über Bielsk die Flanke der russischen Kräfte, die noch die Linie um Bialystok halten, bedroht.

Während ich durch die schmutzigen Straßen der weitläufigen Stadt fuhr, die in der Hauptsache aus Holzhäusern

besteht, dachte ich an den eisigen Winternachmittag, da die österreichischen Motorbatterien im Walde von Wolka-Brzozawa ihren Eisenhagel über die Festung gegossen hatten, wie das Werk deutlich sichtbar zerschossen wurde und wie trotzdem über die gefrorenen Sümpfe der Infanterieangriff nicht vorwärts kommen konnte, weil überall von unten her der Tod nach den Stürmenden greifen wollte. Jetzt fiel das Sumpfnest als reife Frucht. Und ich dachte an die Februartage in Suwalki, da mit großer Erwartung Bialystok als nächstes großartiges Quartier ausgemalt wurde. Bialystock hat 100000 Einwohner, elektrisches Licht, Wasserspülung, wir schwelgten in den Schmutzstraßen vor Grodno in Erwartung auf Bäder und ein gutes Hotelbett. Es ist dann anders gekommen, anders herum, könnte man richtiger sagen.

An vielen Häusern von Bielsk sah man noch die Granatspuren. Am Vormittag noch hatten die Russen hineingefunkt, aber trotzdem jeder Winkel belegt war, waren keine Verluste zu beklagen. Sie gehen ja ihre eigenen, wunderbaren Wege, die Granaten. Im Walde hinter Rozan hatten sie hinter der Infanterielinie, bei der schweren Artillerie einen Hauptmann gesucht, der nur gerade für einen Tag aus Berlin zu irgendeiner dienstlichen Besichtigung dort war und hier in Bielsk war etwa irgendein kleines Holzhaus zerschlagen, so daß das Innere nur noch aus Trümmern bestand, während daneben die große hübsche Apotheke nicht einmal ein Glasfenster eingebüßt hatte.

Auf jeden Fall war in Bielsk zunächst kein Quartier zu haben, so fuhr ich zurück nach Rudka, in das Pfarrhaus, das wie ein kleines Biedermeieridyll weit von jeder vernünftigen Straße liegt. Das ganze Dorf und gräfliche Gut Rudka ist unter dem Sturm, der über Rudka und Bransk ging, wie durch ein Wunder verschont geblieben. Abseits der Straße ist das Land ja oft wenig berührt. In dem Pfarrgarten blühen die Herbstrosen, und die Birn- und Pflaumenbäume biegen sich unter der Last reicher Früchte. Goldfunkelnd steht der Herbst über Wald und Garten und Dorf.

Bialystok.

Bialystok, den 29. August.

„Das geht eßlöffelweise, jede Stunde einen Eßlöffel. Erst Warschau, dann Kowno, dann Nowo-Georgiewsk, dann Brest-Litowsk, nun Olita und Bialystok. Da wer'n se wohl wieder schulfrei haben! Ick möchte auch mal schulfrei haben, so for einen Tag." Das war in dem Nebenhause zu dem Gute, in dem das Armeeoberkommando lag, da sprach ein Sergeant, so ein richtiger A. O. K.-Sergeant weise und weltgewandt durch den Verkehr mit den „Spitzen" diese und ähnliche Ergüsse, als durch das Telephon die Nachricht von der Einnahme von Bialystok gekommen war. „Wann se wohl kaputt sind!" fragte ein anderer. Unter den „se" sind natürlich die Russen begriffen.

Die Einnahme von Bialystok, die kampflose Räumung der für Rußland kaum zu ersetzenden Weberei — ist es ein Zeichen der russischen Hoffnungslosigkeit?

Die ... Armee drückte von Norden und schließlich von Nordosten her auf Bialystok. Gleichzeitig war General v. Gallwitz mit starken Kräften weit über Bielsk östlich hinausgestoßen, bis kurz vor die neuen starken Stellungen, die die Russen vor dem Wald von Bialowiesk vorbereitet haben. Die Russen warteten die drohende Flankenbewegung nicht ab. Am 25. August schon wurde gemeldet, daß der Himmel über Bialystok rot vom Brand sei; meilenweit sah man die Rauchwolken. In der Nacht vom 26. zum 27. verließen die Russen in höchster Eile und Aufregung die Stadt. Am 27. um 1/2 9 Uhr fuhr eine Jäger-Radfahrerpatrouille in die Stadt ein. Um 8 Uhr war die letzte Sprengung der Russen erfolgt. Als die Meldung in das stille Gutshaus kam, in dem das Armeeoberkommando lag, fuhr ich aus dem Tor hinaus nach Bialystok. Das Gutstor, das man da durchfährt, wird allen, die es berühren, unvergeßlich sein. Denn zu seiner Rechten liegt ein Hügel, auf dem ein Kreuz ragt: „Hier ruht ein Held." Es ist weiter keine Inschrift dabei. Die Erkennungsmarke war nicht mehr zu finden, es war einer von denen, die beim Sturm gegen Bransk fielen. „Hier ruht ein Held", nichts weiter. Es

ist alles darin, und die Kameradenliebe zeigen die Blumen auf dem namenlosen Grabe. Ich sehe immer deutlich die festen, harten Schriftzüge auf dem weichen Holz: Hier ruht ein Held . . .

Die Brücken auf der Straße von Sokoly nach Bialystok haben die Russen gesprengt, und man muß ein paar Kilometer fahren, um die sumpfige Narewniederung zu überschreiten. Auf den Landwegen wandern, wie überall in diesen Tagen, Hunderte und Hunderte von Flüchtlingen. Geduldig und ergeben ziehen sie die schwere Straße, an den Raststellen gibt es sogar Lachen bei den jungen Mädchen. Freilich neben dem Lachen geht das Elend, und es tut sehr weh, die kleinen blonden, blauäugigen polnischen Kinder mit in diesem Jammer der Landstraße zu sehen. Eine lange Kolonnenbrücke führt über den Narew und die breiten Sümpfe, die das träge Wasser in vielen Adern durchfließt. Hier mit Gewalt frontal durchzukommen, muß kaum möglich sein, der untere Lauf des Narew ist eine leichte Linie gegen dies Hindernis des oberen Narew.

Endlich taucht Bialystok auf. Andere Städte zeigen sich in der Ferne durch die hohen Umrißbilder ihrer Kirchtürme; von Bialystok sieht man zuerst Fabrikschornsteine. Das ist ein Wahrzeichen. Unter dem Einfluß deutscher Arbeit ist Bialystok in den letzten zwanzig Jahren aus einer kleinen unbedeutenden Provinzstadt zu einer Stadt von über 100000 Einwohnern mit führender Webereiindustrie geworden. Mit Lodz konnte sich Bialystok noch keineswegs messen, aber es war in starker Entwickelung. Seine Besonderheit waren starke Mänteltuche, just der Stoff, aus dem die russischen Militärwintermäntel hergestellt wurden. So ist die Stadt gerade rechtzeitig genommen worden. Das ist auch die Meinung der Bewohner, die erzählen, daß die Kosaken in den letzten Tagen regelrecht geplündert hätten.

Bialystok ist dem Charakter nach weder eine polnische, noch eine russische, sondern eine vorherrschend jüdische Stadt, die bei der schnellen Entwicklung keine Zeit gehabt hatte, auf Schönheit zu achten. Immerhin müssen zu normalen Zeiten die mancherlei äußeren Annehmlichkeiten

der größeren Stadt vorhanden gewesen sein. Jetzt haben die Russen das Elektrizitätswerk und die Wasserleitung zerstört. Am 26. haben sie die Motore zum Elektrizitätswerk fortgebracht und angefangen, die Maschinenteile der großen Webereien zu zerstören und fortzubringen. Am 27. früh gab es noch Wasser. Da das Wasserwerk etwa acht Kilometer von der Stadt entfernt liegt, wurde es erst nach dem völligen Rückzug aus der Stadt durch Beschädigung der Maschinen außer Betrieb gesetzt.

In den Morgenstunden des 27. wurden die letzten Sprengungen am Bahnhof vorgenommen. Es sieht ja zunächst ziemlich wüst aus.. Die Bialystoker gingen am Sonntag zu den zerstörten Bahnhofsanlagen, wie man zu irgendeinem großen Schaustück geht. In Scharen bummelten sie auf den Gleisen und Bahnsteigen einher, die Mädchen balancierten auf den Schienen. Es war ein „großer" und „interessanter" Tag für die Neugierigen. Wenn man die Zerstörungen genauer ansah, konnte man leicht feststellen, daß es den Russen auch bei der Zerstörung an Gründlichkeit fehlt. Da waren die Weichen am Hauptgeleise ordnungsmäßig laut Pioniervorschrift gesprengt, aber hundert Meter weiter, an einem toten Strang, waren die Weichen vergessen worden, so daß es nur nötig wäre, die Stücke auszuwechseln; mit einem Arbeitsaufwand, der sehr viel geringer als die ganze Mühe der Sprengungen und Beschädigungen wäre. Die Speicher sind verbrannt worden, aber dazwischen sind große Hallen, in denen zentnerweise Ölkuchen lagern, verschont geblieben; landwirtschaftliche Maschinen, die in Reihen im Freien stehen, sind angezündet worden, als nur die ersten brannten, ließ man es gut sein — es war wohl auch große Eile nötig — und die übrigen sind „gebrauchsfertig". Ebenso geht es bei den Fabriken, die vor allem dann zu leiden hatten, wenn sie Deutschen gehörten. Vor einem Fabrikgebäude auf einem Wagen stand noch der mächtige Anker zu der Turbine, der wohl für 50000 Mark Kupfer enthielt. Es war nicht mehr Zeit gewesen, oder man hatte vergessen, ihn abzuholen in der Angst und Sorge des Rückzuges.

Für die Unannehmlichkeiten und Leiden, die sie in

den letzten Tagen gehabt haben, für die Schwierigkeiten der Wasserbeschaffung und des Lichtmangels, suchen sich die Bialystocker Kaufleute durch ganz unverfrorenes Ausbeuten unserer durchmarschierenden Truppen zu entschädigen. Tag und Nacht marschierten Truppen durch die Hauptstraßen. So war Nachfrage nach Lebensmitteln, die es nicht in der Feldküche gab, natürlich groß; Preise: Eine Flasche schlechten Bordeauxwein 10 Mark; eine Flasche russischen Kognak 8 Mark (Wert 4 Mark); eine Büchse Kompott 2 Mark; ein Glas Kaffee, ohne Milch natürlich, 40 Pfennig; eine Flasche Mineralwasser 1 Mark usw. Mit den kleineren Bedarfsartikeln ging es genau ebenso. Ich weiß, daß es sehr schwer ist, die Truppe im Anfang gegen diese schamlosen Ausbeutereien zu schützen, aber es bleibt sehr bedauerlich, daß die Leute, wenn sie nun einmal glücklich durch eine eroberte Stadt kommen, nicht als Sieger, sondern als Wolltiere betrachtet werden, die man scheren muß. Unsere Gutmütigkeit und unser „Edelmut" überschreitet zuweilen bedenklich die Grenze, nach der man diese vorzüglichen Eigenschaften anders benennt.

Ein größerer Teil der wohlhabenden Bevölkerung ist geflohen. Von den russischen Behörden wurden diejenigen, die bleiben wollten, so eindringlich zur Flucht ermahnt, daß kaum viel anderes übrig blieb, als den Mahnungen zu folgen. Trotzdem macht Bialystok einen recht volksreichen Eindruck. Auf den beiden Hauptstraßen drängt sich in den Abendstunden eine große Menge, die kaum Raum zum Durchschreiten läßt.

Es ist ein eigenartiger Zufall, daß die beiden Heerführer Exzellenz v. Scholz und Exzellenz v. Gallwitz, die sich in Bialystok trafen, demselben Regiment angehörten, zusammen 70/71 bei derselben Batterie im Feuer standen und die Stube teilten. Der Wind, der in diesem Kriege zusammen- und auseinanderweht, hat nun beide Schulter an Schulter gebracht, so daß die beiden alten Regimentskameraden nicht mehr von den Nachbargeschützen, aber von den Nachbararmeen sich grüßen können.

*

Eben — es ist 9 Uhr abends — tönt der Zapfenstreich durch die dunklen Straßen. „Zu Bett, zu Bett! Die Garde steht am Kupfergraben, zu Bett, zu Bett. Sie will die Traktamente haben, zu Bett, zu Bett!“ Ich trete auf den Balkon, unten gehen eilfertig die Komiteeleute mit der weiß-grünen Binde durch die leeren Straßen. Eine Kibitka mit dem Droschkenkutscher, die hier schon echt russisch mit Faltenrock und breiter Binde aussehen, tackelt vorüber. „Zu Bett, zu Bett!“ Aus den Fenstern kommt gelbes Lampenlicht. Eine Munitionskolonne rattert über das holprige Pflaster. Es wird ganz still, man sieht die Sterne über der häßlichen Stadt, in die zwei, drei schöne weiße Steinhäuser den neuen Weg zeigen. In einer Häuserlücke ragen unschön schwarz und steil zwei Riesenschornsteine in die goldene Herbstbläue des Himmels. Wahrzeichen von Bialystok, die Einmarsch und Leben hier grüßen.

Bilder aus Bialystok.

Bialystok, Ende August.

Der russische Militärfriedhof.

Ein paar Kilometer außerhalb der Stadt an der Straße nach Grodek liegen der russische orthodoxe und der katholische Friedhof von Bialystok. Der russische Kirchhof ist ursprünglich kleiner gewesen als der polnische; unter dichten Bäumen und Büschen — eine grüne Insel in der graugrünen welligen Trostlosigkeit dieses Stückes Erde — stehen die verwitterten alten Doppelkreuze. In diese Stätte, in der sich Gras und Blumen, Baum und Busch mit dem alten morschen Holz der Kreuze und den zerfallenden Hügeln zu stillem Ineinander fanden, hat der Krieg eine schreiende Veränderung gebracht. In dem alten Teil hat man die russischen und polnischen Soldaten begraben, die im Jahre 1914 in Bialystok gestorben sind. Es müssen viele Tausende in Bialystok gestorben sein. Die blauen und grünen Kreuze und Doppelkreuze stehen dichter als die Bäume, die den Hintergrund bilden. Nach Regimentern sind die Grabreihen, die schon mit dichtem Gras überwuchert sind, geordnet. Ein Wald von Kreuzen, und dann hört der alte Friedhof auf, und

auf dem anschließenden kahlen Sand daneben beginnt ein neues Gräberfeld, das die Toten von 1915 aufgenommen hat. Hier sind Tausende von Kreuzen dicht nebeneinander, alle haben das kleine weiße Blechschild mit Namen und Todestag. In Bialystok, dem wichtigen Knotenpunkt und russischen Hauptetappenort sind viele Lazarette gewesen, dieser riesige Soldatenfriedhof spricht dafür, daß hier auch Tote aus den Gefechten und Schlachten zurückgebracht worden sind, er erklärt auch, wie es kam, daß man zuweilen so wenig russische Gefallene sah, wo vorher Vernichtung gewesen sein mußte. Die dichten Gräberreihen sprechen eine ergreifende Sprache von den furchtbaren russischen Verlusten, keine noch so kluge Schönfärbung kann dieses stille Feld, das doch so laut redet, fortleugnen.

In einer Ecke ragen die Stangen für die gefallenen Mohammedaner, und dann ist noch ein sehr weiter Raum umfriedigt, der für die Zukunft bestimmt war.

Ein grauer Himmel wolkt über dem Acker, in dem Rußlands Söhne schlafen. Aus den Wolkenrändern bricht zuweilen gelbgraues Licht und streift über das ferne Bild der Stadt, die im Westen ihre Schornsteine und Häusergiebel aufreckt.

Abend in Bialystok.

Gegen Abend, etwa gestern, als das elektrische Licht noch nicht brannte, gibt es ein paar Ecken in Bialystok — in der Basarnaja oder Nicolaija — die einigen Reiz haben. Die Lampen stehen überall in den kleinen niedrigen Läden, die jede deutsche Kleinstadt besser kennt. Die Frauen und Männer drängen sich auf den Bürgersteigen, die bunten Schilder, die das Gewerbe ihres Ausstellers anzeigen, sind von Schatten und Licht lebendig und seltsam überhuscht. Die Soldaten, die gutmütigen deutschen Soldaten drängen sich und zahlen nach wie vor die unverschämten Preise.

Im Aquarium, dem einzigen Restaurant, in dem es vor kurzem zu essen gab, sind alle Tische mit Offizieren besetzt. Kerzen flackern. Es ist ein Treffen dort von Menschen, die sich Monate nicht gesehen haben, ein Wiedersehenslokal, das sich bemüht, die Freude nicht ins Uferlose wachsen zu

lassen. Tee: niema, Kaffee: niema, überhaupt, das „niema" ist vorherrschend bei jeder Art von Getränken, und im allgemeinen ist die Feldküche viel vertrauenerweckender.

Gespräche.

Die Dame, in deren Hause ich wohne, sagte mir: „Wir haben nicht gewußt, in welchem Lande wir wohnen, wie schrecklich barbarisch dieses Rußland ist! In den letzten Tagen haben die Russen genommen Geld in einer Weise, die schandvoll ist. Sie haben offen gesagt, ist der letzte Tag, müssen wir nehmen. Auf den Dörfern kostet ein Haus, das sie nicht anbrennen, zehn Rubel, hier war alles noch teurer. Einige haben noch etwas getan für das Geld, die andern haben genommen und nichts getan."

Die Vermutung und die Nachrichten, daß der russische Rückzug ein glänzendes Geschäft für die Militär- und Polizeibeamten ist, scheint sich danach zu bestätigen, obwohl ich mir bewußt bin, daß allen diesen Gesprächen mit gebliebenen Einwohnern nur ein bedingter Wert zukommt. „In Bialystok waren die schönsten Brillanten, die elegantesten Frauen, Sänger aus Petersburg und Warschau. Equipagen und Automobile. Diese Toiletten! Bialystok war eine reiche Stadt, wir erkennen es nicht mehr, wenn wir auf die Straße gehen. Wir sind in einer fremden Stadt."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß hier elegantes Leben geherrscht hat, es gibt ja keinen Laden in der ganzen Stadt, kein Gasthaus, es gibt eigentlich nur . . ." „Schmutz. Ich weiß. Aber man war unter sich; im Klub. Viel Gesellschaft. Es war nicht billig in Bialystok. Diese Wohnung, fünf Zimmer, kleiner Garten, doch in der Vorstadt, kostet beinahe 2000 Mark. Jetzt haben wir nicht einmal Licht, und die Butter kostet drei Mark."

Da ging — um die Mittagszeit — das elektrische Licht wieder an. Eben waren die Motoren, von denen man leicht ersetzbare Teile nur genommen hatte, wieder in Betrieb gesetzt, am Abend lief die Wasserleitung wieder. — „Es ging schnell, so schrecklich schnell, wie ihr Vormarsch! O diese Njemetzki!"

Die Erstürmung von Grodno

Die Erstürmung von Grodno

Grodno, den 4. September.

Nach dem Fall von Ossowiec und der Einnahme von Bialystok war die Bezwingung von Grodno nur eine Frage kurzer Zeit, zumal Anzeichen vorhanden waren, daß die Russen sich in Grodno kaum hartnäckig halten würden. Nach vier Tagen Belagerung ist Grodno von der 8. Armee gestürmt worden, trotzdem sich die Russen entgegen den Vermutungen erbittert schlugen und selbst nach Verlust der Forts und Stellungen auf dem linken Njemenufer die Stadt Grodno in verzweifeltem Straßenkampf zu halten suchten.

In der Nacht zum 1. September wurden die Vorstellungen, die sich auf dem stark hügeligen Gelände vor dem äußersten Fortgürtel hinzogen, von der aus der Richtung Ossowiec—Bialystok vorgehenden 8. Armee genommen. Schon diese Feldbefestigungen, die sich ausgezeichnet in das Gelände paßten, sich vorzüglich gegenseitig flankierten, zeigten, daß die Russen auch an der Südwestfront von Grodno ernsthafte Vorbereitungen getroffen hatten, daß es trotz allem ihre Absicht gewesen war, diesen letzten Stützpunkt vor Wilna wenigstens längere Zeit zu behaupten. Auf das energische und schnelle deutsche Vorgehen, das an unsere Truppen auch wiederum sehr hohe Ansprüche stellte, schienen sie nach Verlust dieser Vorstellungen in ihren Absichten schwankend geworden zu sein. Wie überhaupt das Verhalten der Russen bei Grodno für die Ratlosigkeit und die zunehmende Unentschlossenheit auch der russischen obersten Heeresleitung kennzeichnend ist. Ausgedehnte Brände — die Gutshöfe zwischen Vorstellung und Fortgürtel fielen ihnen vornehmlich zum Opfer — kündeten das Zurückfallen der Russen an. Der Himmel in der Richtung Grodno war dunkelrot wie vor Sonnenaufgang. Eine matte Helligkeit nahm die ganze Nacht auf Kilometerentfernung nicht ab.

Am Tage darauf wurden die neuen Forts 4 und 5 und die Nebenwerke im südwestlichen äußersten Fortgürtel unter Feuer genommen und Fort 4 nachmittags gestürmt. Die Werke 4a und b fielen in der Nacht in die Hände der angreifenden Truppen. Fort 5 wurde zu gleicher Zeit von den Russen gesprengt, so daß am Morgen des 2. September die neue und starke südwestliche Fortlinie mit allen Nebenwerken im Besitz unserer Truppen waren. Im weiteren Vormarsch wurden die alte innere Fortlinie besetzt und nachmittags der auf dem linken Njemenufer gelegene Stadtteil von Grodno erreicht.

Um 5 1/2 Uhr drangen die ersten Kompagnien in die Stadt am rechten Njemenufer ein, nachdem das Übersetzen in Pontons von den Russen nicht gestört worden war. Gegen Abend fing die russische Artillerie plötzlich an, sowohl die Vorstadt wie die Stadt Grodno mit Granaten und Schrapnells zu belegen. Gleichzeitig stieß unsere Infanterie beim Vordringen gegen den Bahnhof auf Widerstand. Hier entspann sich ein wütender Straßenkampf, bei dem die Russen aus den Häusern feuerten. Unter Schrapnellregen schlugen die Pioniere eine Schiffsbrücke, und Artillerie wurde in die Stadt gebracht. Am Morgen des 3. September versuchten die Russen unter Unterstützung ihrer Artillerie, die die ganze Stadt mit Schrapnells belegte, vom Bahnhof her einen heftigen Gegenangriff der mit Artillerie und Maschinengewehren, die die Bahnhofstraße entlangfeuerten, zurückgeschlagen wurde. Als ich zu der Feldartillerie kam, war eben ein zweiter Angriff, der die Russen bis auf 400 Meter an unsere Kanonen brachte, blutig zusammengebrochen. Die Straße entlang lagen die Leichen der Stürmenden.

Am Nachmittag wurde der deutsche Angriff gegen den Bahnhof und die dahinterliegenden Reserven konzentrisch angesetzt. Die Russen wurden im heftigen Bajonettangriff geworfen. Fort 2 und 3, die als starke Ringforts ausgebaut sind, hielten sich während des Tages noch. Gegen Abend um 6 Uhr wurden beide genommen. Damit war auch der Nordteil der Festung Grodno in deutscher Hand. Die russischen Verluste an Toten allein betragen in diesen heftigen Kämpfen 3500 Mann.

Ebenso planlos wie der verzweifelte russische Widerstand und die Angriffe, nachdem das Schicksal der Festung unabwendbar war, sind die russischen Zerstörungen und Sprengungen gewesen, so daß gewaltige Vorräte, die noch nicht zu übersehen sind, in unsere Hände fielen. An einer Stelle sind nach Schätzung allein 400000 Büchsen Konserven erbeutet worden.

*

Grodno, den 4. September.

In Kusnitza sahen wir den spitzen Wimpel eines Stabes. Wir platzten ins Zimmer der betreffenden Exzellenz. „Grodno soll vor der Einnahme stehen! Kann man weiterfahren?" „Fahren Sie nur nach Grodno, und sagen Sie mir, wie es dort aussieht." Es war der Abend, da man die volle Stärke der neuen äußeren Fortlinie erst völlig erkannte. Wir fuhren zum Divisionsstab, der ein wenig schräg rückwärts in einem Gutshaus lag. Der Himmel war von den Bränden bei Grodno gerötet. Die Abendwolken standen in dunkelroten leuchtenden Farben über dem heftgelben Horizont im Osten, über mir glänzte kühl und verdämmernd blau der Herbsthimmel. Eine neue Sonne schien über Grodno aufzugehen bei dem Wachsen der Nacht, es wurde so hell, daß man den Weg deutlich erkannte und ohne Licht alle Einzelheiten der Umgebung sah.

Das kleine Gut war erreicht. Die Herren saßen beim Abendessen. Wir bald auch. Man saß auf Stühlen, Kisten, Deckeln, war in etwas müder aber gespannter Stimmung. Sehr bald ging alles an Arbeit. Wer schlafen durfte, ging „pennen".

„Ach, einmal in einem richtiggehenden Bett liegen und vorher ein Glas Münchner trinken!" sagte der Telegraphenoffizier, mit dem ich den Raum teilte.

„Ob man die Hosen ausziehen kann?"

„Um fünf Uhr wecken!" „Das wird eine harte Nacht für die Infanterie." „Bialystok war für viele unserer Leute die erste Stadt, die sie seit Dreivierteljahr gesehen hatten." „Ein Drecknest!" „Wir fanden's herrlich, heißt, ich hatte nischt von. Gute Nacht!" „Gute Nacht!"

Die Kerzen verlöschen. Knistern von Stroh, tiefe Atemzüge.

Am Morgen schwimmt eine trübe, schwärzliche Brühe in der Gummiwanne. Es soll Wasser sein. Auf jeden Fall ist es kalt und naß.

Ich gehe zum Hügel 233, von dem man Grodno liegen sehen kann und die Forts. Die Meldungen, daß Fort 5 besetzt und Fort 4 b genommen ist, sind noch nicht eingelaufen.

Über Wiesen und durch Erlengebüsch geht der Weg zu den Hügelreihen, die laut Karte bewaldet sein sollen. Aber der Wald ist — im Gegensatz zu Nowo-Georgiewsk — überall sorgfältig niedergeschlagen worden, nur ein paar Bäume hat man als Richtungspunkte für die Festungsartillerie stehen lassen. Die mächtigen, niedergehauenen Fichten und Kiefern versperren den Aufstieg mit einem Astgewirr, daß man jeden Schritt erkämpfen muß. Vorher ist die russische Vorstellung zu passieren, die auf halber Höhe sich in die Hügelreihe schmiegt und sorgfältig mit aufgelegten Rasenstreifen und Wacholderbüschen maskiert ist. Es ist alles halb, was die Russen tun und auch das, was sie lassen. Was nützen die schönsten Vorstellungen, wenn man aus Furcht vor Verlust nicht den Mut hat, genügend Artillerie in Stellungen und Forts zu stecken? Man vermeidet den Verlust von Artillerie, das ist unbestreitbar, aber man wird schließlich mit den geretteten Artillerieresten den Ural behaupten können; außerdem ist zu rechnen, daß der fortwährende kleine Verlust — der in einzelnen Fällen sich ja erheblich gesteigert hat — sich allmählich auch hoch summiert. Der russische Rückzug war zum Teil ausgezeichnet gemacht, das zu leugnen wäre zwecklos, aber die zunehmenden Halbheiten und die zunehmende Mutlosigkeit in den Anordnungen der russischen Armeeleitungen zeigen, daß keine Armee — auch nicht die russische, trotz ihrer Übung in Rückzugsdingen — es aushalten kann, seit Monaten auf jeden eigenen Willen, jeden Offensivgedanken zu verzichten. Man kann mit zähen und gut angesetzten Nachhutkämpfen, die vor keinen Menschenopfern scheuen, eine Katastrophe aufhalten, ausschalten kann man

sie nicht, wenn jede neue Linie schon vor ihrer Einnahme als hoffnungslos bedroht betrachtet werden muß.

Von der Höhe 233 kann man Stadt und Festung Grodno liegen sehen. Die schweren Kuppeltürme der orthodoxen Kirche, die Sophienkathedrale, die Bernhardiner Kirche, die alte Pfarrkirche lösen sich wie dunkle schöne Schattenbilder aus dem Morgennebel. Der Geschützlärm ist verstummt. Es ist der Augenblick, da die äußere südwestliche Fortlinie fest in unserer Hand ist und die Truppen gegen die Stadt rücken.

Bei der Rückkehr zum Stab erfahre ich die eingetroffenen Meldungen. „Nach Grodno!" Exzellenz lacht. „Wenn Sie gut schwimmen können! Vorläufig ist noch kein Bataillon drüben. Auch der Njemen ist ein Fluß." „Man wird sehen, wie weit es geht." „Schönchen, fahren Sie. Nehmen Sie sich vor den Kugeln in acht, manche sollen treffen. Los!" „Auf Wiedersehen!"

Bei Fort V an der Chaussee Dombrowo-Grodno machen wir halt. Ein guter Weg führt in das weitläufige Werk, das noch nicht ganz fertig ist. Die Stellungen gegen Südwesten — völlig neue, jede Betonkante ist noch frisch und scharf — sind ziemlich vollendet: meterdicke Betonlagen, ausgezeichnete Schützenstände, breites Hindernis vor tiefem Einschnitt. Die deutschen Granaten haben das Werk übersät. Die Betondecke haben die mittleren Kaliber nicht durchgebissen, aber ein paar Treffer sind in die Kante der Schützenstände gegangen und haben genug gewirkt. Russische Gefallene liegen umher, der kleine Birkenwald hinter den Kasematten ist zerfetzt und zerrissen, es riecht nach Laub, ein kleiner Sandhügel, der noch nicht ausgebaut ist, zeigt Trichter neben Trichter. Das Werk ist sichtlich noch nicht vollendet, der rückwärtige Ausbau ist noch gar nicht angefangen, Sandhänge, in die notdürftig Holztreppen eingelassen sind, vermitteln die Verbindung nach rückwärts. Die Trancheen scheinen eben fertig geworden zu sein, so neu glänzt das verwendete Holz. Aber alles ist in großem Stil angelegt, Grodno sollte unzweifelhaft noch vor kurzer Zeit den letzten Widerstand an der Njemenlinie halten. Es sollte als moderne Ringfestung ersten Ranges

ausgebaut werden mit jeder möglichen Ausnutzung des für Festungszwecke überaus günstigen Geländes.

Es fing an zu dunkeln, als wir an der aufgegebenen, veralteten inneren Fortlinie vorbeifuhren. Rechts von der Straße brannten mächtige Speicher. Das Mehl lagerte in Säcken im Freien. Unsere Truppen waren so schnell gekommen, daß sie noch einen beträchtlichen Teil retten konnten. Andere Speicherbauten waren völlig unversehrt.

Die ersten Häuser der Vorstadt tauchen auf. Am Himmel zeichnet sich eine Schrapnellwolke, der heftige Westwind läßt vom Geschützlärm nichts hören. Als wir die Hauptstraße des Vororts erreichen, ist es dunkel und still, alle Häuser sind geschlossen, wie Schatten huschen einzelne Gestalten in die Nebengassen. Ein paar Soldaten stehen vor einer Apotheke, ein Arzt kommt heraus und spricht uns an. „Der Hauptmann ist nicht transportfähig.“ Eben ist Hauptmann v. W. von Schrapnellkugeln tödlich verwundet worden. In der Apotheke brennt eine Kerze, die Läden sind geschlossen. Bis zu dieser Minute, da die Dunkelheit alles umfaßt, haben die Russen einen Schrapnellhagel von über hundert Schuß hierher geschickt. Der Übergang vor ein paar Stunden war noch ungestört, dann begann die Kanonade.

Vom anderen Njemenufer klingt Infanteriefeuer herüber, wird still, flackert wieder auf. Maschinengewehre setzen kurz ein. Wieder Stille. Der Mond ist noch tief. Es ist stockdunkel. Die Straße führt steil zum Njemenufer hinab, das Wasser strömt gegen die gesprengte große Eisenbrücke. Drüben ragt wunderschön in dem ungewissen, hellroten Lichtschein von Brandwolken Grodno empor. Die Kirchen scheinen alles Licht auf ihren Kuppeln zu sammeln, die Häuser und Häuschen schmiegen sich ängstlich in die Dunkelheit.

Ein Stückchen weiter hinauf den Strom arbeiten die Pioniere. Immer wieder fallen einzelne Schüsse, Hochgänger schlagen in die Häuserfront hinter mir. Drüben ist heftiger Straßenkampf. Artillerie setzt ein, die russischen Granaten suchen wieder die breite Straße der Vorstadt. Es ist unmöglich, dort das Auto zu lassen. Ich gehe zurück,

die gesprengte Brücke hebt sich jetzt gegen den Brandschein am Himmel wie ein wunderfeines Filigranwerk ab. Die Dunkelheit der Uferstraße wirkt um so tiefer dagegen. Eine Maschinengewehrabteilung kauert auf den Häuserschwellen und wartet auf Befehl. Es ist, als ob sich der ganze Weg des Krieges in diesem Punkt zusammenfaßt: Der flackernde rote Himmel, die dunkle Straße mit den toten Häusern, die müden Soldaten, die auf Befehl zum Vorgehen warten, der Sieg, der über den Kuppeln der genommenen Stadt glänzt, Gewehrlärm, der dumpfe Aufschlag von Granaten und dazu das Wissen, dies ist die letzte russische Festung am Njemen. Hier ist ein Abschnitt.

*

Wir übernachten auf einem Heuboden, der nur den einen Fehler hat, daß ihm jedes Heu fehlt, auch ein paar Bretter, so daß der Nachtwind über unsere Köpfe streicht. Gegen 3 Uhr wird es sehr kalt, um 4 Uhr beginnen wir uns fertig zu machen. Wir waschen uns in der Loßößna, die klares Wasser führt. In den Birken hängt goldzitterndes Morgenlicht und tropft auf die Wiesen nieder.

Dicht an der Straße vor den ersten Häusern der Vorstadt stehen zwei Batterien, Haubitzen und Kanonen, und feuern ununterbrochen. Zielrichtung Fort VII und der Bahnhof und die Kaserne von Grodno.

Der Lärm des Feuergefechtes in der Stadt selbst dringt herüber. Durch eine Nebenstraße gehe ich in der Richtung des Njemen. Die russischen Granaten suchen die Stadt ab. Die Pontonbrücke ist unter dauerndem Schrapnellfeuer. Ich sitze auf einer Bank, und über der Straße kreuzt sich die Flugbahn der gegenseitigen Artillerie. Nur gerade dieser Straßenteil wird von den Russen vorläufig nicht gesucht. Aus einem Hause ein wenig rückwärts schrillten plötzlich Frauenstimmen und ein lautes schütterndes Kinderweinen hebt an. Eine russische Granate hat eingeschlagen und zwei Frauen verletzt. Hilferufe gellen. Der immer stärker einsetzende Kanonendonner überdröhnt alles.

Ich gehe bis zur Brücke und benutze einen Augenblick, da das russische Feuer aussetzt, in die Stadt hinüberzugehen.

Ein paar Pferde von den Kolonnen liegen am Wege, Kugelspuren, zerbrochenes Glas überall. Als ich auf den Paradeplatz komme, ist es im Augenblick etwas ruhiger. Zwei Infanteriekompagnien haben die Gewehre zusammengesetzt und hocken an den Häusern. Auf dem sauberen Schmuckplatz blühen die Herbstrosen. Sonne glänzt über dem geschorenen Rasen. In der Apotheke drängen sich unsere Leute und kaufen Selterwasser. Ab und zu drückt sich ängstlich ein Einwohner an den Häuserfronten entlang. Aus einem Kirchturm bricht eine kleine rote Feuerfahne, gerade die Spitze ist von einem Schrapnell gefaßt worden.

Mir fällt ein, daß ich seit langem nichts gegessen habe. Ich gehe in ein Hotel „Europäßki". Der Wirt will mir einen Tisch im Keller decken. „In einer Stunde können Sie Hühner haben!" „Schön, aber doch lieber im Speisesaal." „Wird es bald vorbei sein?" „Glaube schon!" „Ein schlimmer Tag für Grodno."

Ich gehe an die Bahnhofstraße, da steht ein Feldgeschütz und rechts und links auf Tischen postiert ruhen Maschinengewehre. „Eben sind die Russen auf 400 Meter heran gewesen," sagt der Offizier am Geschütz. Die lange, gerade Straße entlang liegen die dunklen Körper der Gefallenen. Ein zerschossenes Gebäude aus rötlichen Steinen bildet den Abschluß, da sieht man russische Soldaten über die Straße laufen.

„Aus den Gärten um das Gouvernementsgebäude wurde vor einer halben Stunde noch gefeuert, da links herauf schossen sie. Aus dem kleinen Haus da auch. Granaten mit Verzögerung auf dreißig Meter hinein, als sie sich nicht ergeben wollten."

Ich biege hinüber zu dem zweiflügligen, lichten Haus, in dem Kaiser Sigismund gewohnt haben soll. Das Heulen der überfliegenden Granaten und das Platzen der Schrapnells wird das Ohr nicht mehr gewahr, so daß ich mich fast wundere, wie ein Soldat an die Brust faßt und seitwärts gegen eine Wand stürzt und ein Zivilist den Arm sinken läßt und zu schreien anfängt. Die Tragbahre wird gebracht.

Die lagernden Truppen, die die Mitte des Platzes vor dem Gebäude halten, ziehen sich in eine Seitenstraße.

Ich gehe durch den Palast, der voll ist von Kunstwerken; schönen, geschmackvollen Möbeln, Bildern, Tischchen, eingelegten Schränken. Ein paar lichte Zimmer, die ganz englisch anmuten, gehören sichtlich der Hausfrau. In dem großen Empfangssaal, dessen Parkett spiegelnde Reflexe wirft, steht ein riesiger ausgestopfter Auerstier aus dem Walde von Bjelowesk. Das Licht dringt von zwei Seiten in den Staatsraum. Dicht beim Fenster liegen zwei Russen. Sie liegen, als ob die Kugel sie eben getroffen hätte, der eine hält noch das Gewehr, der andere ist vornüber, wie im Sprung zum Fenster, auf das Gesicht gefallen. Ein roter Streifen zieht sich auf dem Sternenmuster des Bodens.

Inzwischen sammeln sich die Truppen zum konzentrischen Vormarsch. Singend marschieren sie durch den besetzten Stadtteil. Ich gehe in das Hotel, schnell meine bestellten Bissen zu essen, finde einen anderen Tisch noch von ein paar Offizieren besetzt, und unter dem fortwährenden Dröhnen der Geschütze wird am weißgedeckten Tisch „serviert". Das russische Feuer auf die Stadt hört währenddem allmählich gänzlich auf, unsere Batterien, die jetzt dicht am Njemen stehen, haben allein das Wort.

Gewehrfeuer hallt herüber. Kurz. Detonationen folgen in immer kürzeren Zwischenräumen. Man hört den Einschlag der Granaten. Der Bahnhof wird gestürmt. Von den Kasernen muß Haus bei Haus mit dem Bajonett genommen werden. Eine Heldenleistung der stürmenden Landwehrtruppen, die auf den heißen Tag von Grodno stolz sein dürfen!

Es wird wieder dunkler, der zweite Abend in Grodno beginnt. „Was soll werden?" Niemand weiß, wie weit wir sind. Die Reserven stehen und warten. Geduldig, still. Auf dem Paradeplatz treffe ich auf den Regimentskommandeur eines ostpreußischen Regiments. Ich hatte den Oberstleutnant in den dreckigsten Tagen vor Gumbinnen gesehen, dann beim Vormarsch während der Winterschlacht. „Ich hatte schon zweimal recht, wie?" ruft er mir zu. „Kommste

übern Hund, kommste übern Schwanz. Im übrigen haben wir den Bahnhof und die Kasernen, unsere Truppen sind bis zum Waldrand durch."

Auf dem Wege höre ich, daß das Gouvernementsgebäude brennt. Ich muß doch vorbei. Ein dünner Wasserstrahl plätschert auf einen Flügel, der leicht glimmt, viel Gefahr scheint nicht zu sein.

Die Straße am Bahnhof entlang liegen die russischen Toten. Von den Kasernen her flammt immer neuer Feuerschein auf. Es riecht nach Brand und Blut. Man kann in dem Wirrwarr von Eisenteilen, Drähten, Uniformen, Gewehren nicht mehr weiter. Durch die dunklen, menschenleeren Straßen stolpere ich in die Stadt zurück, die wir nun fest und ganz besitzen. Ein Offizier sagte mir, daß Fort VI und VII seit zwei Stunden gefallen sind.

Das Gouvernementsgebäude brennt jetzt in hellen Flammen. Funkengarben fliegen prasselnd zum Himmel, der größte Teil des Schlosses ist ein Flammenmeer. Ein paar Soldaten stehen und sehen in das Feuerspiel. An einem der kleinen Häuser auf der andern Seite des Platzes sitzt ein Landwehrmann auf der Schwelle. Er spielt unbekümmert um alles, was um ihn vorgeht, Mundharmonika.

> Ach, wie ist's möglich dann,
> Daß ich dich lassen kann,
> Hab' dich von Herzen gern,
> Das glaube mir . . ."

Sein bärtiges Gesicht, vom roten Schein überleuchtet, ist ganz verklärt und versunken, und nach dem wüsten und harten Tag klingt mir der Abend in dem weichen Ton des Volksliedes aus. Noch im Halbschlaf sehe ich das gute, tüchtige, deutsche Gesicht, das die Welt vergißt und die Schwere und die Not in Gedanken an zu Hause. Für die ward Grodno erobert, für die geht's weiter, immer weiter, und Heimweh und Siegesfreude mischen sich zu zitterndem Ton. In den ersten Halbschlaf aber dröhnen schon wieder die harten, taktfesten Schritte der vorbeimarschierenden Regimenter, die kein Ende nehmen wollen.

Auf Wilna

Die Kampflage bei der Armee Gallwitz

Bialystok, den 11. September.

Nachdem der russische Versuch, in dem Halbbogen, der sich auf Brest-Litowsk anlehnt und hinauf über Ossowiec, Grodno, Kowno nach Riga ging, Widerstand zu leisten, in dem Augenblick zusammenbrach, da das Zentrum bei Bielsk eingedrückt war, Brest-Litowsk daher aufgegeben werden mußte und Kowno erstürmt war, handelte es sich zunächst darum: den letzten Rest dieser starken Linie, Grodno, zu nehmen und aus dem Sumpfgebiet, das jetzt den Kriegsschauplatz beherrscht, den großen Vorteil zu ziehen, den es auch für den Angreifer bietet. Es ging — während die 8. Armee Grodno nahm — in den fortlaufenden Gefechten der letzten zehn Tage darum, die Bewegungsfreiheit der Russen, die durch das Sumpfgebiet eingeschränkt ist immer mehr zu verkleinern und zu verengern. Das Kennzeichnende für die Kämpfe im Zentrum ist einerseits, daß die Russen dem deutschen Stoß, der sich in der günstigen Lage befindet, überall die beste Stelle zu suchen, nicht mehr Nachhuten entgegenstellen, sondern ihre ganze Kraft aufwenden müssen, um ihn überhaupt ernstlich aushalten zu können, andererseits die Wegeschwierigkeiten, die unsere Armee bei diesem Vormarsch besiegen muß. Die Resultate dieses Ringens der letzten Tage sind nicht so schnell in die Augen springend, wie die der vorhergehenden Wochen, aber sie sind einem verzweifelt und tapfer sich wehrenden Gegner gegenüber täglich errungen worden. Von Abschnitt zu Abschnitt schiebt sich die Linie vor unter Leistungen, die mit zu den schwersten dieses Feldzuges gehören. Sobald der Keil, den wir spitz vorwärtstreiben, an einer Stelle die russische Stellung weit genug durchbrochen hat, wird die russische Linie, die den Druck dann nicht mehr abwartet,

zurückgenommen. Der Russe hat die Erleichterung dabei, daß er den Rückzugsweg unzerstört und vorbereitet findet, aber die von Tag zu Tag drückendere Erschwerung, daß er ihn nicht mehr frei wählen kann.

Nach der Zurückdrängung aus dem Swislosczabschnitt — Schwitzlochabschnitt nannten es bezeichnend die angesetzten Truppen — hielten die Russen mit allen Kräften eine hügliche Stellung vor dem Roßbach. Nachdem sie hier in erbittertem Kampfe geworfen waren, konnten sie sich am Roßbach selbst nicht mehr halten, weil die Kämpfe vorher sie zu sehr erschüttert hatten und suchten erst wieder hinter dem kilometerbreiten Sumpfgebiet der Zelwianka Widerstand zu leisten. Die undurchdringliche Sumpfstrecke war natürlich frontal nicht zu nehmen, so daß der Stoß nordwärts auf dem gangbaren Gelände in der Nähe des linken Njemenufers und zum Teil mit über den Njemen geführten Truppen in Verbindung mit der Nachbararmee geführt wurde. Die Höhen 111 und 220 hinter dem Dorf Piesk wurden gestürmt, auf dem rechten Njemenufer der Straßenknotenpunkt, das Dorf Szkidel nordöstlich der Querbahn Grodno-Wolkowysk genommen. Der südliche Teil des russischen Zentrums ist damit wiederum aus seiner Stellung gehoben; die unpassierbaren Sumpfstrecken der Korytnica drohen in seinem Rücken. Freilich wurden diese Erfolge — das sei betont — nicht leicht erreicht. Bei Szkidel setzten die Russen starke Kräfte offensiv ein, ebenso bei Niekrasze; erst in der Nacht war unser Erfolg völlig gesichert. Die greifbaren Resultate der schweren letzten Arbeit, die dem erbitterten Widerstand der das Innere verzweifelt deckenden russischen Armee galt und gilt, Arbeit von Truppen und Führern, machen sich auch hier bemerkbar. Was für Anforderungen Nachschub und Verpflegung bei diesem Gelände und diesen Wegen stellen, habe ich neulich schon angedeutet, aber neben den kämpfenden Truppen leisten unsere Eisenbahner und unsere Kolonnen Übermenschliches, und erst heute konnte ich mich an wichtiger Stelle überzeugen, wie schnell und glänzend diese Arbeiten zur Sicherung unserer rückwärtigen Verbindungen fortschreiten. Es ist kindisch, im Zeitalter der Eisenbahnen

und der Automobilkolonnen von den Unmöglichkeiten des weitesten Vormarsches zu fabeln. Unsere Kolonnen können über 100 bis zur Glanzleistung von 175 Kilometern von dem jeweiligen Punkte nach vorwärts gehen, bis zu dem die wiederhergestellten Eisenbahnen rollen. Wer die Schnelligkeit, mit der die Bahnen betriebsfähig gemacht werden, staunend bewundert hat, weiß, daß der Vormarsch, seine Ausdehnung und seine Ziele — nur — von unseren strategischen Erwägungen abhängen und daß er beliebig weit bis zur Erschöpfung und Vernichtung geführt werden kann. Das haben — wenn es noch zu beweisen nötig war — die schweren und stets erfolgreichen Kämpfe auch in den letzten zehn Tagen bewiesen.

Auch Wilna.

Wilna, 19. September 1915.

Seit zwei Wochen brennt die gewaltige Schlacht; die Armeen Hindenburgs schlagen von Wilna bis Liba in ununterbrochenem Hammerschlag auf den starken russischen Nordostflügel. Auf Morastwegen geht es vorwärts, regen- und sturmdurchfegte Herbstnächte machen es dem deutschen Heere nicht leicht, aber die wundervolle, wenn man ihre Entwicklung täglich sieht, täglich sich neu und großartiger offenbarende Hindenburg-Ludendorffsche Strategie weiß selbst die Schwierigkeiten zu eigenem Vorteil umzugestalten. Aber — die Truppen marschieren, es ist über die Operationen daher natürlich nichts zu sagen, nur: als Frucht des großen Kampfes, der sich da vor uns weiterrollt, ist auch Wilna in deutsche Hände gefallen.

Die Russen haben erklärt, jetzt beginne das neue Spiel. Wilna würde bis zur letzten Patrone gehalten, bis zum letzten Atem von Mann und Roß. Das Spiel hat begonnen — auch Wilna ist deutsch.

Gestern sind die Truppen des Generals Litzmann von Westen her von den Seeengen bei Troki—Nowe in die Stadt gezogen. Sie wurden — wie die Sieger in Warschau, mit Rosen und Astern beworfen, aus den Häusern winkte und jubelte es. Ein Winken vom Pferde, ein Lachen aus

der Reihe, sie zogen weiter, wie sie weiter durch Kowno gezogen waren: auch Wilna grüßte die deutschen Sieger.

*

Als ich Bialystok am 12. September verließ, war die Armee Gallwitz auf dem Wege gegen Lida. Bialystok selbst sah etwas freundlicher aus, weil das elektrische Licht brannte, auch in den Köpfen der Bewohner war etwas Licht gemacht worden. Sie waren nämlich bis dahin der Meinung gewesen, es genüge, wenn man erkläre, man habe die Deutschen erwartet. Dies Wohlwollen des Mundes schließt alle Leistungen aus. Trotzdem die Russen mit schwerer Faust in das Leben der Stadt gegriffen hatten, wußte man nach 14 Monaten Krieg weniger von seinen Erfordernissen als ein Schulkind in Berlin oder Wien, oder man tat so. Stellte sich die deutsche Armee als eine Schar von jungen Lämmern vor, dachte nur an die eigene, sicherlich nicht leichte Lage und an ihre Verbesserung, man war: bemitleidenswert und froh. In Wilna hatte der erste Tag schon ein anderes Gesicht, und — das ist natürlich das Entscheidende dabei — die Haltung der Großstadtbevölkerung Wilnas ist nicht von den Erwägungen einer Webereistadt wie Bialystok abhängig. Letzten Endes sind die wirtschaftlichen Interessen — daß die von Bialystok nach der russischen Seite zielen, muß man zugeben — ausschlaggebend. Es ist nämlich auch bei den Juden so, daß sie in erster Linie weder deutsch- noch russenfreundlich, sondern judenfreundlich sind, was vielen scheinbar entgeht. Es wäre sehr merkwürdig von ihnen, die nicht an Sentimentalität haben leiden können, dafür sorgten die Russen, sich etwas anderes vorzustellen.

Seitdem Warschau gefallen ist, haben auch die Polen ihre Hoffnungen auf unsere Seite gepflanzt. Sichtlich. Wir sind willkommene Sieger, wir werden, je mehr die Schale Rußlands sinkt, um so willkommener sein. Die russische Drohung und Mahnung: in einem Monat sind wir wieder da, die sie auch in Wilna hinterließen, ist zum Kindergespött geworden, auch in Wilna.

Über Ossowiece, das noch sehr viel stärker war, als man sich vorgestellt hatte, von der Nordseite uneinsehbar

und uneinnehmbar (noch 2 km vor den Hauptwerken erkennt man sie nicht) und Grajewo fuhr ich in diesen Tagen nach Kowno. Im Gegensatz zu Grodno, wo am Einnahmetag doch selbst Leben und Geschäfte unter dem Kugelregen merkwürdig genug weitergingen, war Kowno eine tote Stadt, in der kein bürgerliches Leben mehr, auch nur schüchtern, sich zeigte. Alle Läden — das Dutzend Ausnahmen betonte das Tote der Stadt nur noch mehr — waren geschlossen, die schönen, alten Gotteshäuser ragten über stille, gestorbene Straßen.

Nur die schlendernden und marschierenden deutschen Soldaten sprachen von Leben, von dem heißen, hastigen Leben einer großen Soldatenstadt nicht fern von der kämpfenden Riesenfront.

Über Wilkomir fuhr ich dann gestern Nacht gegen Wilna. Regen und Hagelschauer. In Wilkomir, es war 3 Uhr, unterbrach sich die Fahrt, denn die gute Straße hörte auf. Es ist erstaunlich, aber eigentlich nur russisch, nach Wilna, nach der Großstadt von über 200000 Einwohnern, führt von Norden, Westen und Süden keine einzige Chaussee. Nur russische verbesserte Landwege und Straßen, die auf der Karte schon mit mehr als verdächtig bezeichnet sind, sind vorhanden. In Wilkomir gibt es das „Hotel de Noblesse". Noch aus der französischen Ententenerinnerung hat man sich dort eingeprägt: „noblesse oblige" und das ins Östliche dahin übersetzt, daß man besonders ausdauerndes und zahlreiches Ungeziefer züchtet. Es war da übrigens ein Zimmer, das noch ganze Fensterscheiben hatte. Wir deuteten dort Schlaf an, eine erbeutete russische Kanone stand vor der Tür und eine Wache, die das Geschütz, das Hotel und den Schlaf bewachen sollte. Der Regen schlug gegen die Scheiben, eine Automobilkolonne ratterte durch die dunkle Nacht da draußen, um denen vorne Proviant zu bringen. Denen vorne, die Wilna genommen hatten und deren Dach die jagenden Wolkenfetzen waren.

Um 4 Uhr ging fahles Licht durch das Fenster. Wasser gab es in ganz Wilkomir nicht. Alles Wasser war von Mann und Pferd ausgetrunken, die Brunnen streikten.

Viel Böses kann Gutes bergen. Der schwere Regenguß gab reichliche Traufe aus der Dachrinne des Hotels „De Noblesse", das bei zunehmendem Licht Billard- und Speisesäle enthüllte. Eine Billardpartie war noch nicht bezahlt, sie stand an der Tafel, und der sie zu zahlen hatte, war ein russischer Leutnant. Wie alle diese Wohnstätten an den Kriegsheerstraßen sahen die ehemals vielleicht — und besonders für Wilkomir — erstaunlich guten Räume wie eine Gesellschaft nach durchschwärmter Nacht aus: hohl, schmutzig, wüst, böse und voll Ekel.

Schirwinty, Mejszagola. Danach begann der Weg des gestrigen letzten Nachhutgefechtes vor Wilna. Die ersten Gräben wurden noch gehalten. Zerschossene Häuser, glimmende Asche, Granattrichter auf den Feldern. Ein kleines Waldstück. Linie gegen Linie auf 50 Meter nahe. Russische Tote. Hier, da. Das hügelige Ackerland ist mit braunen, armen Saaten übersät. Da, hier. Am Straßengraben, neben einer Hütte. Granattrichter. Ein Feld von Toten. Die russische Nachhut ist zerrieben. Ein Kreuz, noch eins... Auch das Zerreiben kostet. Auch Wilna wurde bezahlt. Neue russische Stellungen schmiegen sich in die Hügel, fertige und halbfertige, frontale und sich flankierende, sie zeigen die Male des Kampfes nicht mehr: es war entschieden an anderer Stelle, längst entschieden: auch Wilna war unser.

Die Höhen am Ufer der Wilia tauchen auf. Goldene Kuppeln, Zwiebeltürme und Spitzen. Die Kirchenstadt Wilna hebt sich in dem lichtgrauen Horizont.

Die Vorstadt auf dem rechten Wilia-Ufer. Kolonnen über Kolonnen. Astern zwischen dem Waffenrock, blaue, rote, weiße Astern, am Karabiner, am Wagen.

Wir fahren zur Seljony-Brücke. Gesprengt. Aber die neue Brücke, die in den Stadtteil Sukischi führt, ist fahrbar. Die russische Sprengung hat nur an der linken Seite das Pflaster aufgerissen und ein paar Eisenteile verbogen. Das Auto kann passieren, wie es die Artillerie konnte. Und nun wiederholt sich mir das Bild des ersten Tages in Warschau. Eine Großstadt, die der Krieg drücken, aber doch kaum sonderlich stören konnte. Das Straßenbild ist

voll Leben und Bewegung. Die Hotels sind offen. In den Läden ist alles zu „normalen Kriegspreisen" zu haben. Gestern seufzte der Hauptmann: „Ach, in einem richtiggehenden Bett möchte ich mal liegen, ein Hotelzimmer, einen weißgedeckten Tisch, ordentlich, drei Gänge! Vorher Waschen und Baden! Sauberkeitsorgie!" Es war wie im Märchen von der Ilsebill, heute hatte er alles.

Eines schien mir aufzufallen, die Bevölkerung war noch freundlicher als die Warschauer, und wenn man mit Offizieren in die alten, winkligen, entlegenen Viertel einbog, Viertel, die noch keine Uniform gesehen hatten, war man der Gegenstand großstädtischer Ovationen. In der Mischung: Freude am Neuen und Freude, daß die gehaßten Russen fort sind. Der Gemeinderat, der zum Teil geblieben ist, soll sehr energisch gegen russische Evakuierungspläne Wilnas aufgetreten sein. Man soll nicht undeutlich erklärt haben, daß die Polen die himmelschreiende russische Behandlung mit anderen als dem slawischen Verbrüderungslied beantworten würden, daß man es satt habe, Polen zu einer Wüste machen zu lassen. Es gäbe auch den Pariser Einzugsmarsch, der sich sehr gut pfeifen ließe, der augenblicklich überhaupt ein beliebter Marsch sei. Auch das nicht Faßbare würde den Russen schaden, der Haß der Polen, der Haß, zu dem man kommen müßte. Es wurde mir so erzählt. Ich kann die Richtigkeit weder bezweifeln noch beweisen. Die polnischen Musikkapellen haben jedenfalls gute Fähigkeiten im Spielen deutscher Märsche entwickelt. Heut abend ging es in einem großen Café ausgezeichnet.

Die Menge drängte sich vor den großen Spiegelscheiben. Wilna ist immer eine galante — sagen wir einmal galante — Stadt gewesen. Sie hat während des Krieges auf diesem Gebiete Übertreiben gelernt, und sie hat am ersten Einzugstage sichtlich ihren Ruf wahren wollen. Selbst für jemanden, der weiß, daß das Fleisch willig ist, war das Treiben ein bißchen recht bunt. Mit großen, so viel Licht und so viel Weiblichkeit entwöhnten Augen sahen unsere Soldaten in das Wiegen und Trippeln, das Girren und Sichanbieten. Ein Landwehrmann fragte den Verbeuger:

„Gibt's hier Bier?" „Bier nicht da, Kaffee, Tee und ..." Bewegung zu der Welt, die sich nicht langweilt. „Dat is ja Quatsch," sagte der Mann entrüstet. „Nicht mal Bier, und dann die Uffmachung!" Er ging empört weiter. Die Wilnaer aber kosteten den Abend ordentlich aus. Sonst hieß es um $1/_2$11 Uhr Schluß, und schon von 8 Uhr an brannten die Laternen nur in sehr großen Abständen. Flieger-Dämmerung. Die Wilnaer haben sich mit dem Schicksal der Londoner getröstet. „Ist es wahr, daß in London ist ganz dunkel am Abend?" fragte mich ein polnischer Herr, der mit mir im gleichen Laden Äpfel, sehr gute Äpfel, kaufte. Ich meinte, daß es schon stimmen würde. „Das ist gut. Russen," er zuckte die Achseln, „aber Engländer" — es kam eine polnische Redewendung, die den Gipfel des Abscheus ausdrücken sollte. Seine politischen Ansichten waren im übrigen durchaus in dem Nebensatze enthalten: „Da wir jetzt mit den Deutschen zusammen sind, wird der Zucker bald billiger werden." Andere — aber die nehmen den Rubel trotz der Anordnung nicht zu 1,65 Mark, sondern zu 2 Mark — sagen schlechtweg „Daitsche Brieder". Mir sind die nichtbrüderlichen Läden dann doch lieber. Eine Polin erzählte mir da beim Einpacken von Bleistiften, wie am letzten Vormittag russische Offiziere durch die Straßen gekommen wären. Verschmutzt, abgerissen und hungrig. In großer Eile. Der eine hatte ein großes Stück Brot, in das biß er gierig hinein. Ich glaube gern, daß es so war, denn bei der Lage, wie sie ist, dürften die Russen erhebliche Proviantierungsschwierigkeiten haben. Das alte und immer wiederkehrende Geschichtchen wird auch erzählt, wie die letzten Offiziere schnell noch die Kibitkas bestiegen hätten und in rasender Fahrt nach Südosten davongesaust seien. Die Kibitka als letzte Zuflucht scheint russische Eigentümlichkeit zu sein. Daß die Kosaken im letzten Augenblick ihre Gewohnheiten betätigt haben, war wie überall so auch in Wilna der Fall. Ja, aber noch eine andere Sache erzählte man mir. Russische Offiziere haben die Zeitungen, die von dem angeblichen Siege bei Tarnopol berichteten, voll Wut zerrissen. „Wir machen keine dreißigtausend Gefangene. Es ist Lüge,

es ist Dummheit. Wir werden geschlagen, wir sind fertig, fertig!" Und die Fetzen wurden noch mit den Füßen getreten. Ich glaube, daß die Geschichte wahr ist, sie wurde so mit Kleinigkeiten erzählt, die immer verschieden waren, und sie wurde oft erzählt, aber der starke Schein der Wahrheit war immer der gleiche. Vielleicht auch mehr das Gefühl, daß es keinen Sinn mehr habe als die Furcht vor polnischem Zorn hat die Russen denn auch so gelinde aus Wilna ziehen lassen, daß von ihren verrückten Kriegsmaßnahmen, wie sie Brennen und Plündern nennen, nichts zu merken ist. Nur der hübsche Platz steht leer, in dessen Mitte das große Bronzestandbild von Katharina II. sich erhob, und auch das Murawjew-Denkmal vor dem weißen Gouverneurspalast, ehemals Residenz der Erzbischöfe in Wilna, ist fortgeschleppt worden. Die Polen werden den Verlust des Erzbildes des Generalgouverneurs von Wilna, der den polnischen Aufstand niederschlug, verschmerzen. Ihre Blicke sind mehr nach der alten Universität gerichtet, die am gleichen Platze steht. Das alte, hübsche Haus mit den schön gewölbten Hörsälen und dem verträumten Hof ist unter Stephan Bathory seiner Bestimmung als Akademie gegeben worden. Kaiser Alexander I. hat dann 1803 in der Hauptstadt von Litauen die Universität gegründet, bis der andere Wind nach dem Jahre 1832 die Studenten vertrieb und die Professoren auf die Straße jagte. Bis zum Kriegsausbruch war ein Lehrerseminar da in den Räumen. Auf dem schönen Hof sind jetzt Kühe eingepfercht, und der hübsche „astronomische" Turm, der die Zeichen des Jahres, die zwölf Tierkreise, zeigt, sieht nicht mehr auf den Aufschwung litauisch-polnischen Geisteslebens hinab. Obwohl ich weiß, daß die beiden Worte, die da so dicht nebeneinander stehen, in Wirklichkeit oft nicht einen Binde-, sondern einen Trennungsstrich haben müßten, sei es einmal so zusammengefaßt. Es ist ein Thema für sich, auf weitem Felde. Ich glaube übrigens, daß wir mit den Litauern die leichtern und glücklichen Erfahrungen machen könnten. Es sieht wenigstens beim Vergleich oft so aus. Auch Wilna wäre vielleicht ein Beispiel.

Ein großes Symbol aber, das alle Gegensätze, sogar

die zwischen Katholiken und Orthodoxen überbrückt, hat Wilna. Die Muttergottes von Wilna, das wundertätige Heiligenbild in der Ostra-Brama-Kapelle, wird in ganz Polen und Litauen verehrt und auch von den Russen. Die Straße zu der Kapelle, die sich über die Straße hinüberstreckt, in der Art einer Galerie, war auch heute mit Gläubigen gefüllt. Auf dem harten Straßenpflaster knieten die polnischen Frauen und beteten. Oben vor dem goldstrahlenden Bild standen die Herbstblumen bunt und leuchtend, und die Beter waren versunken, und ihre bunten Wünsche schlugen empor zu dem Gnadenbild.

Die Straße ist das Besonderste, was Wilna hat. Es gibt noch ein Dutzend Kirchen etwa, schöne alte mit goldenen Türmen und weniger schönen. Mir fiel dabei nur noch auf, daß die Russen den zentnerschweren Silbersarg des heiligen Kasimir und die großen Silberfiguren der polnischen Könige in der alten, in der Form eines griechischen Tempels gebauten Stanislaus-Kathedrale hiergelassen haben. So sind die polnischen Königsstatuen in deutscher Hut. Sie sind gut aufgehoben da.

Als ich mir das Seitenschiff, in dem sie prunken, aufschließen ließ, füllte sich der Raum sofort mit Betern. „Sie danken Gott für die russische Niederlage. Gott ist mit Polen." Der mir das sagte, schien ein geistlicher Herr zu sein. Mir widerstreben Gespräche über derlei Dinge, die vielen das Größte, Schmerzlichste und Erhebenste in diesen Nöten sind, die aber jedem allein gehören, sehr. Ich sagte nur: „Gott wird mit den Gerechten sein."

„Dann wird er nicht mit den Russen sein, mein Herr."

Ich dachte an mancherlei Dinge und ward doch betroffen von dem bestimmten Ernst und der Feierlichkeit, mit der mich der Sprecher ansah und dann auf die Betenden blickte.

„Gott wird mit den Gerechten sein . . ."




Princeton University Library
32101 059989614

